Oberst Bauer

Der große Krieg in Feld und Heimat



Max Bauer.
Kgl. Pr. Oberst.

Der große Krieg in Feld und Heimat

Erinnerungen und Betrachtungen

von

Oberst Bauer

Vorzugsausgabe

Osiander'sche Buchhandlung / Tübingen 1921

Den Einband hat Bildhauer Friedrich Schenkel, Berlin, entworfen.
Die aufgedruckte Plakette wurde im Felde 1917 von ihm gefertigt und vom Deutschen Kronprinzen als Auszeichnung für seine Sturmtruppen verwandt.

Den Manen
des Fürsten Otto von Bismarck,
des Schöpfers deutscher Kaiserherrlichkeit
gewidmet

Vorwort.

Goethe hat einmal von sich bekannt, daß er nur zu schreiben vermochte, „was ihm auf den Nägeln brannte; daß fast alles, was er gestaltet und geschrieben, Selbstbefreiung war". Nicht anders ist es mit diesem Buche, und es ist in diesem Sinne ein höchst persönliches; kein Geschichts-, sondern ein Bekenntniswerk. Sein Wahrheitsgehalt, sein Wille zur Objektivität ist trotz so subjektivem Entstehungsgrund nicht kleiner. Wer so nah an einem der Brennpunkte der größten Weltwandlung stand, die Geschichte im mannigfachen Gang ihrer Entwicklung kennt, und wer jetzt die Verdrehung oft der einfachsten Tatsachen sieht, auf dem lastet als Pflicht das Bedürfnis, Zeugnis abzulegen über das was war, was aus ihm wurde und „was ist".

Es war mir nicht vergönnt, während der Ereignisse, die ich schildere, in unmittelbar verantwortlicher Stellung zu stehen. Ich brauche daher weder mich noch irgend jemand zu „rechtfertigen" oder zu „verteidigen". Aber wenn ich auch um so unbefangener dem riesenhaften Geschehen gegenüberstehe, so bin ich natürlich an die Optik meiner Augen, an meine Weltanschauung gebunden. Ich will sie auch nicht verleugnen, im Gegenteil, sie offen zu bekennen, gebietet mir mein Gewissen.

Unübersehbar fast ist heute schon die Kriegsliteratur, die militärische wie die politische. Neben leidenschaftlicher Anklage steht nicht minder leidenschaftliche Verteidigung. Geschickte und ungeschickte Advokaten tauchen in allen Lagern auf, gut gemeinter Redlichkeit wird oft von getriebenen Sophisten das Wort im Munde verdreht, einfachste Vorgänge werden künstlich verdunkelt, komplizierteste in primitivster Naivität (oft echter, ebensooft gut gespielter) abgehandelt.

Mich in solche Seitenpfade zu verirren, das Nebenher anders, als eben ein Nebenher zu behandeln, liegt mir völlig fern. Für mich ist ledig-

lich das Entscheidende, die oft geknickte, doch nirgends unterbrochene Linie des großen Geschehens in ihrem äußeren und inneren Zusammenhang, von Belang. Meine Endabsicht, an der Hand persönlicher Erinnerungen die Fehler und Vorzüge, Schwächen und Stärken unserer militärischen, politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse klarzulegen; zu zeigen, daß Deutschland die ihm auferlegte Prüfung, den Krieg, hätte gewinnen können und daß es nicht seinen Gegnern, sondern der Schwäche seiner Regierung und dem verbrecherischen Treiben des politischen Radikalismus jeder Schattierung erlegen ist. Dabei wird die Charakterisierung derjenigen nicht zu umgehen sein, die bestimmenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse hatten oder haben konnten, also der Heeres- und der Staatsleitung, der Parlamente und Gewerkschaften. Wenn ich dabei manchen Personenkultus zerstöre, wenn ich noch lebende Kameraden hier oder dort verurteile, so liegt mir jede Absicht der Kränkung, jeder Haß gar meilenfern. Allein schon Treitschke hat gesagt: „Wer die Sache schlagen will, muß zuweilen auch die Männer treffen." Soweit es nicht galt, offenkundige Niedrigkeit der Gesinnung zu brandmarken, habe ich es mit möglichster Schonung getan. Man mag mir vorwerfen, daß ich stellenweise Mängel und Fehler entschuldige, daß ich hie und da bewußt nicht alles sage. Es trifft zu, und ich behalte mir noch für spätere Zeit manches vor. Nie bin ich indes von der Wahrheit abgewichen. Ich fühlte nur keinen Grund, sie unnötig nackt und plump darzustellen. Und wer bei ehrlichem Willen gefehlt hat, darf schon dafür Anerkennung verlangen. Gefehlt haben letzten Endes wir alle.

Habe ich ein Recht zu solcher Kritik? Ich glaube „ja".

Ich war 1905 in den Generalstab gekommen. Ich hatte also noch das hohe Glück, die hoch über jeden Durchschnitt ragende Persönlichkeit Schlieffens in ihrem Sein, Denken und Wirken zu erleben. Dieser intuitiv starke und doch kühl rechnende, von Ideenfülle und Energie überreich bediente Kopf, von dem auch nicht einer, der ihn kennen lernte, je zweifelte, daß er das große Schicksal, das über uns verhängt war, siegreich gemeistert hätte, war ein Feldherr, ohne je das Glück der Führung eines Feldheeres genießen zu dürfen. Ihn als Führer, Ludendorff als seinen ersten Gehilfen sich zu denken — wir hätten ohne Zweifel das Höchste erreicht, was Menschenwitz und deutsche Sehnsucht in nun rauh zerschlagenen Träumen sich denken konnte.

1908 brachte mich in die Aufmarsch- und Mobilmachungsabteilung, wo ich bis 1912 unter Ludendorff arbeitete. Schon damals war er der „große Mann", der sah, was unausweichlich kommen mußte, wenn die Diplomatennetze sich so weiterspannen, und was prompt dann auch kam, als unsere Gegner sich stark genug wähnten. Vergebens versuchte Ludendorff Abhilfe: Versetzung in die Front war der Lohn seines Mühens. Reichstag und Kriegsministerium waren damals, wie während des Krieges, stärker als der Generalstab, der vor dem Inland angeschwärzt und vor dem Ausland als Kriegshetzer denunziert wurde. Alle Ministerien atmeten auf, wenn der stets in die Rolle des lästigen Mahners Gedrängte wieder „eins weg hatte". Daß die Sicherheit unserer Zukunft damit jedesmal gleichzeitig „eins weg hatte", kam den geistig ewig von der Hand in den Mund Lebenden nicht in den Sinn. Was, im Frühjahr 1913, Ludendorffs Abgang erzwang, erzwang gleichzeitig die Niederlage an der Marne: wir stehen damit vor einem der wenigen Punkte, die nicht umstritten werden, weil sie nicht umstreitbar sind.

1912—13 saß ich im Elsaß, im Stab der 39. Division, von wo ich im Oktober wieder mein altes Quartier in der Aufmarschabteilung bezog. Statt Ludendorff regierte dort Oberstleutnant Tappen. 1914 kam ich dann (mit der ganzen Abteilung) in die Oberste Heeresleitung und gehörte ihr auch bis Oktober 1918, bis zu Ludendorffs Rücktritt, ohne Unterbrechung an. Mit ihm zusammen schied auch ich aus dem Dienst.

Mein Sinnen und meine Arbeit hat alle Zeit und insonderheit im Kriege dem Heer gegolten. Dazu verurteilt, täglich 14—15 Stunden im Bureau bei der O.H.L. zu sitzen, war mein Herz allezeit bei der Truppe an der Front. So oft ich konnte, war ich bei ihr, sah die unaufhaltsamen Angriffe unserer Infanterie, freute mich am Donner unserer Artillerie. Mit Stolz und Trauer zugleich nahm ich an dem übermenschlichen Ringen, Dulden und Sterben unseres unvergleichlich wunderbaren Heeres teil. Der Frontvelden würdig zu sein, das war die Triebfeder für mein Handeln, das darin gipfelte, dem Heer Verluste zu sparen, Kampfmittel und Formen diesem Zweck anzupassen, und vor allem die Heimat aufzurütteln zum Verständnis für die Größe der Zeit.

Es waren vier schwere bittere Jahre, ohne Erholung, ohne Feiertag, ohne Urlaub, die Arbeit selbst erschwert durch Kämpfe nach allen Seiten, selten sachlicher Art, meist auf Grund von Verständnislosigkeit, Eifersucht oder Ressortstreit.

Die Revolution und der durch sie verlorene Krieg hat meine Lebensarbeit vernichtet und alle Grundlagen meiner Existenz erschüttert. Und wie mir ergeht es Tausenden wackerer Kameraden, die für alle Pflichttreue jetzt von jedem politischen oder finanziellen Revolutionsschieber mit Dreck beworfen werden. Freilich gibt es auch andere „Kameraden"! Nicht ohne ein Gefühl innerer Beschämung denke ich an diese, die umgelernt und die „neue Zeit" schnell erfaßt haben. Sie haben nie den sittlichen Ernst des kategorischen Imperativs der Pflicht, den Geist des großen Königs, Wilhelm I. und Bismarcks begriffen und sich wirklich angeeignet. Jeder gleicht dem Geist, den er begreift. Mögen sie sehen, wie sie damit vor Gott und der Geschichte bestehen. Was ficht es mich an. Ich bleibe das, was ich mein Leben lang nach Denken, Wollen und Empfinden gewesen bin. Auch darüber soll mein Buch Rechenschaft geben.

Bauer,
zuletzt Königlich preußischer Oberst
und Abteilungschef bei der Obersten Heeresleitung.

Man könnte mir an manchen Stellen einwenden, daß ich diese Feststellungen post festum mache. Zum Gegenbeweis berufe ich mich auf die von General Ludendorff bei Mittler und Sohn herausgegebenen „Urkunden der O.H.L." Schreiben usw. in diesem Werk, die im Kopf die Bezeichnung O II bzw. Operationsabteilung II tragen bzw. in der Unterschrift den Vermerk II Nr.... enthalten, stammen aus meiner Abteilung. An einzelnen Stellen dieses Buches habe ich auf diese „Urkunden" besonders hingewiesen.

Inhalt.

Einleitung.

I. Teil.

Der Krieg vom August 1914 bis zu Falkenhayns Ausscheiden aus der O.H.L.

II. Teil.

Der Krieg vom Eintritt Hindenburgs und Ludendorffs in die O.H.L. bis zu den Frühjahrsoffensiven 1918.

III. Teil.

Von der 1. Offensive bis zur Bildung des Kriegskabinetts.

IV. Teil.

Vom Waffenstillstandsangebot bis zum Zusammenbruch.

V. Teil.

Rückblick.

War der Krieg zu gewinnen und die Revolution zu vermeiden?

Ausblick.

Einleitung.

Als Wilhelm II. seine Regierung antrat, stand ihm in Bismarck ein Staatsmann zur Seite, der in der Geschichte aller Zeiten als einer der Größten glänzen wird. Bismarcks Genialität und Tatkraft verdankt das Deutsche Reich seine Wiedergeburt, verdankten die Hohenzollern die Kaiserkrone. Und mit Neid und Bewunderung blickte das Ausland auf diesen großen deutschen Mann.

Es ist hier nicht Zeit noch Ort, davon zu reden, weshalb und wie Bismarck entlassen wurde. Ueber breite Volkskreise, die charaktervollen und urteilsfähigen gerade, lagerte sich schon damals dumpfe Ahnung, daß Unheilshände mit dem Schicksal Deutschlands spielten. Seine zahlreichen Gegner aber in der Regierung, dem Parlament und in der Presse jubilierten, sangen dem jungen Kaiser Schmeichelhymnen, wie sie gleichzeitig in schnödem Undank Bismarck in den Schmutz zogen. Für diese, im innersten Wesenskern unaufrichtige Gauklerschar hatte Hebbel das treffende Wort geschrieben: „Wer Schmutz nach den Sternen wirft, dem fällt er ins Gesicht zurück."

Die Ereignisse der äußeren und inneren Politik gaben ärgster Befürchtung bald traurig recht. Früh zeigten sich deutliche Zeichen des politischen Niedergangs, über die sich indes viele durch die wirtschaftliche Blüte, die erstaunliche Entwicklung unseres Handels, der Industrie und des Wohlstandes täuschen ließen.

Man muß diese Zusammenhänge im einzelnen betrachten, um ein klares Bild über Ursache, Verlauf und Wirkung des Krieges sowie Deutschlands Zusammenbruch zu gewinnen. Es soll damit zugleich gezeigt werden, daß Deutschland alles andere eher betrieben und gewollt hat, als diesen Krieg heraufzubeschwören. Betrachten wir zuerst in ganz großen Zügen die äußere Politik.

Die äußere Politik seit Bismarcks Weggang.

Als Bismarck wegging, stand das Deutsche Reich im Bündnis mit Oesterreich und im Bündnis mit Italien; es hatte gleichzeitig den Rückversicherungsvertrag mit Rußland, der es gegen jeden Angriff von Westen sicherte, ohne nach Osten irgendwelche Verbindlichkeiten, die auf die deutschen Interessen lähmend einwirken konnten, zu schaffen. Ueberdies standen wir mit England freundschaftlich. Frankreich war also, noch zwanzig Jahre nach dem Frankfurter Frieden, dank der Staatskunst Bismarcks, vollkommen isoliert. An eine Aussicht, in irgend absehbarer Zeit Revanche zu nehmen oder die deutsche Einheitsfrage als eine europäische wieder aufzunehmen, war von seiner Seite nicht zu denken.

Dies änderte sich rasch, als Bismarck ging. Mit scharfem Ruck wurde das Reichssteuer gedreht, der Rückversicherungsvertrag mit Rußland, gegen dessen Wunsch, nicht mehr erneuert (1890). Statt dessen wurde eine engere Anlehnung an England versucht. Der deutsch-englische Sansibar-Helgolandvertrag wurde geräuschvoll abgeschlossen. Auch eine Annäherung an Frankreich wurde in Szene gesetzt und die Kaiserin Friedrich nach Paris geschickt (1892). Dieser Annäherungsversuch mißlang, die Kaiserin mußte, nach schwerem Affront, vorzeitig heimkehren. Das mit uns verbündet gewesene, nunmehr aber durch uns vereinsamte Rußland wandte sich naturgemäß an den zweiten Vereinsamten, d. h. an Frankreich. Sichtbar trat diese Annäherung, die auch dem Blindesten hätte die Augen öffnen müssen, durch den Abschluß der ersten russisch-französischen Anleihe in Erscheinung und schon ein Jahr nach Bismarcks Entlassung hörte Fürst Hohenlohe aus dem Munde des Kaisers auf die Frage, wie er zur Zeit mit dem Zaren stehe, die Antwort: „Gar nicht, er ist hier durchgereist, ohne mich zu besuchen, und ich schreibe ihm nur zeremonielle Briefe.“ Laut und oft warnte Bismarck vor diesem neuen Weg.

Die Warnung ist leider ungehört verhallt. Wir aber trieben in dem neuen Kurs „mit Volldampf voraus“, bis wiederum plötzlich eine neue Aenderung der Steuerstellung des Reiches von dem damaligen Staatssekretär und ehemaligen Staatsanwalt, Freiherrn von Marschall, vorgenommen wurde. Deutschland intervenierte 1895, mit Rußland und Frankreich zusammen, zugunsten des von Japan geschlagenen China

gegen den Vertrag von Shimonoseki, also gegen Japan und das hinter ihm stehende England. So hatten wir glücklich, im Verlauf von noch nicht einem Lustrum, auch England verprellt.

Frankreich, das in jener Zeit nach Siam, Tonkin und Dahomey ging, war natürlich in dieser Spanne seiner Expansion der Sicherheit seiner Ostgrenzen froh und drängte (so sicher fühlte es sich durch die neue Konstellation) sogar nach Faschoda, einer der wichtigsten englisch-afrikanischen Vormarschstellen.

Wenig später, 1897, wurde die deutsch-englische Entfremdung noch größer: Flottenreden, Flottenstatistiken, Flottentabellen im Reichstag; Absage des jährlichen Kaiserbesuchs von Cowes!

Mit der Abkehr von England setzten Annäherungsversuche an Rußland mit dem Kaiserbesuch in Kronstadt ein; eine Wende, der die Krügerdepesche wie ein Wetterleuchten vorausgegangen war. Oesterreich, das nunmehr vielleicht das Wiederaufleben eines neuen deutsch-russischen Vertrages fürchtete, suchte hastig eine Separatverständigung mit Rußland über den Balkan.

In derselben Zeitspanne verleitete der inzwischen zum Botschafter in Konstantinopel ernannte Freiherr von Marschall den Kaiser zu einer Pompreise zum Kalifen und nach Palästina (1898). Es wurden Reden gehalten, die Frankreich mit seinem jahrhundertealten Katholikenprotektorat und England mit seinen hundert Millionen muhammedanischen Orientuntertanen stutzig machten. Ihr Eindruck wurde dadurch nicht gemildert, daß wir gleichzeitig die Parole „Hamburg-Bagdad" in der Presse breittreten ließen, mit Hochdruck an dem Ausbau der anatolischen Eisenbahn arbeiteten, ja Frankreich sogar Mitarbeit an diesem Werk anboten.

Das von uns in Transvaal und auf dem asiatischen Landwege nach Indien unter gleichzeitiger Umwerbung des Sultans und nicht stiller Beschleunigung des Flottenbaues sich bedroht fühlende England näherte sich, notgedrungen und seine Verstimmung über den Faschodazwischenfall vergessend, erkennbar Frankreich. Bemerkenswert ist, daß es vorher noch, um die Gefahr zu bannen, durch Chamberlain, unter Zuziehung des japanischen Botschafters, in Bündnisverhandlungen mit uns eingetreten war, natürlich, ohne Gegenliebe zu finden (1898—1900). Bevor es aber an die definitive Auseinandersetzung mit Deutschland ging, schaffte es sich erst noch die Sorge um Südafrika durch die Niederwerfung der

Burenrepubliken vom Halse (1901) und ließ Rußland durch Japan so schwächen, daß es für England bündnisfähig wurde (1904—05). Um Frankreichs ganz sicher zu sein, überließ es ihm, das dafür auf alle Ansprüche in Aegypten verzichtete, Marokko (April 1904).

Endlich merkten bei uns die Maßgebenden die große Bedrohung durch den britischen Gegenspieler. Das Reichssteuer wurde erneut gedreht. Der Kaiser fuhr, durch Holstein bewogen, nach Tanger und hielt dort die im Auswärtigen Amt entworfene Fanfarenrede, die, wie man weiß, mit dem Satze schloß: „Ich verhandle nur mit dem souveränen Sultan.“ Das war ein offener Affront gegen Frankreich und England, die sich eben über die Vasallierung des Marokkanerhäuptlings geeinigt hatten (1905). Durch ganz Europa ging ein Erschrecken. Die Rede weckte lauteren Widerhall, als die Pistolenschüsse der Buben von Serajewo. Wurde es Ernst? Seit dem Berliner Kongreß wurde zum erstenmal wieder eine internationale Konferenz der, nach Nigras Spottwort, „grandes impuissances“ nötig, um die europäische Spannung noch einmal friedlich auszugleichen. So ward die Konferenz von Algeciras Ereignis, die bereits ein, mit alleiniger Ausnahme Oesterreichs, gegen uns geeinigtes Europa offenbarte.

Immerhin war der Bund unter Führung Englands vorerst nur ein diplomatischer mit sehr begrenzten Machtmitteln, denn Rußland war eben von Japan geschlagen, hatte im Innern die Revolution und keinen Pfennig Geld in den Kassen. Frankreich war, nach seinen eigenen Zeugnissen, in keiner Weise gerüstet, die englisch-französische Entente noch nicht so ausgebaut, daß ein Eingriff Englands in einen damals ausbrechenden Krieg wahrscheinlich war, zumal Südafrika, das eben unterjochte, durchaus noch nicht pazifiert erschien und England fesselnde Engagements in Europa verbot.

Oesterreichs Flankenstellung hätte damals genügt, um das vollkommen darniederliegende Rußland in Neutralität zu halten, und Italien wäre angesichts dieser Konstellation bestimmt nicht im Lager unserer Feinde anzutreffen gewesen. Damals — 1906 — wurde die Weltuhr gestellt, lag das Schicksal des europäischen Kontinents tatsächlich in Deutschlands Hand; und ein etwa ausbrechender deutsch-französischer Krieg wäre im ersten halben Jahr zu einem siegreichen Ende zu führen gewesen. Er hätte Deutschlands unangefochtene Stellung in Europa endgültig festgestellt. Dies war auch die Ueberzeugung Schlieffens.

Allein es kam anders! Man gab statt dessen auf der Konferenz unter dem Druck diplomatischer Papierkugeln nach und überließ Frankreich Marokko, England die Konsolidierung seiner einkreisenden Politik, Italien das Abschwenken zum neuen Block und Rußland die Zeit willkommener Erholung.

Von diesem Zeitpunkt ab, das heißt: seit dem Frühjahr 1906, stand Deutschland in jeder Krisis neben Oesterreich diplomatisch allein. Nur Blinde konnten von da ab noch verkennen, was die Stunde geschlagen hatte, und in der ganzen Zeit von 1906—1914 hatte Deutschland nur noch ein einziges Mal die Möglichkeit, den um es gelegten Ring, zu dem 1908 König Edward in Reval auch Rußland fest verpflichtet und gewonnen hatte (Juni 1908), zu sprengen. Das war zur Zeit der bosnischen Krisis (Okt. 1908—09). Hätten wir damals, wie einige Weiterblickende vorschlugen, Rußland die Dardanellen geöffnet, was nur von uns abhing, so wäre der Weltkrieg mit Sicherheit vermieden worden. Da wir dies nicht taten und statt dessen durch bedingungsloses Unterstützen Oesterreich-Ungarns die diplomatische Niederlage Rußlands (die Situation hatte sich bis zum Wechsel von Ultimaten zugespitzt) herbeiführten, spannte sich die europäische Lage so sehr, daß von nun ab bis zum Ausbruch des Weltkrieges kein Jahr ohne schwerste europäische Krisis verlief. 1911 hatten wir den Zwischenfall von Agadir, der wie eine drohende Wetterwolke den ganzen Sommer über Europa stand und uns den gänzlichen Verzicht auf Marokko kostete. 1912 kam erst der Italienisch-Türkische Krieg um Tripolis, im Sommer der erste, im Frühjahr 1913 der zweite Balkankrieg und 1914, nachdem fast alle Staatsmänner und Militärs Europas sich für archiprêt erklärt hatten, das Attentat von Serajewo, das die Auslösung des längst fälligen, von der Entente unter Englands Führung vorhergesehenen, Weltkrieges brachte.

Trifft die deutsche Politik in diesem tragischen Gesamtgang der Dinge überhaupt ein Verschulden, so ist es dies, daß sie mit dem Glauben lebte und handelte, angesichts der täglich drohender sich gestaltenden Lage mit kleinen taktischen Maßnahmen, mit Schwanken und Tastversuchen eine Entscheidung vermeiden zu können. Europa hatte militärisch noch Frieden; der Kriegsaufmarsch der Diplomatie aber hatte längst begonnen. Das deutsche Volk kam dabei in entscheidenden Nachteil, weil es das Unglück hatte, in der entscheidenden Zeit von 1900—1914 zwar manchen brauchbaren Diplomaten zu haben, aber nicht konsequent durch einen

wirklich staatsmännischen Kopf geführt zu sein. Nicht verletzender Expansionstrieb, nicht bewußter Imperialismus, sondern das Gegenteil, Schwäche, Schwanken und Planlosigkeit haben Deutschland in diese Katastrophe hineingeführt. Wir konnten Weltmacht-Politik treiben, dann mußten wir uns auf die Abrechnung mit England vorbereiten, oder wir konnten unter Verzicht auf die Weltmachtstellung mit England ins Einvernehmen kommen — wir aber trieben Weltmacht-Politik, versäumten jedoch, uns auf die Abrechnung vorzubereiten.

Daß man jetzt deutscher Politik vorwirft, den Krieg zielbewußt vorbereitet und schließlich entfesselt zu haben, ist eine Umkehr der Verhältnisse, die geradezu grotesk ist. Und daß es trotzdem geglaubt wird, beweist, wie wenig Menschen auch nur die Geschichte der Zeit, in der sie leben, mit wachem Sinn und klarem Blick verfolgen.

Einwandfrei aber wird der Nachweis, daß Deutschland den Krieg nicht gewollt und herbeigeführt hat, durch einen Blick auf seine militärischen Rüstungen. Die militärischen Kriegsvorbereitungen werden immer auf der Basis der außenpolitischen (bzw. wirtschaftspolitischen) Lage ruhen. Wollten wir den Krieg, ja rechneten wir nur mit seiner Wahrscheinlichkeit, so mußten wir unsere Wehrkraft angesichts des sich enger und enger schließenden feindlichen Ringes aufs äußerste anspannen. **Wir** haben es nicht getan (vgl. S. 8), aber die Franzosen haben es getan, die Russen mit französischem Gelde und beide in Englands Dienst. England selbst hat nicht gerüstet — es hielt seine Flotte stark, das war alles. Den Blutzoll im Kampfe Englands gegen Deutschland sollten nach bewährtem englischen Muster Franzosen und Russen zahlen. Etwas haben sie sich diesmal verrechnet.

Gleichwohl kann man England das Lob nicht versagen, daß es konsequent und zielsicher, ohne schwächliches Schwanken seinen Weg zur Macht gegangen ist. Von den Staaten, die mit England in den Krieg getreten sind, wird keiner auf die Dauer Freude am Sieg haben, hat keiner auch nur annähernd so viel gewonnen, wie England.

Die innere Politik seit Bismarcks Weggang.

Unter den Gründen, die Bismarcks Scheiden aus dem Reichs- und preußischen Staatsdienst brachten, waren die mit einer völligen und plötzlichen Umstellung unserer internationalen Politik gegebenen nicht

die einzigen. Auch Fragen der inneren spielten eine wesentliche Rolle.

Unter diesen war die „soziale" die wesentlichste. Kaiser Wilhelm I. und Bismarck waren, wie alle Welt weiß, die ersten, die die sozialen Fragen der Gegenwart als Probleme des Staates selbst nicht nur erkannten, sondern ihnen auch praktische staatliche Fürsorge zuwandten. Ewig wird die Thronrede vom Jahre 1881 ein Denkmal in der Entwicklung der Neuzeit bleiben. Ewig müßte die Arbeiterschaft aller Länder Bismarck danken, daß er der erste Staatsmann war, der die Machtmittel des Staates der praktischen Fürsorge für die wirtschaftlich Schwächeren zuführte. Es entstand die Krankenversicherung, die Invalidenversicherung, die Altersversicherung.

Trotzdem ging diese staatssozialistische Arbeit dem jungen Kaiser Wilhelm nicht weit und nicht rasch genug. Der Kaiser wollte die Reichsgesetzgebung international ausbauen: Bismarck widersprach, weil er darin auch notwendig schädlich rückwirkende Einwirkungsversuche in die Souveränität anderer Staaten sah. Der Erfolg war: die Trennung des Kaisers vom Kanzler! Der Kaiser setzte seine internationale Konferenz durch, deren Ergebnis, wie Bismarck vorausgesagt, absolut Null war.

Wenn Wilhelm II. geglaubt hat, sich durch seine Fürsorge die Sympathie und Zuneigung der Arbeiter zu erwerben, so ist er grausam enttäuscht worden. Ihm ist schnödester Undank zuteil geworden. Das lag daran, daß die Sozialdemokratie ihre Lehren, den Kampf gegen das Militär, Bürgerschaft und Monarchie, sowie für die internationale Verbrüderung völlig frei predigen durfte und damit die Arbeiterschaft gegen die bestehende Staatsordnung verhetzte. So wurde infolge des schwächlichen Zusehens der Regierung und des Kaisers die Gefahr einer Revolution immer größer, und sie wäre tatsächlich auch ohne den Krieg, wenn auch vielleicht einige Jahre später, gekommen. —

Im Gegensatz zu Bismarcks Schutzzollpolitik betrat der Kaiser die Bahnen des Freihandels. Das bedeutete den Kampf gegen die Landwirtschaft, denn diese war außerstande, mit den Auslandsgetreidepreisen zu konkurrieren. Die Monarchie wandte sich also gegen ihre treuesten Söhne und stärksten Stützen, ohne doch der radikalen Elemente auch nur zum kleinen Bruchteil sicher zu sein. Da die Landwirtschaft — der Um-

gang mit Himmel und Erde allein hält den Menschen gerade, stark und aufrecht — in scharfe, wenn auch loyale Opposition trat, begann gleichzeitig eine Umschmeichelung der deutschen Polen, Dänen, Elsässer und Lothringer, so daß die Regierung sich geradezu auf alle destruktiven Elemente des Volkes stützte. — Schwer haben Volk und Vaterland für dieses von unfähigen Ratgebern dem Kaiser empfohlene Experiment gezahlt.

Die Herrlichkeit des neuen Kurses dauerte denn auch nicht allzulang. Die Ernüchterung folgte schon Mitte der neunziger Jahre. Die gegen die Sozialdemokratie eingebrachte „Zuchthausvorlage" ging als grelles Wetterleuchten voraus. Um die Jahrhundertwende war, zum zweitenmal seit Bismarcks Weggang, die völlige Umlegung des Reichssteuers auch für die innere Politik vollzogen. Auch die Polen bekamen den Umschwung zu spüren; die Enteignung wurde wieder aufgenommen und schaffte, bei aller praktischen Unnützlichkeit, viel böses Blut, das sich jetzt bitter gerächt hat.

Am verhängnisvollsten aber war das Versagen der inneren Politik hinsichtlich des Ausbaues unserer Wehrfähigkeit. Deutschland hätte sich, eingekeilt zwischen die beiden stärksten Militärmächte, Rußland und Frankreich, um so mehr auf den Krieg vorbereiten müssen, je mehr sich die Entente festigte und skrupellos offen ihre Rüstungen gegen uns betrieb. Daß Deutschland dabei die Freundschaft Rußlands durch eigene Schuld verscherzt hatte, ändert nichts an dieser Konsequenz. Obwohl Deutschland die gesetzliche (auf dem Papier) allgemeine Wehrpflicht hatte und obwohl seine Bevölkerung dauernd wuchs, traf jede neue Heeres- oder Flottenvorlage auf schwerste Kämpfe im Reichstag.

Weit ist Deutschland hinter dem zurückgeblieben, was es an Truppen hätte aufstellen können. Wir stellten kaum 50 % unserer Männer ein, Frankreich über 80 %. So kam es, daß 1914 die Friedens-Heeresstärke Frankreichs nur wenig geringer war, als die Deutschlands, das 880 000 Mann hatte, während Rußland allein über etwa 2 300 000 Mann verfügte, denen Oesterreich ganze 500 000 Mann gegenüberstellte. Die Entente hatte also schon zu Beginn des Krieges mit einer Friedensstärke von über 3 000 000 Mann etwa die doppelte Kämpferzahl wie der Zweibund.

Wenn Deutschland einen Krieg unter solchen Machtrelationen überhaupt gewinnen wollte, mußte es daher suchen, ihn schnell zu beenden,

und dazu war zu Anfang ein überlegenes Heer nötig. Die hierzu vorhandene Möglichkeit ist von Regierung und Reichstag nicht ausgenutzt. Daß bei längerer Dauer die Menschenreserven der Entente — selbst ohne Amerika — unerschöpflich waren und unter Umständen, wenn es zu einem Abringen von Mann gegen Mann kam, den Ausschlag geben konnten, geht daraus hervor, daß die Entente über weit mehr als 200 Millionen Menschen verfügte, der Zweibund nur über etwa 110 Millionen.

Die angegebenen Zahlen beweisen jedenfalls, wie schon gesagt, am schlagendsten, daß Deutschland den Krieg nicht planmäßig vorbereitet hat, es hat, im Gegenteil, durch Nichtausnutzung seiner Reserven praktisch abgerüstet. Die Zahlen beweisen aber auch die Tüchtigkeit des deutschen Heeres, bis es schließlich der Revolution erlegen ist. Unsere Gegner wußten, weshalb sie den deutschen „Militarismus" bekämpften, der sie auf dem Schlachtfelde schlug und jede Revolution aussichtslos erscheinen ließ.

Unsere Politici schliefen, obwohl schon vor sechzig Jahren Bismarck warnend und feststellend an Leopold von Gerlach geschrieben hatte: „Fremde Staaten mit Hilfe der Revolution zu bedrohen, ist heutzutage seit einer ziemlichen Reihe von Jahren das Gewerbe Englands"; obwohl die russische Revolution 1906 im Anschluß an den von England inszenierten Japanerkrieg die alte Praxis zeigte und obwohl einst Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte" (siehe Band III, Seite 728) auf jene drohende Rede Kannings hingewiesen hatte, in der er an den Schlauch des Aelus erinnerte, mit dem England jederzeit und nach Belieben die Mächte der Revolution entfesseln könne. Keiner unserer Kriegsstaatsmänner hat, wie es scheint, daran gedacht, wie leicht solcher Drohung sich bei uns die Eingangspforten öffnen angesichts eines Parteilebens und -treibens, wie es das deutsche Volk seit langem erduldet hat, ohne die Kraft zur Abwehr zu finden.

Nur schwer ist namentlich dem Nichtdeutschen die katastrophale Rolle klarzumachen, die die politischen Parteien im Reichstag gespielt haben und noch spielen. In allen Ländern ist auch für die Partei die salus publica suprema lex. Bei uns war und ist das anders.

Das schlimmste war, daß wir allein uns den Luxus einer völlig international gerichteten Partei leisteten, und daß wir sogar eine bürger-

liche Partei, den Freisinn, mit starkem internationalen Einschlag hatten, der sich in nationalen Fragen fast grundsätzlich versagte.

Die dritte Partei, das Zentrum, vertreten durch die Katholiken Deutschlands, glaubte national zu sein, aber es folgte bei seiner Abhängigkeit von dem Vatikan doch stets dessen Richtlinien — zum Nachteil Deutschlands. Der Vatikan setzte auf das katholische Habsburg. Das protestantische deutsche Kaiserhaus war für ihn ein aufgezwungenes Uebel, und das griechisch-katholische Rußland war sein natürlicher Gegner. So hat denn das Zentrum auch immer das Bündnis mit Oesterreich betrieben und gegen Rußland Stellung genommen. Da aber mit dem Anwachsen der Sozialdemokratie das Zentrum im Reichstag mehr und mehr das Zünglein an der Wage wurde, so mußten die Reichskanzler mit ihm paktieren.

Besonders schlimm war dabei, daß unser natürlicher Bundesgenosse, Rußland, auch von der Sozialdemokratie wild gehaßt wurde. War doch der „absolute Zarismus" der Tollpunkt jedes waschechten Demokraten und Sozialdemokraten. Dazu trat bedenkenlos verhetzend jene vergiftende, unermüdlich wirksame Hetze philosemitischer Natur, die zu vier Fünfteln unsere Presse beherrschte und — den Schreibern nach — weitgehend österreichischen Ursprungs war. Vergebens ward für sie in der größten politischen Rede, die bis heute deutsche Parlamentsakten ziert, der Satz gesprochen: „Jedes Land ist auf die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, irgendeinmal verantwortlich; die Rechnung wird an irgendeinem Tage präsentiert." Auch diese wurde präsentiert!

Für alle Parteien des Reichstages kam hinzu, daß das deutsche Parteileben einen Doktrinarismus gezeitigt hat, der die Parteitheorie stets weit über die praktischen Erfordernisse der Politik stellte und sehr oft die Parteiinteressen denen des Vaterlandes übergeordnet hat. Schon 1885 mußte Bismarck im Reichstag klagen: „Der Parteigeist ist es, den ich anklage vor Gott und der Geschichte, wenn das ganze herrliche Werk von 1866 und 1870 wieder in Verfall gerät und durch die Feder hier verdorben wird, nachdem es durch das Schwert geschaffen worden." Und noch in seinen letzten Jahren mußte er klagen: „Bei den Fraktionen steht jede politische Verstimmung, jede Rivalität, jeder lautere und unlautere Wettbewerb mit andern Fraktionen über dem nationalen Interesse."

Wo in aller Geschichte hat ein Staatsmann je solche Klage führen müssen? Wir stehen vor der tiefsten Wunde deutschen Lebens, und *die Parteien in erster Linie sind es, die die größte Verantwortung an der heutigen Lage des Deutschen Reiches und Volkes tragen.*

Vor 2000 Jahren schrieb Tacitus in seiner „Germania": „Mögen die Deutschen nie aufhören, sich untereinander zu befehden." Wie ein Fluch zieht diese innere Hadersucht durch unsere ganze Geschichte. Nie war die deutsche Geschichte, im Gegensatz zur englischen, eine Eroberungsgeschichte. Selbst nach dem mittelalterlichen Italien zogen unsere Führer nie anders, als gerufen. Unsere Entwicklung war fast durchweg eine Geschichte innerer Kämpfe und ist es heute, wie während der Kriegszeit, nicht weniger, sondern mehr denn je. Während wir nicht wissen, wo uns Licht, Luft und Nahrung herkommen soll, geht der Parteihader weiter, jeder Wiedererstarkung unseres schwer leidenden Volkes größtes Hemmnis.

Kein Zweifel, in Deutschlands Innern nagte, seit Bismarcks Weggang, der Wurm des Todes. Freilich täuschten den oberflächlichen Beobachter zwei Dinge über diese Erkenntnis hinweg. Das war der Zustand des Friedensheeres, das, wenn auch oft wegen des „Drills" verlacht, doch in Ausbildung, Disziplin und Festigkeit unerreicht dastand. Und das Zweite war der wirtschaftliche Aufschwung. Der Kaiser hat selbst frühzeitig die Bedeutung der Kohle, dieses für alle Zweige menschlicher Tätigkeit unentbehrlichen Naturschatzes erkannt und ihre Ausnutzung gefördert. So blühte, da Deutschland reich an Kohle und reich an Unternehmungsgeist war, die chemische und die Eisenindustrie, zugleich mit ihnen Handel, Wandel, Wissenschaft und vor allem die Schiffahrt. Eine Anzahl Männer (man denke an Namen wie Krupp, Thyssen, Stinnes, an Emil Fischer, Nernst, Duisberg und Haber, an Ballin, Heinecken, Woermann, an alle die Bahnbrecher auf den Gebieten der Eisen- und Kohlenindustrie, der Chemie, der Optik usw.) haben Unermeßliches geleistet und Deutschland reich und arbeitsfroh gemacht. Auch ist zweifellos, daß Deutschlands Industrie, Wissenschaft und Reichtum für die Führung des Krieges von großem Wert gewesen sind[1]).

Andererseits hat aber das Anwachsen der Industrie allein die Sozialdemokratie so gestärkt, daß sie ihre vernichtende Rolle überhaupt hat

1) Ohne sie wäre er freilich auch gar nicht gekommen.

spielen können. Es soll hier nicht untersucht werden, wie man dieses Anwachsen hätte verhindern können. Tatsache ist jedenfalls, daß die Gefolgschaft der Sozialdemokratie bis 1918 überwiegend aus den Industriearbeitern bestand. —

Wägt man bei dem allen Licht und Schatten gegen einander ab, so bleibt das Resultat, daß es dem Kaiser und seiner Regierung nicht gelungen ist, das große Einigungswerk Wilhelms I. und Bismarcks fortzusetzen. Deutschland ist im Gegenteil von Jahr zu Jahr in sich uneiniger und mehr vom Geist des Internationalismus und der Revolution erfüllt worden. Auch die Wehrkraft des Reiches ist nicht, jedenfalls nicht quantitativ, auf der Höhe gehalten worden, wie es möglich und nötig war.

Alle diese Umstände beweisen für jeden, der sehen will, daß Deutschland nicht nur den Krieg nicht gewollt und vorbereitet, sondern umgekehrt die drohende und stetig wachsende Gefahr bis zuletzt unterschätzt hat.

Zwar hat der Ausbruch des Krieges, durch den das ganze Volk plötzlich zur Besinnung kam, zweifellos ein einiges starkes Deutschland gezeigt. Allein, während wir vier Jahre lang tief in Feindesland standen: wo kam es hin? Trotz seiner Tapferkeit, Ausbildung und Führung und übermenschlicher Leistung reichte das Heer nicht aus, die zahlenmäßig weit überlegenen Feinde in kürzester Frist zu schlagen, und in dem infolgedessen einsetzenden langen Fortschleppen des Kampfes brach auch der alte Parteihader wieder aus, der schließlich Deutschland zu Fall gebracht hat.

Befugnisse der Kaiserkrone, der Bundesstaaten und des Reichstags.

Man kann, wenn man sieht, wie planlos, ohne feste Hand und verhängnisvoll die innere und äußere Politik Deutschlands geführt ist, nur fragen, wo liegt die Schuld, und wie kam es andererseits, daß so vieles Falsche über den Absolutismus des Kaisers, die Militär- und Junkerherrschaft sich hat im In- und Auslande festsetzen können? Wir wollen versuchen, dies von der Wurzel aus zu erklären.

Das deutsche Volk zerfällt in Stämme, heute noch genau so, wie zu des alten Tacitus Zeiten, und seine ganze Geschichte ist Stammes-

geschichte, das heißt: eine Entwicklungsgeschichte dieser Stämme. Daher die Form der Reichsverfassung. Wie die Vereinigten Staaten ein Bund zahlreicher souveräner Einheitsstaaten sind, mit einer delegierten Zentralgewalt, genau so war das Deutsche Reich ein, wie es in der Bismarckschen Verfassung heißt, „ewiger Bund" von siebenundzwanzig Staaten. Das Deutsche Reich als solches war keine Monarchie und wird nie eine Monarchie sein können und der frühere deutsche Kaiser trug staatsrechtlich eigentlich nur den Titel: „das Präsidium". Monarch war der Kaiser nur und ausschließlich als König von Preußen, und nur aus dem König von Preußen kam letzten Endes die Macht, die der Kaiser hatte. Sonst war er lediglich neben den andern Bundesfürsten primus inter pares, und alle Exekutive, die er ausübte, konnte er nur ausüben „im Namen der verbündeten Regierungen", wie die Reichsverfassung vorschrieb [1]). Wäre diese Formel zum Beispiel vor irgendeinem Gesetz weggeblieben, so wäre das Gesetz dadurch völlig ungültig geworden. Der deutsche Kaiser war und blieb lediglich Beauftragter, — Beauftragter der siebenundzwanzig Souveräne und ihrer Regierungen. So kommt es (was die Welt viel zu wenig beachtet hat), daß der Kaiser als Kaiser nicht mehr Rechte hatte, als etwa die Könige von England und Italien, der Präsident von Frankreich oder der Vereinigten Staaten. Er vertrat das Reich völkerrechtlich, er hatte den Verkehr mit den fremden Missionen, er schloß Verträge, er war oberster Kriegsherr über Heer und Flotte, er hatte ein unbeschränktes Veto in der inneren Politik und er brauchte sein Kabinett nicht aus dem Parlament zu nehmen, Befugnisse, wie sie genau in dem Umfang auch der Präsident der Vereinigten Staaten hatte und heute noch hat.

Hier entsteht die Frage: Wenn dem so war, woher dann aber die allgemein verbreitete falsche Ansicht, daß er mächtigster Alleinherr gewesen sei, wie etwa der Zar von Rußland? Das kam ausschließlich und ganz allein daher, daß das deutsche Reichsparlament nach Bismarcks Weggang nicht mehr seine Pflicht [2]) tat, das heißt, um es noch richtiger auszudrücken,

1) Daß Wilhelm II. persönlich bisweilen bei Reden die gezogene Grenze überschritten und dadurch die etwas eifersüchtigen Bundesstaaten verprellt hat, beweist nichts dagegen. Die Bundesfürsten hätten es sich ja nicht gefallen lassen brauchen. In der Praxis hat Wilhelm II. stets die Verfassung geachtet.

2) Ich meine hier und nachfolgend nur den „Reichstag" als Ganzes. Daß viele Abgeordnete ganze Männer mit Klugheit und Energie waren, steht mir außer Zweifel. Sie konnten gleichwohl das Gesamtbild nicht ändern.

von seinen Machtmitteln dem Präsidium gegenüber nicht denjenigen Gebrauch machte, den es, kraft der Verfassung, machen konnte, bei manchen Gelegenheiten hätte machen müssen, und wozu es eigentlich von seinen Wählern den oft nicht ausgesprochenen, weil selbstverständlichen und, sollte man meinen, im Gewissen jedes einzelnen lebendigen Auftrag hatte.

Wenn es auch unzweifelhaft richtig ist, daß der Kaiser, nach Bismarcks Entlassung, keinen Kanzler fand oder nahm, der ihm zu widersprechen wagte (eine schwere persönliche Schuld aller Nachfolger Bismarcks), so ist doch noch viel richtiger und wichtiger, daß der Reichstag alle die Kanzler geduldet hat. Er brauchte ja nur jedem, der nicht gleichzeitig sein Vertrauen besaß, den Etat abzulehnen, so war ein weiteres Verbleiben des also Behandelten unmöglich. Er konnte gleichzeitig an den Kaiser eine Adresse richten und um Entlassung und Ersetzung des Kanzlers durch einen Mann mit Vertrauen bitten. Er konnte sogar, wenn auch dieser Schritt versagte, vom Kaiser an den wirklichen Souverän des Reiches appellieren: die Gesamtheit der verbündeten Regierungen. Er hat niemals auch nur Aehnliches getan, sondern alles, jede unheilvolle Schwenkung unserer Regierung restlos mitgemacht oder meistens verschuldet.

Wie oft wurde nicht diesem Reichstag von unparteiischen und kompetenten Beurteilern sein trauriges und gefährliches Versagen vorgeworfen. Schon 1897 schrieb ein so einsichtiger und gemessener Beobachter wie der Reichsgerichtsrat Otto Mittelstädt:

„Der heutige Reichsparlamentarismus, wie er ist, könnte einen wohl über die von ihm der Monarchie drohenden Gefahren hinwegtäuschen. Denn was Zerfahrenheit, Ziellosigkeit, intellektuelle und politische Inferiorität der Körperschaft als solcher anlangt, gehört die deutsche Volksrepräsentation heute entschieden zu den schlechtesten Bildungen dieser Gattung."

Der Deutsche Reichstag war das einzige Parlament, für das es Fragen der auswärtigen Politik einfach nicht gab. Jede Skupschina, selbst die so junge russische Duma, stand in dieser Hinsicht turmhoch über unserem nur und ausschließlich von innerem Parteihader lebenden Parlament. Ein Vergleich gar mit dem in der Beurteilung internationaler Fragen so entwickelten amerikanischen Senat oder dem englischen Unterhaus ist gar nicht möglich. U n d d a r i n h a t s i c h, t r o t z a l l e r h a r t e n K r i e g s e r f a h r u n g, b i s h e u t e n i c h t d a s a l l e r b e s c h e i d e n s t e g e ä n d e r t.

Beinahe noch verheerender aber wirkte der Reichstag, indem er sich der ungeheuren Verantwortung, die er mit seinen Unterlassungssünden auf sich lud, durch den Versuch der Abwälzung auf andere Schultern zu entziehen suchte. Wenn die Schlagworte von unserem „Militarismus", „Junkertum" und „Absolutismus" während des Krieges eine so verhängnisvolle Rolle spielen konnten, so müssen wir mit dem Gefühl äußerster Beschämung gestehen, daß es deutsche Parteiverblendung war, die durch den Reichstag diesen einfach dummen Schlagworten internationalen Kurswert gegen uns verschaffte.

Drei Lügen: Militarismus, Junkertum und Absolutismus!

Wie steht es mit ihrer angeblichen Herrschaft?

Was zunächst unsern sogenannten Militarismus anbelangt, so hat bis heute noch keiner, der das Schlagwort übernahm, klar gesagt oder sagen können, was er darunter versteht. Bald soll es ein äußerlicher Mechanismus, bald eine Weltanschauung, bald ein spezifisches Denken und Empfinden sein. Man hielt sich einfach, mehr tendenziös als redlich, an seine Bequemlichkeit und erwiesene Wirksamkeit, ohne erst lange nach seinem Sinn und seiner inneren Berechtigung zu fragen. Soll Militarismus besagen, daß unsere Politik militärisch-offensiv beeinflußt war? Aber das genaue Gegenteil ist die Wahrheit. Wir waren wirtschaftlich offensiv; aber kein deutscher Generalstabsoffizier hat jemals anders als mit schwerer Sorge unsere numerische militärische Unterlegenheit den vereinigten französisch-russischen Heeren gegenüber beurteilt. Keine unserer Heeresvorlagen ist aus sich entstanden: jede nur die defensive Folge einer französischen oder russischen.

Oder soll mit dem Schlagwort eine bestimmte Denk- und Empfindungsweise, kurz: eine Weltanschauung getroffen werden? Nun, die einzige Idee, auf der der preußische Militarismus sich aufbaut, war nicht die der Herrschsucht, auch nicht die der Herrschaft, sondern die der freiwilligen Unterordnung unter die Idee der Pflicht, der unbedingten Einordnung des einzelnen in das große Ganze. Und dieses große Ganze war wiederum nichts anderes als die Sicherstellung unserer Unabhängigkeit.

Man vergesse doch nicht, daß Deutschland ein volles Jahrtausend hindurch der offizielle Kriegsschauplatz Europas war. Franzosen, Eng-

länder, Russen, Oesterreicher, Schweden haben, der Reihe nach und miteinander, es als selbstverständlich betrachtet, daß ihre Streitigkeiten auf deutschem Boden, unter Verwüstung deutscher Erde, deutschen Gutes und Verschwendung deutschen Blutes zum Austrag kamen. Der Rhein und der Main, die Elbe und die Oder, die Weser und die Donau wälzten Ströme deutschen Blutes und deutscher Tränen ihren Meeren zu. Und als wir endlich, endlich uns entschlossen, die deutsche Erde dem Austrag nur deutschen Streites zu reservieren, waren wir — die Militaristen.

Nie ist einem Volke die Idee der Pflicht, seine ganze Kraft der Erhaltung seines eigenen Daseins zu weihen, der Schutz des Vaterlandes und der Dienst am Volke von der Geschichte und seinen Nachbarn gründlicher eingebläut worden, als uns. Damit ist aber auch restlos alles, was dem sogenannten deutschen Militarismus zugrunde lag, umschrieben. Jedenfalls hat sich kein denkender Deutscher jemals etwas anderes darunter gedacht, und es ist einzig und zugleich traurig deutsch, daß Deutsche es sein mußten, die, ihrem eigenen Volke zu schwerstem Nachteil, aus Parteifanatismus dieses Schlagwort erfanden und in Kurs setzten. Das waren unsere Liberalen (Demokraten) und Sozialdemokraten, beide wesentlich geführt von nichtdeutschen Elementen. Sie allein von allen Demokraten und Sozialdemokraten der Welt waren erst international und dann — mit starken Abstufungen und soweit es nützlich schien — deutsch, sie allein opferten die rauhe, harte Wirklichkeit der theoretischen Parteidoktrin und praktischem Parteiprofit. Nicht der mit Märchen befrachtete „Militarismus" herrschte in Deutschland, sondern der kein Hemmnis kennende Parteiimperialismus, der wuchs, je weiter man nach links kam.

Sie, diese Radikalen, allein waren es auch, die das nicht minder alberne Märchen von der Herrschaft des Junkertums bei uns aufbrachten. Was war gestern und ist heute ein „Junker"? Weiß es jemand? Wir haben einen zahlreichen, selbstgenügsam auf seiner angestammten Scholle sitzenden armen Landadel, der seine nachgeborenen Söhne dem Heer und der Verwaltung gab und dessen hohes Lied einst Ernest Renan, ein Humanist gediegenster Bildung und Franzose von Weltruf, nach 1870 sang.

Geherrscht hat dieser kleine, bis zum heutigen Tage arm gebliebene Adel aber nie, wohl aber hat er dem ebenfalls armen Preußen ermöglicht, sich gegen denkbar schlechte Bezahlung ein hochwertiges Be-

amtentum zu schaffen. Für geradezu lächerliche Besoldung hat dieser Land-, Beamten- und Schwertadel seine amtlichen Funktionen versehen, übrigens, nachdrücklich bemerkt, nicht auf Grund von irgendwelchen Vorrechten, sondern stets nach Abschluß der normalen akademischen Laufbahn. Daß er seine Macht politisch mißbraucht habe, gehört zu jenen unbeweisbaren Behauptungen, die Parteileichtfertigkeit in die Welt wirft, um durch vergiftende Parolen dem politischen Gegner zu schaden, nicht, um der Wahrheit zu dienen.

Und diese Gegner waren wiederum die rerum novarum semper cupidi, die Liberalen und Sozialisten, denen die staatlich und sozial erhaltende Denkrichtung dieser „Kaste" nicht gefiel. Denn der Mann, der von der Scholle kommt und zur Scholle gehört, ist bis zu einem gewissen Grade immer konservativ (gerade darum ist er auch nicht offensiv), steht der Durchsetzung anderer, zunächst immer umstürzender Ideen hemmend im Wege.

Allein von Herrschaft ist gar keine Rede. Wäre dieser junkerliche Kleinadel politisch herrschsüchtig gewesen: er hätte sich wahrhaftig andere Lebensbedingungen für seine Landwirtschaft gesichert. Unsere Landwirtschaft rentierte bis zum Kriegsausbruch, übrigens schwer verschuldet, mit 2—4%. Alles, was an nennenswertem ländlichen Grundbesitz bei uns existiert, ist das durch zähen Fleiß geschaffene Werk von Generationen.

Nun halte man sich einmal die riesenhafte, rapide Entwicklung Deutschlands auf den Gebieten des Handels und der Industrie vor Augen, wo in wenigen Jahren oft Millionen gehäuft wurden, und halte sich weiter vor Augen die ungeheure Dichtigkeit unserer Bevölkerung und die mit ihr gegebene Unentbehrlichkeit einer lebensfähigen Landwirtschaft und frage sich dann selbst: wo ist die politische Ausnutzung der Verhältnisse durch unsern armen Kleinadel, unser „Junkertum"? Nein, der ganze Haß, den man auf diesen Stand gehäuft, er ist das Werk der politischen rerum novarum cupidi, gegenüber deren Ansprüchen unser Verwaltungskörper zu gesund war. Und er war so gesund, dank der zahlreichen bescheidenen und unabhängigen Existenzen, die ihm gerade dieser Landadel zuführte. Es ist gut, wenn dies neu erkannt wird, und es ist gut, wenn dies so zeitig erkannt wird, daß dieser kleine, doch in seinem Wesenskern heute noch kerngesunde Stand erhalten bleibt, den das deutsche Volk zu seiner Genesung nicht entbehren kann.

Am törichtesten vielleicht war das Schlagwort vom Absolutismus. Wir sahen bereits, wie es mit den Befugnissen des deutschen Kaisers tatsächlich bestellt war. Wie konnte das einfach unwahre Wort vom Absolutismus Boden gewinnen? Das lag daran, daß die Kreise und die Presse, die die Zerrüttung der Staatsautorität als ihre Aufgabe ansahen, jede Gelegenheit benutzten, um das Gespenst des Absolutismus ihren Anhängern vorzuzaubern. Und die Gelegenheit gab Wilhelm II. allerdings oft. Seine impulsive Natur, seine leichte Erregbarkeit ließ ihn oft bei Feierlichkeiten, Fürstenbegegnungen usw. Worte wählen, die unvorsichtig und staatsmännisch nicht geschickt waren. Statt sie zuzudecken, fiel die ganze Mehrheitspresse darüber her, verstellte und verdrehte sie, schrie Zeter und Mordio und konnte sich gar nicht genug tun, das eigene Nest zu beschmutzen. Und mählich glaubte der Demokrat an die ihm von dem kaiserlichen Absolutismus drohende Gefahr.

Schlimmer noch fast wirkte das alles im Auslande, namentlich soweit es uns nicht wohlgesinnt war. Hier wurden namentlich die Auslassungen der freisinnigen Presse, voran das Berliner Tageblatt und die Frankfurter Zeitung, gelesen, Blätter, die alles andere wie deutschen Geist atmeten und die absolut kein Recht haben, als Vertreter Deutschlands sich zu geben. Faßt doch, im Gegenteil, jeder anständige Deutsche diese Blätter nur mit der Feuerzange an. Kein Wunder, daß die Auslandspresse so in Wilhelm II. mehr und mehr den Militärdespoten, der nur auf den Krieg sann, sah. Das Bild war falsch, aber konnte man es anders erwarten?

Ungeheure Schuld liegt hier auf dem Reichstag und der Presse vom Freisinn (Demokratie) bis zu den Radikalen!

Volk und Heer (Marine).

Wir haben oben von den verschiedenen Reichstags**parteien** gesprochen. Man würde sehr fehlgehen, wenn man damit das Volk identifizieren wollte. Dieses stand dem Reichstag innerlich fremd und in breiten Kreisen fast feindselig gegenüber — mit Recht. Nicht einmal zu den Wahlen nahm das Interesse erheblichen Umfang an; viele gaben ihre Stimme gar nicht ab. Die Zugehörigkeit zu einer Partei war sehr lose und eigentlich nur insofern gegeben, als sich darin die beiden Weltanschauungen spiegelten, die um die Herrschaft rangen.

Die eine wurzelte in dem potenzierten Pflichtgefühl gegen den Staat, dem jeder Gut, Blut und Leben zu weihen hatte. Es stand „Einer für Alle", und alle, vom König bis zum Arbeiter, waren sie Diener des Staates. Es war der wahre echte Sozialismus, bei dem nicht Reichtum, sondern erfüllte Pflicht etwas galt und Rang und Stellung gab, es war der Geist der großen Hohenzollern und Philosophen, zu dem sich Preußen und, unter seiner Führung, Deutschland emporgerungen hatte[1]).

Als selbstverständlich galt diesem Geist die Pflicht, auch mit den Waffen dem Vaterland zu dienen. Preußen war das erste Volk, das die „allgemeine Wehrpflicht" eingeführt hatte, es war lange Zeit wirklich das Volk in Waffen. Und in diesem echten Volksheer[2]), in das jeder, der Fürst wie der Arbeiter, als „Gemeiner" einzutreten hatte, herrschte neben straffster Disziplin, die von vollster Pflichterfüllung untrennbar ist, jener Geist der Kameradschaft, wie er eben wahrhaft sozialem Geist entspricht. Das Band zwischen Offizier und Mann war so fest, wie in keinem andern Heer.

So konnte auch das deutsche Heer mit viel gelinderen Strafen auskommen, wie jedes andere. Und es gab wohl keinen anständigen Mann, der nicht mit Stolz auf seine Dienstzeit zurücksah. Krieger- und Regimentsvereine hielten den soldatischen Geist auch nach der Dienstzeit hoch, und wer je solche Vereinsfeste mitgemacht hat, kann Kunde geben von dem wunderbaren Geist des gegenseitigen Vertrauens und der Kameradschaft, die dort herrschten, genau wie im Heer.

Eine ganz besondere Note erhielt das Heer durch die Stellung der Offiziere zu dem Monarchen. Es war ein Band von Person zu Person, das sich auch äußerlich durch die Gleichheit der Uniform zeigte. Diese Vorzugsstellung der Offiziere hob sie auch in dem Ehrgefühl heraus. Ein strenger Ehrenkodex, der von den Ehrengerichten gehandhabt wurde, sorgte dafür, daß niemand des „Königs Rock" trug, der in seinen Charaktereigenschaften es erkennbar hatte fehlen lassen.

So sah Volk und Heer aus, als Wilhelm II. die Regierung antrat. Von da ab beginnt der Zerfall durch die neu einsetzende andere, die kapitalistische Weltanschauung.

1) Vgl. hierzu Spengler, Preußentum und Sozialismus.

2) Ich rechne hierzu in weitem Sinne selbstverständlich auch die Marine.

Sie predigte in ihrer bürgerlichen (demokratischen) Aufmachung den echt manchesterlichen Sinn, d. h. nicht mehr die Pflicht, sich für das Ganze einzusetzen, sondern das Recht, sich im freien Spiel der Kräfte zu bereichern. Reichtum gab Macht, gab Stellung, gab Genuß. Das war die Predigt vom Materialismus und Egoismus, vom Atheismus und Monismus, die hier in plumpster Weise auftrat.

Damit vertrug sich der Gedanke der Aufopferung für den Staat allerdings nicht, der Staat war vielmehr nur dazu da, die Ausübung dieses gesetzlichen gegenseitigen Ausplünderns zu schützen und zu fördern. Aeußerlich aber kleidete sich diese Weltanschauung für den Bürger in das schillernde Gewand des „Liberalismus".

Der Liberalismus gab als Schibboleth die „freie Entwicklung der Persönlichkeit" und die „Selbstregierung des reifen Volkes" an. Er verstand unter dem ersten aber nur das freie Spiel der (an sich nicht im Gleichgewicht befindlichen) Wirtschaftskräfte, d. h. die Herrschaft der sowieso schon Stärksten, was den raschen Verfall des einst so kernhaften deutschen Mittelstandes noch beschleunigen und damit die Verschärfung der sozialen Krisis in unmittelbar gefahrbringender Weise begünstigen mußte. Er verstand unter dem zweiten die Herrschaft einer eigenen Partei. Die politische „Reife" des Volkes ging dabei genau so weit, wie es sich zur Dienstbarkeit gegen den Liberalismus hergab, und die „freie Selbstregierung" hieß in der Welt der Tatsächlichkeit: höriger Gehorsam gegenüber der regierungshungrigen Parteibonzenschar. Heil war nur bei liberalen Ideen.

Zwar hatte schon Goethe gewarnt: „Eine Idee darf nicht liberal sein; kräftig sei sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu sein, erfülle." Allein was gilt Goethe in einer Welt, die ein sonst so ruhiger und überlegener Betrachter, wie Eduard von Hartmann, also geschildert hat: „Die Demokratie ist das Paradies der Schreier, Schwätzer, Phraseure, Schmeichler und Schmarotzer, die jedem sachlichen Talent und Verdienst den Weg weit mehr verlegen, als dies in irgendeiner andern Verfassungsform vorkommt."

Dieser Fortschrittsliberalismus, der auch nicht einen wahrhaft überragenden Kopf als Führer kennt, forderte, von seinen Schlagworten aus folgerichtig, Parlamentarismus und Demokratisierung und negierte damit jede straffe und vernünftige Handhabung der Staatsgewalt. Kurz, er war unter der schillernden Maske des „Idealisten" der wahre Zerstörer

deutscher Disziplin und Pflichtauffassung, noch kürzer: der deutschen Weltauffassung.

Kein Wunder, daß in ihr die Nichts-als-Geschäftemacher g r o ß wurden. Bot doch der Liberalismus den Raubinstinkten dieser Leute und der Befestigung ihrer Macht durch das alles kaufende Geld freie Bahn.

Neben den Uebles wollenden, zielbewußten Juden (Berliner Tageblatt, Frankfurter Zeitung) trat der kannegießernde Bierbankpolitiker, ja mancher Gelehrte, und schwärmte für eine „f r e i h e i t l i c h e E n t w i c k l u n g“, über deren unmoralische, destruktive Tendenz nachzudenken, er nie als Pflicht empfunden, aber jetzt vielleicht Zeit hat, — jedenfalls Grund hätte!

Die zweite Aufmachungsform fand der Kapitalismus in der Sozialdemokratie.

Marx hatte richtig den Kapitalismus des Bourgeois als Feind des Arbeiters erkannt. Aber der Sozialismus, den die Sozialdemokraten zum Kampf gegen den bürgerlichen Kapitalismus konstruierten, war alles andere als sozial. Es war in Wirklichkeit, nach Professor Spenglers glücklichem Ausdruck, der „K a p i t a l i s m u s d e s P r o l e t a r i a t s“, und so fordert er denn auch für sich die Alleinherrschaft, predigt den Klassenhaß, kurz, ist absolut unsozial. Die M i t t e l zur Erreichung seines Zieles ähnelten notgedrungen denen des Liberalismus, obwohl ihre Ziele sich polar entgegenstehen.

Er versuchte vor allem die staatliche Ordnung zu zerstören, und so galt der Kampf den Hauptstützen dieser Ordnung: dem Monarchen, dem Offizier- und Beamtenstand, also dem „Militarismus“ und „Absolutismus“, mit dem Endziel d e r R e v o l u t i o n. Das ist heute leider vergessen, es ist aber auch während der ganzen 30 jährigen Regierungszeit Wilhelms II. nicht beachtet. Ist es nicht bezeichnend, daß Frankreich den Kriegseintritt mit der Ermordung des Sozialistenführers Jaurès begann, Deutschland mit dem Wort des Kaisers: „Ich kenne keine Parteien mehr?“ Er nicht, die Adressaten desto besser.

Liberalismus und Pseudosozialismus zehrten also an deutscher Kraft und besonders am deutschen Heer. Auch ohne Krieg hätten sie beides allmählich zermorscht, wenn nicht ein kraftvoller Wille eingriff. Mehr und mehr gehörte zum „E r f o l g“ im Beruf beim Beamten und Offizier d a s G e l d. Weichlichkeit und Genußsucht riß ein. Das Weib

drängte sich in der „Frauenbewegung" vor, wie immer, wo der Mann seine männlichen Tugenden verliert. Es ging von Jahr zu Jahr bergab!

Da kam der Krieg! Die wahre deutsche Natur brach noch einmal durch, weg war Liberalismus, Kapitalismus und Pseudosozialismus, in echtem brüderlichen Sinne reichten sich die Deutschen die Hand. So waren sie unbesiegbar und wären es geblieben, wenn nicht im stillen gemeinen Kampfe in der Heimat dieser Geist durch den liberal-pseudo-sozialistischen erstickt wäre. Wie es kam, wird im Verlauf der nachfolgenden Betrachtungen besonders eingehend behandelt werden.

Es ist schon gesagt, kann aber nicht schaden, es noch einmal zu sagen: wir hatten zahlenmäßig unsere Wehrfähigkeit schon längst nicht mehr ausgenutzt, kaum 50% der Wehrfähigen waren eingestellt. Das war schon schlimm; noch viel schlimmer aber war, daß der Stand an aktiven Offizieren und Unteroffizieren viel zu niedrig war; schon für das Friedensheer, vollends für das Heer bei der Mobilmachung. Falsche Sparsamkeit, die ewige Parteiangst, eine großzügige Heeresreform könnte die auf dem Bewilligungsrecht ruhende Macht des Reichstages mindern, weichliche Regierungen, die auch in den stahlharten Notwendigkeiten deutscher Zukunftssicherung den zeitgemäßen „Handel" der Bismarckschen Art des Kampfes vorzog, endlich der „liberale" Haß gegen alles, was nach Wehrkraft aussah (dem echten Liberalen schwebte immer das englische Heer vor, so blöde dieser Gedanke im Herzen Europas auch war), sie alle haben hier treulich zusammengewirkt, mochten die Herrschaften sonst auch Welten trennen.

Jede Heeresvermehrung wurde ein willkommener Kuhhandel für die Parteien. Der Reichstag hat schließlich meist bewilligt, was gefordert wurde, aber wie er bewilligte und wie er die Frage vor aller Welt behandelte, das war katastrophal. Nach endlosem Hin und Her machte eine hohe Regierung Abstriche von ihrer eigenen Vorlage, und der ebenso hohe Reichstag bewilligte dann diesen Vorlagenrumpf. Ein Danklied auf seine nationale Bereitschaft schloß dann meist noch die erhebende Szene.

Ohne Entschuldigung schlechthin aber muß es bleiben, daß die Kanzler und Kriegsminister sich davon haben beeinflussen lassen. Nie hätten wir diesen Krieg bekommen, wenn wir, unsere Wehrkraft ausnutzend, mit einem um $^1/_4$ bis $^1/_3$ stärkeren Heer in den Krieg hätten eintreten können. Denn um solche Ziffern handelte es sich

letzten Endes, nicht nur um die berühmten 3—4 Armeekorps, die man Ludendorff 1912/13 abschlug[1]).

Aehnlich böse wirkte die falsche Sparsamkeit aus Angst vor dem Reichstag in Ausrüstungs- und Bewaffnungsfragen[1]).

Unser Gewehr war gut, aber schon an Maschinengewehren fehlte es in unentschuldbarer Weise.

Unsere Feldkanone 96 n. Art war ein minder brauchbares Geschütz; aus Sparsamkeit hatte man das alte Rohr der starren Feldkanone 96 in eine Rücklauflafette eingebaut. Genau so war man mit der leichten Feldhaubitze verfahren. Beide Geschütze hatten vor allem viel zu geringe Schußweite.

Die schwere Artillerie hatte gute Geschütze, aber sie waren nicht zahlreich genug. Hätte jede Infanterie-Division zu Anfang bereits ein Bataillon schwere Haubitzen, Mörser oder Kanonen besessen: wir hätten viel Blut gespart.

Am schlimmsten stand es mit den Munitionsvorräten[2]). Aus Sparsamkeit waren sie, trotz Ludendorffs Drängen, so gering, daß, wie er vorausgesagt hatte, nach den ersten Wochen Mangel eintrat, lange bevor Neulieferungen in großem Stil einsetzen konnten. Uebrigens war auch für diese weder materiell noch organisatorisch genügend vorgesorgt.

Mit Flugzeugen, Kraftwagen, Funkentelegraphen, kurz allen technischen Neuerungen, war es dasselbe Lied. Ueberall zu wenig — aus Sparsamkeit. Was nach gewissenhaftester Prüfung Offiziere gefordert, Zivilisten abgelehnt, dafür mußte mit seinem Blute der Soldat draußen bezahlen. Die geschonten Geldsäcke (die Demokraten und Sozialdemokraten in der Nichtbewilligung immer tapfer vorweg; das gehört ins Bild!) wurden im Felde mit Menschenleben aufgewogen. Die Marnekatastrophe wäre nie gekommen, wäre unsere Wehrpflicht ausgenutzt und hätten wir wenigstens das nötigste Gerät (ich nenne nur Munition, Maschinengewehre, Lastkraftwagen, Funkergerät und leistungsfähiges Feldbahnmaterial) besessen. Da liegt die Schuld!

---

1) Bei der letzten Heeresvorlage stellte Bassermann, der Führer der Nationalliberalen, an den Minister die Frage, ob er die Vermehrung für ausreichend erachte. Dieser bejahte!!! Es verdient diese Tatsache, die ebenso für den richtigen Blick Herrn Bassermanns, wie gegen die Regierung spricht, festgehalten zu werden.

2) Vgl. Urkunden S. 2 ff.

Das Heer selbst war an Disziplin, Ausbildung und in taktischen Formen wohl mustergültig. Der Paradedrill hatte nicht geschadet. Er hat die Manneszucht gefestigt.

Die Führer (einschließlich des Generalstabes) waren im wesentlichen auf den Bewegungskrieg und im besonderen auf den Angriff geschult. Das war, wie schon hier betont werden mag, richtig, auch wenn man anfänglich im ungestümen Angriffsdrang manchmal etwas voreilig, d. h. ohne die genügende Artilleriewirkung abzuwarten, zum Angriff schritt.

Alles in allem war das deutsche Heer nicht nur ein wahres Volksheer, sondern an moralischen Werten und Tugenden, in Ausbildung und Kampfweise das erste der Welt und durch seine Stärke ein Hort des Friedens. Deshalb hatten es auch unsere Gegner so eilig, es zu zerschlagen, und mancher Unbelehrbare ist womöglich noch stolz, daß er den „Militarismus" los ist.

Ueber die Marine kann ich mich kurz fassen. Daß unsere Schlachtflotte, obwohl an Einheiten wesentlich geringer, als die englische, ein Machtfaktor ersten Ranges war, hat sie beim Skagerrak bewiesen. Und für die Taten unserer Kreuzer (ich denke an das Geschwader des Grafen Spee, an die Emden des Kapitän v. Müller, die Möwe des Kapitän Graf Dohna) ist kein Lob zu hoch. Und doch werden sie fast noch übertroffen durch die Leistungen unserer U-Boote. Unmöglich ists, hier alle Namen zu nennen.

Kurz, Führung, Taktik und Technik der Marine standen auf gleicher Höhe und die Besatzung ließ es an Heldenmut und Ausbildung ebensowenig fehlen.

Daß in der Marine 1918 die Revolution ausbrechen konnte, ist ein Schandfleck, aber man darf darüber nicht die vielen Tapferen, die ihr Leben für Kaiser und Reich eingesetzt haben, vergessen. Höchste Ehre und tiefste Schmach stehen sich hier scharf gegenüber. —

Meine Zeit im Generalstab von 1906 bis zum Kriegsausbruch.

Am 28. Juni 1914 war der österreichische Thronfolger ermordet. Ich erhielt die Nachricht, als ich abends in meinem Gärtchen in Zehlendorf tätig war, und instinktiv durchzuckte mich der Gedanke: „Beginnt jetzt der lange, von der Entente diplomatisch und militärisch vorbereitete Weltkrieg?"

Unsere Friedensliebe war mir bekannt. Ich hatte Schlieffens, unseres größten Generals, Abgang 1906 miterleben müssen, der ging, weil er richtig vorausgesehen und geäußert hatte, daß dieser Krieg uns nie erspart bliebe, und daß man ihn also zeitlich dann führen müsse, wenn er uns paßte. Das war 1906 der Fall, wo Rußland, eben von Japan geschlagen, im Innern vor der Revolution und dem Bankerott stehend, zu Boden lag, Frankreich uns nicht annähernd gewachsen und die Teilnahme Englands am Kriege unwahrscheinlich war (vgl. Seite 4). Die Friedensduselei siegte, Schlieffen ging, und Eduard VII. wußte, daß er im Ausbau seiner Netze, ohne Sorge vorzeitiger Störung, fortfahren konnte.

Bei seinem Abschiedsessen hielt Schlieffen noch eine wunderbar ergreifende Rede in Gegenwart des Kaisers, voll Weisheit und bitterer Ironie. In stiller Zurückgezogenheit hat er dann noch bis kurz vor dem Krieg gelebt. Sein Tod war ein Unglück für Deutschland, denn er hätte den Krieg gemeistert. Ein Glück für ihn, daß er die Schmach des Zusammenbruchs nicht zu sehen brauchte, er, der so fest auf Deutschlands große Zukunftsaufgaben vertraute!

Seit 1906 war die Kriegsgefahr latent. Sich für den Krieg zu rüsten, war daher eigentlich selbstverständlich. Ludendorff drängte auch dauernd auf Heeresvermehrungen, die leider alle stark hinter dem Notwendigen zurückblieben.

Mein Arbeitsgebiet in Ludendorffs Abteilung war besonders die schwere Artillerie. Von dem Gedanken ausgehend, daß wir bei einem Kriege im Westen zunächst auf stark ausgebaute Festungen und Stellungen laufen mußten, deren Wegnahme in kürzester Zeit im Sinne des Feldzugplanes lag, war eine Vermehrung der schweren Artillerie und ihre Ausstattung mit denkbar bestem Gerät und reichlicher Munition unbedingt nötig. In engstem Zusammenarbeiten mit der Firma Krupp gelang es, Geschütze zu schaffen und einzuführen, die später tatsächlich das geleistet haben, was von ihnen verlangt wurde. In dieser Zeit wurde auch die 42-Zentimeter-Kanone geboren. Direktor Dreger und Professor Rausenberger von der Firma Krupp haben dieses technische Wunder geschaffen. Ich hatte, der ewigen Schererei durch die Bureaukratie überdrüssig, alles nötige darüber mit diesen Herren verhandelt. So kam es, daß das erste Geschütz von der Fabrik auf eigene Kosten und ohne Auftrag und Bestellung des Kriegsministeriums ge-

baut wurde. Dieser direkte Verkehr mit der Firma Krupp wurde mir damals vom Kriegsministerium übel genommen. Ich verdankte es nur der mächtigen Fürsprache des Generals von Deines, daß ich im Generalstab verblieb und meine Pläne zu Ende führen konnte.

Neben der Schaffung einer wirksamen und beweglichen schweren Artillerie galt es, die Taktik des Festungs- und Stellungskrieges umzuformen, und die sonstigen Hilfsmittel für den Stellungskrieg wiederum dieser Taktik anzupassen. Es entstanden allmählich die Grundsätze, die später bei den Angriffen auf die belgischen und französischen Festungen, insbesondere Maubeuge und Antwerpen, so schnell zum Erfolge geführt haben.

Es waren ungeheuer arbeitsreiche Jahre, und wenn auch, infolge der ewigen Sparsamkeit, nicht entfernt das geschafft und bereit gestellt wurde, was ich vorschlug und für nötig hielt, so hat doch diese Arbeit reiche Früchte getragen. Die entscheidende Rolle der schweren Artillerie in dem großen Kriege wäre ohne diese Arbeit wohl nicht in dem Umfange in die Erscheinung getreten. Ich bin noch heute stolz darauf, daß mich die philosophische Fakultät der Universität Berlin nach der Wegnahme Antwerpens wegen meiner Verdienste um die Entwickelung der Artillerie zum Ehrendoktor ernannt hat.

Seit dem Jahre 1911 war, wie in der Einleitung geschildert, die politische Lage dauernd so kritisch, daß es sich eigentlich nur noch fragte, wann die Explosion erfolgen sollte. Ich hatte vom Herbst 1912 bis Herbst 1913 in Kolmar genügend persönlich wahrgenommen, wie freventlich das Feuer, namentlich in Frankreich, geschürt wurde. Es ist merkwürdig, daß die Welt diese Kriegshetzerei Poincarés anscheinend ganz vergessen hat. Wir standen an der Grenze eigentlich dauernd auf dem: Qui vive?

Die Frage war jetzt — Juni 1914 —, ob die Ermordung des Thronfolgers als Anlaß für den Weltkrieg genügen würde. Daß Oesterreich diesen Mord nicht einstecken konnte, war klar. Serbien stützte sich offenkundig auf Rußland, es fragte sich also, wie Rußland sich stellen würde. Dieses aber war wiederum ganz in den Händen Frankreichs und Englands. Letzten Endes lag so die Entscheidung bei England, das, wenn der Zar nicht wollte, sicher zur Beseitigung des Zaren geschritten wäre. Alle Anzeichen dafür liegen vor.

Deutschland war, wie gesagt, dem Kriege abgeneigt. Mögen einzelne Heißsporne den Krieg gewünscht haben, irgendeine maßgebende Gruppe von Personen, die zum Kriege drängte, gab es nicht, jedenfalls nicht soweit meine Wahrnehmungen reichen.

Hat in Oesterreich jemand den Krieg gewollt? Sehr möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich. Wenigstens sind Anhaltspunkte dafür da, daß dort ein einflußreicher Kreis zum Kriege drängte. Zu ihm gehörte vor allem der Generalstabschef, Konrad von Hötzendorf. Uebrigens war es aber nicht Eroberungssucht, die diesen General leitete, sondern klare Erkenntnis, daß der Krieg doch unvermeidlich sei, seine Aussichten sich aber von Jahr zu Jahr für Oesterreich verschlechterten. Es muß aber mit allem Nachdruck betont werden, daß dieser Kreis gleichwohl von Deutschland nicht gestützt wurde, auf keinen Fall von dem Generalstab und dem friedliebenden General von Moltke, der wiederholt seinen österreichischen Kollegen dringend zur Zurückhaltung gemahnt hat.

Doch mögen andere das Intrigenspiel von Noten, Depeschen und Briefen zergliedern, um die Schuldfrage am Kriege zu beweisen; es wird kaum viel dabei herauskommen, denn die Worte waren nur dazu da, um die Gedanken zu verbergen. Und trotz der Bündnissysteme hatte jede einzelne Macht ihre eigenen, auch den Verbündeten gegenüber oft genug verschleierten, letzten Ziele. Ich habe jedenfalls in unfreiwilliger Muße die Kriegsentstehungsliteratur auf Grund diplomatischer Akten „mit heißem Bemühen studiert", es erging mir, wie weiland Dr. Faust. Das Bild ist nicht klarer dadurch geworden und würde es auch auf diesem Wege nur werden können, wenn auch die Entente, genau wie wir, den geheimen Inhalt ihrer Aktenschränke preisgeben wollte. Sie hat es nicht getan und wird es nicht tun! So bleibt vorläufig nur der andere Weg, die Herleitung aus der politischen Lage in ihrer Gesamtheit. Wer diese betrachtet — und deshalb habe ich sie in der Einleitung besonders behandelt —, für den kann kein Zweifel sein, wen vor Gott und der Welt die Schuld trifft. Uns nicht!

Es muß jedenfalls hier ausgesprochen werden, daß alle Völker, Oesterreich, Deutschland, Rußland so gut wie Frankreich und England in ihrer breiten Masse friedliebend waren. Gleichwohl haben sich die Völker alle sehr rasch mit dem Krieg abgefunden, und es

zeigt sich auch kein Unterschied zwischen den demokratisch oder monarchisch regierten Ländern. Ein Zeichen für die politische Reife!

Immerhin stand Deutschland noch völlig ruhig und in Friedenshoffnung da, als in anderen Staaten das Feuer schon hell loderte. In erstaunlicher Ruhe ging in Deutschland alles seinen Friedensbeschäftigungen nach. Ich erhielt noch am 24. Juli den Auftrag, Vorarbeiten für das Kaisermanöver 1914 zu machen!

Trotz der geheimen Mobilmachung Rußlands schien sich auch wirklich noch einmal, wie so oft, das Gewölk etwas zu lichten und die Katastrophe nicht unmittelbar — denn zu vermeiden war sie ja nicht — bevorzustehen. Nichts war mir willkommener. Sofort erbat ich einen vierzehntägigen Sommerurlaub und fuhr nach Swinemünde. Genau für einen Tag! Telegraphisch zurückberufen konnte ich nur noch von Moltke vernehmen, daß der Krieg unvermeidlich und „drohende Kriegsgefahr" ausgesprochen sei. Daß wir in einen uns schmählich aufgezwungenen Krieg zogen, war meine Ueberzeugung.

Und die gleiche Empfindung durchzuckte damals alle! Und sie löste überall Empörung gegen die Friedensbrecher, aber auch den Willen zum Siege aus. Die Begeisterung ging hoch, vielfach schlug sie freilich, z. B. in Berlin, ins Häßliche, Aufdringliche und Würdelose.

Ich zweifelte keinen Augenblick, daß England die treibende Kraft auch im Kriege sein würde, und wußte, daß englische Brutalität und Zähigkeit bisher jeden Gegner zur Strecke gebracht hatte.

Auf Deutschlands Heer und Flotte vertraute ich fest, auf das Volk nur bei starker Führung. Und da diese fehlte, war ich skeptisch. Als ich gelegentlich diesem Gedanken Ausdruck lieh, war ich natürlich der „Pessimist". Mag man es so nennen, jedenfalls war es bei mir der Pessimismus, der den festen Willen zur Ueberwindung der Hindernisse und den Mut zum Alles-Wagen gibt. Er hat mich durch den Krieg begleitet, er erfüllt mich auch jetzt.

I. Teil.

Der Krieg vom August 1914 bis zu Falkenhayns Ausscheiden aus der O.H.L.

Die Kriegsziele des deutschen Volkes und seiner Gegner.

Damit ein Volk entschlossen und mit Elan in einen Krieg eintritt, muß es möglichst bestimmte Kriegsziele haben. Nun ist allerdings oft ein Unterschied zwischen dem, was man dem Volke vorsetzt und dem, was die Regierung oder — um den schönen Ausdruck zu gebrauchen — ihre Hintermänner wollen.

Das Kriegsziel des deutschen Volkes war einfach. Es hieß: „Abwehr der feindlichen Ueberlegenheit zur Erreichung eines Friedens, der die wirtschaftliche und politische Selbständigkeit gewährleistet." Und weil das Ziel so klar und einfach war, so stand auch sofort das ganze Volk dahinter. Der deutsche Staatsmann hatte es also leicht, er brauchte nicht sein Ziel zu verschleiern und dem Volk etwas vorzulügen.

Aber dieses defensive Ziel — und darüber hätte eigentlich jeder klar sein müssen — war nur durch offensive Niederringung des Gegners zu erreichen. Daher war es nötig, daß man versuchen mußte, den Krieg in feindlichem Gebiet, also offensiv zu führen, wie es ja auch geschehen ist. Aus diesem militärischen Angriff aber einen politischen Angriffs- und Eroberungskrieg abzuleiten, das konnte wirklich nur des englischen Puritanertums frömmelnde Seele, der sogar die Religion zum politischen Mittel wird. Erreichen konnte der cant diese Verdrehung der Tatsachen freilich nur, weil verlorene Geschöpfe in Deutschland selber „aus Parteiinteresse" zu Hilfe bereitstanden.

land gegenüber seine brutale wirtschaftliche Weltmonopolabsicht, die Zertrümmerung der deutschen Kriegs- und Handelsflotte, die Wegnahme der Kolonien nicht aussprechen. Es hat auch nach dem Waffenstillstand noch nichts gesagt, wohl aber alles durchgesetzt.

Im übrigen hat England seine „Kriegsziele" nach Bedarf konstruiert. Das war zuerst die „Vergewaltigung des armen, kleinen, edlen Belgiens". Später wurde es ein Kampf für das „Recht, die Humanität und Wahrheit gegen die Hunnen". Beide Parolen haben sich, leider, als zugkräftig erwiesen.

Rußland hat eigentliche Kriegsziele seinem Volk nicht geboten; die zaristische Regierung hielt es wohl nicht für nötig, es wäre aber auch schwer gewesen, eine durchschlagende Idee hinzustellen. —

Tatsächlich stand also Deutschland (und mit ihm Oesterreich, für das absolut das gleiche Kriegsziel vorlag) am günstigsten hinsichtlich der Erfassung des ganzen Volkes mit einer zündenden, zwingenden und wahren Idee — „Rettung des Vaterlandes".

Regierung und Reichstag haben sich mit Erfolg bemüht, diese Idee zu zerstören und das Volk seelisch hungern zu lassen. Es war so leicht, dem im deutschen Volke wurzelnden Pflichtgefühl für das Vaterland die nötige Nahrung zu geben. Es geschah nicht, im Gegenteil, diese Stellen reichten Gift, das den Volkskörper zur Tollheit und schließlich zum Selbstmord führte. Die Geschichte wird sie richten!

Die Zusammensetzung der O.H.L. bei der Mobilmachung.

Als eigentliches Organ für die Kriegsvorbereitungen, insbesondere für Mobilmachung, Aufmarschanweisungen und Kriegsgliederung stand dem Chef des Generalstabes der Armee im Frieden die 2. Abteilung des Großen Generalstabes zur Seite. Sie nahm infolgedessen eine Sonderstellung gegenüber den anderen Abteilungen ein und wurde nicht gerade mit freundlichen Augen betrachtet. Trotzdem empfand es jeder als eine Ehre, ihr anzugehören, obgleich diese Ehre durch eine schier unglaubliche Arbeitslast nicht sehr genußreich war. Auf Vergnügen jeder Art, Theater, Gesellschaften usw. mußte jeder Angehörige so gut wie ganz verzichten. Man wurde auf die im Kriege nötige Arbeitsweise, d. h. vom Morgen bis tief in die Nacht hinein, gut vorbereitet.

Chef des Generalstabes des Feldheeres.

Mit dem Augenblick der Mobilmachung, am 1. 8. 14, wurde der damalige Chef des Generalstabes, General der Infanterie von Moltke, zum Chef des Generalstabes des Feldheeres ernannt. Ihm zur Seite stand der Generalleutnant von Stein.

Operationsabteilung.

Die gesamten Arbeiten, die auf die Operationen des Feldheeres Bezug hatten, waren der Operationsabteilung übertragen, die durch Uebernahme der 2. Abteilung des Großen Generalstabes gebildet wurde. Die Abteilung gliederte sich in drei Sektionen, I. Strategie und Taktik, II. Schwere Artillerie, Festungen, und Sektion T. Flugwesen, Kraftwagen usw. Die gesamte Arbeit wurde von knapp einem Dutzend von Offizieren geleistet.

Es mag hier eine kurze Charakteristik der wichtigsten Offiziere folgen.

General von Moltke war ein hochgebildeter kluger Mann von tadellosem Charakter. Trotz äußerlicher Kälte hatte er starkes Empfinden, vielleicht zu sehr. In absoluter Loyalität und Unterordnung zu seinem Kriegsherrn hatte er die Stelle als Generalstabschef angenommen. Er war aber keine Führernatur, sondern ein unentschlossener Mann, zudem bei Beginn des Krieges schwer krank. Seine Tätigkeit an der wichtigsten Stelle des Heeres war ein Verhängnis.

Sein Gehilfe, Generalleutnant von Stein, war ein feiner, klardenkender Kopf mit unermüdlicher Arbeitskraft. Er hatte eine rauhe — man könnte sagen — etwas grobe Außenseite; dazu war er rechthaberisch. Es war für seine Untergebenen oft nicht leicht, mit ihm fertig zu werden. Trotzdem war er eine edle, vornehme Natur, und hinter der Außenseite verbarg sich großes Wohlwollen und Mitgefühl für alle Menschen, das, im Verein mit einem fast übertriebenen Gerechtigkeitsgefühl, geradezu in Schwäche ausartete, namentlich wo ihm Nichtuntergebene gegenübertraten. Hierin lag auch der Grund seines späteren Versagens als Kriegsminister gegenüber der demokratisch-sozialistischen Zersetzungsarbeit in der Heimat.

Der Chef der Operationsabteilung, Oberstleutnant Tappen, war ein Mann von ungewöhnlichem Willen, guten Nerven und raschem Entschluß. Fleißig und genau bis zum äußersten, und streng gegen

sich selbst, wäre er ein vorzüglicher Chef gewesen, wenn Wissen, Verstehen und seelisches Empfinden auf derselben großen Höhe gestanden hätten. Gegen seine Untergebenen war er äußerlich meist freundlich, aber sobald ihm etwas nicht paßte, konnte er unleidlich werden. Und es paßte ihm vieles nicht, was neu war und gegen die für ihn heiligen taktischen Lehren der Generalstabskunst verstieß. Er sah auf die Kriegstechnik mit souveräner Verachtung herab, deren Bedeutung damals allerdings von fast allen Stellen des Generalstabes noch nicht voll erkannt war.

Eine verletzende Bissigkeit traf oft jede ungewünschte, wenn auch noch so berechtigte, Kritik. Er wirkte überall erkältend und wie ein Hemmschuh und selten war ein Offizier von seinen Untergebenen so gehaßt, wie er.

Von den Mitgliedern der Operationsabteilung seien hier nur die erwähnt, die zu Beginn ihr angehörten und einen erheblichen Einfluß hatten oder gewonnen haben. Späterhin Versetzte werden an entsprechender Stelle behandelt.

Der Hauptmann Freiherr v. d. Bussche-Ippenburg, der Kriegsgliederung bearbeitete, war ein echter Edelmann, urwüchsig an Kraft, oft auch in seinen Verkehrsformen, von klarem, ruhigem Verstande, dabei von innerlicher Lauterkeit und Herzensgüte. Zu gegebener Zeit leben und lebenlassen war ebenso seine Art, wie ihm äußerste Pflichterfüllung selbstverständlich war. So sehr er auf dem Boden altpreußischen Gehorsams stand, prüfte er doch alles sachlich und kritisch und kam mit dieser Kritik auch Vorgesetzten und denen gegenüber, denen er Vertrauen geschenkt hatte, offen heraus. So war er in guten und bösen Tagen eine Stütze der O.H.L., ein Ritter ohne Furcht und Tadel.

Hauptmann von Harbou war ein außergewöhnlich kluger und tätiger Offizier, schnell von Entschluß und klar im Urteil. Er erfaßte oft geradezu genial den Kern der Dinge. Dank seiner Fähigkeiten und seines Fleißes fand er auch noch die Zeit, im Kriege sich in ihm neue wissenschaftliche und wirtschaftliche Fragen zu vertiefen. Alle diese Eigenschaften gaben ihm, namentlich in dem letzten Drittel des Krieges, eine ungewöhnliche Stellung. Leider sind am Schluß seine politischen Ansichten von den meinen weit abgewichen, indem er den Rutsch nach links für unaufhaltbar hielt.

Seine Gesamtleistung — er bearbeitete Arbeiter-, Kriegswirtschafts-, Rüstungsindustrie- und Rohstofffragen — bleibt ganz außergewöhnlich groß, und die führende Stellung, die die O.H.L. in diesen,

eigentlich dem Kriegsministerium obliegenden Gebieten hatte, ist wesentlich ihm zu verdanken.

Endlich ist noch der württembergische Hauptmann Geyer zu erwähnen. Schnelle Auffassung, messerscharfe Kritik und klares logisches Denken vereinigte sich in ihm und haben ihn zu einem wertvollen Mitarbeiter gemacht. Er war namentlich auf taktischem bzw. taktisch-technischem Gebiet tätig. Allen Wandlungen, die der Krieg auf diesem Gebiet brachte, trug er frühzeitig Rechnung und hat sich in vielen taktischen Befehlen und Vorschriften, insbesondere der „Abwehrschlacht" und der „Angriffsschlacht" ein Denkmal gesetzt. Leider ließ er sich in den Revolutionstagen verleiten, Gröner, dessen gefährliches Spiel er wohl nicht durchschaut hatte, Gefolgschaft zu leisten, was seinem starren Charakter eigentlich nicht entsprach.

Neben der Operationsabteilung waren besonders folgende Dienststellen beim Chef des Generalstabes von Bedeutung.

Der Chef des Feldeisenbahnwesens.

Das Personal entstammte fast geschlossen der Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes, der im Frieden die Bearbeitung der Mobilmachungstransporte obgelegen hatte. An der Spitze stand der Oberstleutnant Groener, der durch die Leistungen der Bahn in weitesten Kreisen bekanntgeworden ist. Auf seinem Gebiete Meister, verstand er es, aus seinen Untergebenen das Höchste herauszuholen. Man darf aber nicht vergessen, daß er einen festen Bau vorfand, als er sein Amt antrat, und ihm für seine Aufgaben — neben einer Reihe hervorragender Generalstabsoffiziere — das beste Eisenbahnpersonal und Gerät der Welt, das deutsche, zur Verfügung stand.

Hier liegt ein großes Verdienst der bürgerlichen Friedensbehörden, namentlich des Ministers von Breitenbach vor. Immerhin bleibt der Anteil bestehen, den Oberstleutnant Groener an dem Ruhm für die Leistungen des deutschen Eisenbahnwesens im Kriege hat.

Er hat es aber versäumt, rechtzeitig die Wasserstraßen für den Verkehr auszunutzen und den Bau von Lokomotiven und Wagen vorausschauend einzuleiten. Und durch beides haben wir ernste Verkehrsschwierigkeiten gehabt, wenn auch der Nachfolger sich redlich bemühte, das Versäumte nachzuholen.

Ueber Groeners m. E. geradezu verhängnisvolles Wirken im Kriegsamt und als 1. Generalquartiermeister wird später die Rede sein. Er ist meiner festen Ueberzeugung nach an der unglücklichsten aller Revolutionen wesentlich mitschuldig.

Zentralabteilung.

Die Zentralabteilung, ebenfalls direkt unter dem Chef des Generalstabes, bearbeitete die Personalien der Generalstabsoffiziere. An der Spitze stand zuerst der Oberstleutnant von F., bis dahin Adjutant und Bearbeiter der Personalien bei General von Moltke. Seine Menschenkenntnis war gering, auch sonst war er ein Mann wenig über Durchschnitt, der gleichwohl bei Moltke großen Einfluß hatte. Er, Tappen und Hentsch bildeten außerdem, solange Moltke führte, eine Art von Kriegsrat. Es hat sich bitter gerächt! F. verließ später die Stellung. Sein Nachfolger war der Sache leider auch nur teilweise gewachsen; ein Wechsel war schwer, da er einer der wenigen war, der schon im Frieden die Personalien bearbeitet hatte.

Abteilung Fremde Heere.

Die Abteilung Fremde Heere bearbeitete alle Nachrichten über das Heerwesen unserer Feinde hinsichtlich Organisation, Mobilmachung, Neuformationen und strategischer oder taktischer Maßnahmen. Auf ihr ruhte also eine außerordentliche Verantwortung, denn die Beurteilung der Lage beim Gegner, wie sie der Chef der Abteilung gab, bildete die Unterlage der Entschlüsse und Befehle der O.H.L., und zwar um so mehr, je mehr der operativen Leitung eigene starke Entschlußkraft fehlte.

Es wäre also gut gewesen, wenn der Chef, Oberstleutnant Hentsch, selbst ein starker entschlossener Mann gewesen wäre, fähig, intuitiv Falsches vom Richtigen zu scheiden. Das war er aber nicht, und da die Nachrichten vom Feind stets übertrieben sind und meist unerfreulich lauten, so war es kein Wunder, daß er sich mehr und mehr zum Schwarzseher entwickelte.

Er war im übrigen ein sehr kluger, gewissenhafter Mann, fleißig, beschlagen in seinem Dienst und vor allem ein trefflicher Kenner des französischen Heeres. Aber, wie gesagt, trotz dieser guten Eigenschaften wirkte er nicht anfeuernd, sondern stark lähmend. Er wurde 1916 durch den Oberstleutnant von Rauch ersetzt.

Abteilung III b.

Die unklare Stellungnahme des Reichskanzlers und des Kriegsministers zur Presse, Propaganda und zur Spionage und Spionageabwehr hatten zur Folge, daß hierfür keine angemessen ausgestattete Zentralstelle bestand. Die O.H.L. war gar nicht in der Lage, diese Gebiete allein zu übernehmen, so sehr sie auch an ihnen interessiert war. Aus dieser unklaren Lage heraus war bei der O.H.L. die Abteilung III b entstanden, in welcher Presse (einschließlich Propaganda und Kriegsberichterstattung), Spionage und Spionageabwehr vereinigt waren.

Zweifellos hätte die Presse bei ihrer Wichtigkeit wohl einen besonderen Platz beanspruchen können. Es wäre noch erträglich gewesen, wenn der Chef, Major Nicolai, es erreicht hätte, mit der Presse gut und einmütig zusammenzugehen. Er hat sich im Gegenteil dort viele Feinde gemacht und mehr und mehr an Vertrauen verloren.

Im übrigen muß ihm dabei zugute gehalten werden, daß eine eigentliche Leitung der Presse für ihn unmöglich war und vielmehr Sache der Regierung gewesen wäre. Es ist also nicht richtig, Nicolai für die fehlende Presseleitung verantwortlich zu machen. Dies war, wie gesagt, Schuld der Regierung und des Kriegsministers [1]). Die Einwirkung, die Nicolai vom G.H.Qu. aus darauf hatte, war tatsächlich sehr beschränkt und bestand vornehmlich in dem Erlaß militärischer Zensurverfügungen, deren Anwendung aber nicht mehr in seinem Machtbereich lag. Da wir nun keine politische Zensur, sondern nur eine militärische hatten, nahm die politische Reichsleitung immerfort die Hilfe der militärischen Zensur in Anspruch. So fiel aller Aerger über die Zensur zu Unrecht auf Nicolai.

Im übrigen hat er sich weniger in Fragen der ihm aufgehalsten Zensurverfügungen, als in der psychologischen Behandlung der Presse vergriffen, indem er auf den bei der Beschaffenheit der antinationalen Zeitungen merkwürdigen Grundsatz verfallen war: „Man muß die Gegner streicheln, die Freunde laufen ja von selber mit, auch wenn man sie zurücksetzt."

Da er im übrigen ein guter Kamerad, freundlich und stets hilfsbereit, zudem ein fleißiger Arbeiter mit starkem Pflichtgefühl und ein

1) Alle Versuche der O.H.L., bei der Regierung eine solche Presseleitung zu erreichen, sind fehlgeschlagen (vgl. Urkunden Seite 281—289).

treuer Mann war, so hatte er im G.H.Qu. eine gute Stellung. So hat er sich über Moltke und Falkenhayn hinweg behauptet und ging erst mit Ludendorff.

Sehr zu Unrecht hat man Major Nicolai vorgeworfen, er habe die Nachrichten vom Feinde falsch bewertet, namentlich 1918 die Amerikaner unterschätzt. Das war gar nicht seines Amtes, sondern die Sache der Abteilung „Fremde Heere", stimmt aber auch für diese nicht.

Mobilmachung und erste Kriegstage in Berlin. Lüttich.

Die Aufstellung und Mobilmachung der O.H.L. oder, besser gesagt, der Formation des „Chefs des Generalstabes des Feldheeres" aus der Friedensorganisation, ging, da die vorerwähnten Dienststellen im wesentlichen nur ihre Friedenstätigkeit fortzusetzen hatten, ohne jede Reibung, man kann sagen, unmerklich, vor sich. Der Dienst war zwar in Permanenz erklärt, insofern man den ganzen Tag und einen großen Teil der Nächte im Generalstabsgebäude war, aber an sich war weniger wie sonst zu tun, denn die Mobilmachung des Feldheeres verlief glatt und vom Feinde ungestört. Die kleinen Plänkeleien bestätigten bald unsere Ueberlegenheit.

Eine bange Schwüle lag bis zum Ueberfall auf Lüttich auf allen Gemütern. Endlich war die Stunde gekommen, wo die einzelnen Kolonnen antreten mußten. Die ersten Meldungen lauteten gut, dann kamen Tartarennachrichten, eine wilder wie die andere. General von Emmich schien mit seinem Stabe aufgerieben, die meisten der Angriffskolonnen abgewiesen und von zweien — bei einer war General Ludendorff — fehlte jede Kunde. Mehr und mehr verdichtete sich die Ansicht, der Schlag ist mißglückt, und schwere Sorge lag auf Moltkes Gesicht. Denn, was nun? Plötzlich ein Anruf aus Aachen von Hauptmann Geyer, der meldete, „ich habe soeben mit Harbou gesprochen, Ludendorff und er sind in Lüttich und sie halten es, aber die Forts sind noch in Feindeshand".

Hurra, das war der Sieg, denn gegen die Forts hatten wir in unserer schwersten Artillerie, die den Angriffskolonnen folgte, eine schnellen Erfolg verheißende Waffe. Und es gelang! In schneller Folge fielen die Forts und die Welt vernahm zum erstenmal die Kunde, die Deutschen haben 42-cm-Geschütze. Unbeschreiblich war der Jubel in Berlin. War schon vorher, trotz der bangen Zweifel: „Können wir es leisten?", eine

Begeisterung vorhanden, wie man sie nicht für möglich gehalten hatte, so mischte sich jetzt in den einmütigen Willen zum Durchhalten die Zuversicht: „Wir werden es schaffen, das Heer machts, und das Volk auch." Die internationale Sozialdemokratie war tot, das Parteigezänk vergessen, der Arbeiter wie der Fürst, alle hatten dasselbe große Ziel, den Sieg im Auge. Wie warst du wundervoll stark, deutsches Volk, was hätte ein Bismarck mit dir erreicht und wie haben dich die Bethmänner auf der einen, die Scheidemänner auf der andern Seite in den Sumpf geführt!

Die alten deutschen Vorzüge, Treue, Gehorsam und Aufopferung waren mit einem Schlage neu gesundet und erstarkt. Unter dem Drucke dieser Stimmung mußte selbst die radikalste Hetze und die übelste Presse (Berliner Tageblatt und Frankfurter Zeitung) einschwenken und sie taten es mit großer Eleganz. Alle waren „g a n z n a t i o n a l" und hatten nie etwas Böses gewollt. Mit heller Begeisterung fuhr die mobilisierte Truppe ins Feld ab, umjubelt von der Bevölkerung. Und wenn so ein Bataillon mit klingendem Spiel am Generalstabsgebäude vorbeimarschierte, in alter preußischer Strammheit, dann sah man mit Stolz — gemischt mit einem Tropfen Wehmut — auf diese Männer, die Deutschlands Ehre schützen sollten.

Am 16. August wurde das große Hauptquartier nach Koblenz verlegt. Wohl keiner dachte, daß es ein Abschied für 4 Jahre von Berlin war und daß 1918 das stolze Heer vom grausam mißleiteten Volk geächtet und geschändet zurückkehren würde und sich, nach einer Heldenleistung, an die kein Wort auch nur entfernt heranreicht, wie Feinde behandeln lassen mußte.

Die Fahrt nach Koblenz zeigte, daß in ganz Deutschland dieselbe Entschlossenheit und Siegeszuversicht herrschte. Ueberall jubelnder Empfang, überall Blumen und Girlanden! So zogen wir in Koblenz ein!

Schlieffens Feldzugsplan.

Was war aber auch inzwischen alles geschehen! Das Westheer hatte nach Lüttichs Ueberrumpelung mit seinem rechten Flügel immerfort kämpfend und marschierend, den ersten Teil des Schlieffenschen Feldzugplanes glatt erledigt.

Dieser Plan ging davon aus, daß im Westen mit den Hauptkräften schnell die Entscheidung herbeigeführt werden mußte, während wir im Osten zunächst hinhaltend kämpfen wollten, bis wir durch die Westentscheidung frei gewordene Truppen nach dem Osten überführen konnten. Es war also eine große Operation auf der inneren Linie.

Da im Westen ein Durchbruch auf der Front Verdun-Toul-Belfort wenig aussichtsvoll war, sollten wir hier auch defensiv bleiben, dagegen sollte Mitte und rechter Flügel des Heeres durch Belgien und Luxemburg hindurch eine Schwenkung ausführen, mit dem rechten Flügel also parallel zur Küste. Das Verhalten des linken Flügels sparte zudem an Truppen, die dem rechten Flügel zugute kamen, oder vielmehr kommen sollten, denn leider wurde dieser Punkt von der O.H.L. nicht befolgt.

Der Schlieffensche Plan für den Westen hatte zur Voraussetzung einmal, daß unsere Truppen den feindlichen an Güte (denn die zahlenmäßige Ueberlegenheit, die wir hätten haben können, hatten wir dank der unzureichenden Heeresvermehrungen eben nicht) weit überlegen waren. Und dies traf in vollem Umfang zu. Er setzte aber auch das Gelingen des Handstreiches gegen Lüttich und den Durchmarsch durch Belgien voraus, d. h. die Verletzung der Neutralität Belgiens. Für jeden Soldaten der Welt war es selbstverständlich, daß Belgien zum Kriegsschauplatz werden mußte. Es ist lächerlich, uns wegen dieser Neutralitätsverletzung anzuklagen. Der französisch-englische Heeresaufmarsch, der doch nicht erst nach Lüttichs Fall entstanden sein kann, zeigt, daß England und Frankreich selbstverständlich mit ihrem Einmarsch in Belgien rechneten, weil eben der Krieg der Millionenheere gar nicht anders ausgefochten werden konnte.

Aber man hätte voraussehen müssen, daß diese „Neutralitätsverletzung" von England und Frankreich in der ganzen Welt gründlich gegen uns ausgenutzt werden würde. Was verschlug es, daß die Entente mit Belgien insgeheim seit Jahren weitgehende Abmachungen getroffen hatte? So wurde die Verletzung des „poor little Belgium" tatsächlich das erste Mittel, mit dem die englische Regierung und Presse das höchst kriegsunlustige Volk zur Kriegswut aufstachelte und die ganze Welt gegen uns aufbrachte. Verhängnisvoll aber war es für uns, daß unsere Diplomatie nicht nur nichts gegen den englischen Lügenfeldzug unternahm, sondern ihn noch stützte, indem der deutsche Kanzler die be-

rühmten Worte vom „Fetzen Papier" und dem „Unrecht" sprach, „das wieder gut zu machen sei".

Für *Schlieffen* war die Neutralitätsverletzung Belgiens ein Mittel zum Siege und daher gerechtfertigt. Reichskanzler und Auswärtiges Amt, die darüber unterrichtet waren, hatten die Aufgabe, *vor* dem Krieg bzw. dem Aufmarsch des Heeres sich mit ihrer Diplomatie darauf einzustellen, was nicht geschehen ist.

Man hat gegen den Schlieffenschen Plan weiter eingewendet, daß er mit einem unfertigen Rußland rechnete. Sicher war Rußland 1914 fertiger, als Schlieffen seinerzeit angenommen hatte. Trotzdem blieb der Grundgedanke Schlieffens richtig. Denn in Ost und West beide Gegner gleichzeitig niederringen zu wollen, war bei den nun einmal gegebenen Kräfteverhältnissen unmöglich. Hätten wir also im Westen hinhaltend kämpfen und im Osten die Entscheidung suchen sollen?

Wollte man im Westen hinhaltend kämpfen, so mußte man mindestens *mit einiger Sicherheit gegen eine entscheidende Niederlage* geschützt sein. Denn sonst ging uns das unentbehrliche Industriegebiet der Saar, in Lothringen und am Rhein verloren und wir konnten Schluß machen. Man hätte also vielleicht 6—8 Armeekorps sparen und im Osten einsetzen können. Damit hätten wir dort allerdings „gesiegt", aber zu einer Vernichtung des russischen Heeres hätte es 1914 doch nicht gereicht. Die Russen wären kämpfend von Stellung zu Stellung zurückgegangen, wie weit und wie lange, ist schwer zu sagen. Sie waren in Rückzugs- und Stellungskämpfen Meister! Wir hätten endlose Etappenlinien bekommen und hätten bestenfalls bis zum Winter 1914 da stehen können, wo wir 1915 im Sommer standen.

Man darf nicht übersehen, daß eben Rußland [1]) unermeßlich groß ist und daß daher Zeit und Raum hier ganz andern Einfluß gewinnen, wie auf einem beschränkten Kriegsschauplatz, wie z. B. in Frankreich.

Nein, die stärkere Rüstung Rußlands und seine bessere Kriegsbereitschaft konnten Schlieffens Plan nicht ändern, *wohl aber hätten*

1) Der Verlauf des Krieges hat dies wahrlich bewiesen. Wir hatten 1918 noch etwa 22 Divisionen im Osten. Eine stattliche Zahl, nicht wahr? Besonders gescheite Leute suchen daraus Ludendorff sogar den Vorwurf der Kräftezersplitterung zu machen! Und was war die Wirklichkeit? Daß die Besetzung Rußlands geradezu kümmerlich genannt werden muß; daß auf 20 qkm besetzten und pazifiziert zu haltenden Gebietes *ein* ganzer Mann kam! Was hätte man 1914, wo man mit schwerem Kleinkrieg hinter der Front hätte rechnen müssen, allein an Etappentruppen gebraucht?

sie unsere Kriegsvorbereitungen ändern müssen. Allein alle dahingehenden Warnungen von seiten des Generalstabes wurden von anderen Amtsstellen in den Wind geschlagen. Sie hatten „andere Informationen“! Wir mußten unsere Wehrmacht bis zum letzten Mann ausgenutzt haben und wirtschaftlich wie kriegstechnisch absolut fertig sein. Das ergab sich seit Jahren zwingend aus der politischen Weltlage und aus unserer geographischen Situation. Dann hätten wir 1914 das erreicht, was Schlieffen wollte, und ob nach Frankreichs Eroberung Rußland den Krieg allein fortgesetzt hätte, ist mehr als fraglich.

Auch der Einwand, Schlieffen habe England unterschätzt, ist nicht haltbar. Zunächst galt der Schlieffensche Plan doch nur für das Heer bzw. den Landkrieg. Die politische, maritime und wirtschaftliche Seite war an sich nicht seine Sache. Zweifellos hat er sie aber miterwogen, und hätte gewiß, hätte er 1914 noch erlebt, seine Meinung zur Geltung gebracht. Dazu war auch der Entamtete noch Manns genug! Militärisch war sein Gedanke aber nicht nur richtig, sondern der allein mögliche.

Wenn Frankreich und Belgien zusammenbrach, erklärte Italien den Krieg nicht, und Amerika hätte, ohne den U-Boot-Vorwand, auch keinen Grund zum Eingreifen gehabt; jedenfalls keinen plausiblen. Wir hatten also Kräfte in Menge frei, denen Rußland nicht widerstehen konnte. Es mußte Frieden schließen.

England war zwar auch dann noch nicht entscheidend getroffen, es konnte den Krieg fortsetzen, aber unter unvergleichlich viel ungünstigeren Verhältnissen als denen, die wirklich wurden, und mit einem Risiko, das den nüchternen Rechnern an der Themse bald die Segnungen des Friedens einleuchtend gemacht und rentabler gezeigt hätte, als entscheidungslose Kriegsfortsetzung.

Die Waffe der Blockade, die ein Jahrhundert zuvor Napoleon gegenüber wirksam war, ists heute nur sehr bedingt. Die weltwirtschaftlichen Verhältnisse gestatten heute die Dauerabsperrung wirtschaftlich kräftiger und fast unbegrenzt aufnahmefähiger Märkte, d. h. in diesem Falle des gesamten Kontinents, durch einen Einzelnen nicht mehr. Ueberdies wäre die Hungerblockade kläglich gescheitert, wenn wir, was doch unter den angegebenen Voraussetzungen selbstverständlich war, mit Rußland zu einem Lieferungsfrieden kamen. Ein friedliches Rußland hieß aber gleichzeitig ein friedliches Rumänien und ein friedliches, d. h. nicht als Kriegsgebiet mehr bedrohtes Galizien. Damit saßen wir nicht nur an Ge-

treideschennen größten Umfangs und größter Potenz, sondern auch an sämtlichen Oellagern der Alten Welt.

Wollte England trotzdem diese in sich unwirksame Blockade aufrecht erhalten, so war dies — falls wir uns zur See defensiv verhielten — eine offensive Herausforderung Englands gegen die ganze Handelswelt. Die Rollen, die England und Deutschland dann zu spielen hatten, waren genau umgekehrt, wie sie sich nachher, unter dem Druck unserer Existenzbedrohung, entwickelten. Der zähe Kampf, den die kleineren Neutralen Tag für Tag gegen die einschnürenden, ihre Selbständigkeit verletzenden Gewaltmaßregeln führten, lehrt eindringlich, was unter solchen Umständen geworden wäre. Die Tapferkeit Hollands, Schwedens, der Schweiz müßten selbst den, der nun einmal nicht objektiv sein will, zum Schweigen bringen.]

Behielten wir aber hinsichtlich unserer elementaren Lebensbedürfnisse und unserer Wirtschaftsführung Atemraum, so wurde England militärisch unvergleichlich viel verwundbarer, als wir es je waren oder je werden konnten. Bedroht waren dann lediglich noch unsere Kolonien: wir aber konnten die Hand an die „Aorta" des britischen Weltreichs legen. Voraussetzung freilich war, daß wir mit Rußland vornehm verfuhren. Dabei konnten wir den „Schlüssel" zum Russischen Hause (das heißt: zum Schwarzen Meer) allerdings nicht, wo er damals war, in unserer Tasche behalten. „Daß die Pforte", sagt schon unser Größter, „auf ein russisches Protektorat in dieser Form eingeht, liegt nicht nur in der Möglichkeit, sondern, wenn die Sache geschickt betrieben wird, auch in der Wahrscheinlichkeit." Bei alledem freilich war äußerster Takt geboten. Denn nicht nur Rußland, auch Italien ist in Kleinasien ungemein empfindlich.

Wenn allerdings phantastische Gemüter, die heute unter den Gegnern der „ausschweifenden Pläne" der O.H.L. das große Wort führen, meinten, man hätte England in Indien mit deutschen Truppen bekämpfen sollen (man hat dies sogar von Ludendorff 1916 verlangt), so kann man darüber hinweggehen. Die Seeherrschaft hatte England immer (vgl. S. 93 ff.) und daß wir, auf den Landweg verwiesen, einen Krieg in Indien führen sollten, ist fast undenkbar, wenigstens ohne ein dabei h e l f e n d e s Rußland. Wollte Rußland aber mit uns gehen, so konnte es sich an dieser Aufgabe auch allein versuchen, wobei freilich Japan im fernen Osten kaum im dolce far niente geblieben wäre.

Schlieffens Plan war also, von jeder politisch irgend errechenbaren Lage aus, richtig. Er wäre auch absolut erfolgreich gewesen, wenn die deutsche Volkskraft in ihrem vollen Umfang wirklich schlagbereit und militärisch durchgebildet sofort zur Verfügung war. Allein hier standen wir vor der entscheidenden, völlig unverzeihlichen Unterlassung langer Jahre, für die die damaligen Regierungen und der Reichstag die unabwälzbare Verantwortung tragen. Die Regierungen, weil sie den Reichstag nicht zu seiner vollen nationalen Leistungspflicht heranzogen, der Reichstag, weil er aus Steuerscheu und Parteigezänk und Kurzsichtigkeit nicht aus sich heraus seiner nationalen Pflicht genügte.

Vordringen bis zur Marne.

Das deutsche Heer wußte, was es galt, und so gings unaufhaltsam vorwärts. Doch die Verluste waren schwer, der Gegner wich, war aber nicht vernichtet, und die rückwärtigen Verbindungen für Nachschub und Ersatz wurden immer ungünstiger. Auch der Rücken war schließlich von Antwerpen her bedroht, wo nur schwache Truppen absperrten. Aber es war eine Zeit, wo alles gewagt wurde und, dank der Tüchtigkeit der Truppen, alles gelang. Der entscheidende Erfolg schien nahe.

Rückzug im Osten. Tannenberg.

Im Osten sah es allerdings täglich weniger erfreulich aus. Hier hatte General von Prittwitz, zumeist mit wechselndem Erfolg, gegen die Russen gekämpft. Schlieffens Grundgedanke, daß die Russen in der Mobilmachung sehr zurück sein würden, war, wie schon erwähnt, durch die letztjährigen Kriegsvorbereitungen der Russen, vor allem aber dadurch verändert worden, daß Rußland schon Wochen vor der Kriegserklärung insgeheim mobil gemacht hatte. (Uebrigens war dies aus Petersburg uns berichtet worden. Das Auswärtige Amt hatte aber „andere Informationen“!)

Prittwitz war also in sehr schwieriger Lage. Oesterreich entlastete ihn nicht in genügendem Maße. Er hatte hohe Verluste und glaubte schließlich mit seinen 4 Korps sich nicht mehr halten zu können, als er in der Front von Rennenkampf und in der Flanke von Sassonow bedroht wurde. Der Rückzug wurde befohlen. Das Armeeoberkommando

wollte, angesichts der fast fünffachen Uebermacht, hinter die Weichsel zurück. Das bedeutete Aufgabe des Landes östlich der Weichsel; es bedeutete aber auch Preisgabe der Oesterreicher, die allein den russischen Ansturm niemals ausgehalten hätten. Der Verlust Ost- und Westpreußens bedeutete den Ausfall wichtigster Getreidegebiete.

Endlich aber muß es fraglich erscheinen, ob wir uns an der Weichsel hätten halten können. Wahrscheinlich nicht, oder nur unter Verstärkung der Truppen, die dann dem Westen hätten entnommen werden müssen. Dort aber fehlten sie fast noch mehr. So hätte der Rückzug hinter die Weichsel wahrscheinlich den verlorenen Feldzug bedeutet. Man mußte also östlich der Weichsel bleiben und alles wagen. Der Rückzugsbefehl war nicht zu billigen.

General von Moltke war, als der Rückzugsbefehl gemeldet wurde, stark erschüttert, aber an einen energischen Gegenbefehl dachte er nicht. Da hängten sich meine beiden Mitarbeiter — Geyer und Harbou — ans Telephon und es gelang ihnen in stundenlangem Bemühen (denn damals gab es noch keine Verstärker im Fernsprechverkehr), die Korps im Osten selbst einzeln zu sprechen. Alle Korps hielten die Lage für ernst, aber den Rückzug für übereilt.

Mit den aufgenommenen Notizen ging es zu Stein, dann zu Moltke und, siehe da: mit Erfolg! Ludendorff wurde als Chef für den Osten bestimmt, Hindenburg zum Nachfolger von Prittwitz ernannt.

Ludendorff, damals Oberquartiermeister der 2. Armee (rechter Heeresflügel im Westen), kam für ein paar Stunden ins G.H.Qu., freudig von seinen Getreuen begrüßt. Er war, natürlich genug, ernst gestimmt, wußte er doch, um was es ging. Unser Vertrauen stärkte ihn offensichtlich. Schon von Koblenz aus gab er die ersten Befehle, die sozusagen die Grundlage zu Tannenberg bildeten. Ohne Aufenthalt eilte er im Sonderzug durch Deutschland nach Osten und nahm nur unterwegs in Hannover General von Hindenburg auf. Wieder vergingen einige Tage und dann hörte die Welt mit Staunen von Hindenburgs Sieg bei Tannenberg.

In unerhörtem Wagemut hatten die wenigen deutschen Korps sich, unter gänzlicher Vernachlässigung des vor ihnen stehenden Rennenkampf und unter Ausnutzung der masurischen Seenkette, gegen die von Südosten heranrückende Armee Sassonows geworfen, sie doppelt umfaßt und vernichtet. Ein zweites Cannae an Wagemut, Durchführung —

und Erfolg. Ungeheurer Jubel durchbrauste Deutschland. Hindenburgs Name erfüllte Alles, hier und da hörte man auch Ludendorff.

Die Wirkung der Schlacht zeigte sich schnell, für eine Weile war der Osten frei!

Ich will hier von einer Charakteristik Hindenburgs und Ludendorffs absehen und sie für später, bis zu ihrer Uebernahme der O.H.L. aufsparen. Dagegen mögen hier einige Angaben über unser Leben in Koblenz folgen.

Leben der O.H.L. in Koblenz.

Der größte Teil der Offiziere der O.H.L. wohnte im Hotel, wo auch die Mahlzeiten eingenommen wurden. Man aß an kleinen Tischen, einfach, aber kräftig, und trank dazu ein Glas Wein, — dafür war es am Rhein. Sekt war von Moltke verboten, da es unangebracht sei, wo so viele Menschen draußen Leben und Gesundheit opferten. Es war edel gedacht, aber doch weichlich und falsch. Natürlich will ich Gelagen nicht das Wort reden, dazu war übrigens auch gar keine Zeit. Aber in verständigen Grenzen genossen, hat sich der Alkohol doch im ganzen Kriege als bestes Mittel bewährt, die Stimmung zu halten, Nervenanspannungen zu lösen und so indirekt die Arbeitslust und -kraft zu erhöhen. Und gerade in den schwersten Zeiten endloser Ueberarbeitung hat uns oft ein Glas Kognak oder Sekt über den Berg geholfen.

Nach dem sehr schnell erledigten Essen gings wieder an die Arbeit. Nachmittags gabs auch wohl ein Stündchen Schlaf. Im übrigen gehörte Tag und Nacht der Arbeit. Von morgens 8.30—1, dann von 2.30—8, dann von 9—1 Uhr, das war schon damals die gewohnte Zeiteinteilung. Der 8-Stunden-Arbeitstag war für den Generalstab jedenfalls noch nicht erfunden. Dazu gab es noch das Vergnügen des Nachtdienstes, den anfänglich alle Offiziere mitmachten, später schieden Stabsoffiziere aus. Man kam etwa alle 4—5 Tage dazu heran, und meist konnte man dann die Nacht hindurch chiffrieren und dechiffrieren, die Lage auf Grund neuer Meldungen einzeichnen usw. Dafür durfte man offiziell am nächsten Vormittag dann einige Stunden nachruhen — meist verbot es die Arbeit.

Es gab also, im ganzen gesehen, schon damals eine reiche Arbeit, und es ist auch so geblieben bis zum Ende. Das Wort „Vergnügen"

gab es nicht, man hatte auch kein Verlangen danach. Daß so gewisse Anhängsel des G.H.Qu.s gute Tage hatten und sich nichts entgehen ließen, ändert daran nichts.

Große Mühe machte zu Anfang der Fernsprechbetrieb. Es war bei den mangelhaften Leitungen und ohne Verstärker oft zum Totärgern. Dank der geradezu mustergültigen Tatkraft und technischen Begabung unseres Postrats Ohnesorge wurde das freilich allmählich besser; ich komme auf diesen hervorragenden Beamten später noch zurück.

Auch die funkentelegraphische Verbindung mit den vorrückenden Truppen war nicht immer glänzend, aber immerhin leistete sie, was verlangt wurde. Freilich, da alles doppelt chiffriert ging, mußte man sich mit den nötigsten Nachrichten und Befehlen begnügen.

Die Folge der nur teilweise ausreichenden Verständigung war ein sehr starker Kraftwagenverkehr zur Front. Hierfür stand damals das „Kaiserlich Freiwillige Automobilkorps" zur Verfügung, das zumeist aus nicht dienstpflichtigen, wohlhabenden Vertretern des Handels, der Industrie und Wissenschaft zusammengesetzt war. Die Herren hatten Offizierrang. Die meisten von ihnen waren glänzende Fahrer, voll Schneid und Zuverlässigkeit. An der Spitze des Korps befand sich der Prinz Waldemar, den ein Beinleiden verhinderte, am Feinde zu stehen. Stets liebenswürdig und überaus pflichteifrig war er allgemein beliebt. Neben ihm stand als erster Helfer Kommerzienrat Bürenstein. Er hielt scharf auf Ordnung, was bei den zum Teil leichtlebigen und deshalb vielfach angefeindeten Elementen angebracht war. Das Korps hat viel geleistet, bis es später zur Gewinnung von Heeresersatz sich auflöste.

Die Fahrten nach vorn waren an sich eine erwünschte Abwechslung. Trat man doch in Fühlung mit der Truppe, zu der man ja doch mit Leib und Seele gehörte. Und wie gings auf den guten und geraden Straßen vorwärts. Wie oft war man über 100 km! Bald freilich gab es eine Abkühlung. Im Uebereifer und Spionenfurcht war eine Absperrung geschaffen, so daß man alle paar Kilometer angehalten wurde. Die biederen Landstürmer waren dabei nicht ungefährlich. Mir passierte es einmal, daß ein Mann hinter einem Baum stehend „Halt" brüllte und zugleich in Anschlag ging. Der Fahrer wollte kurz halten; bei dem schlüpfrigen Boden drehte sich das Auto wie ein Kreisel, ehe es stand. Auf die nicht gerade freundliche Belehrung machte der Landstürmer ein so verdutzt dummes Gesicht, daß der Zorn schnell verrauchte. Als der Mann aber

gar auf die Frage, wie sein Kommandeur hieße, der ihn so instruiert habe, antwortete: „Kommerzienrat Meyer", schlug die Stimmung zu einem fröhlichen Lachen um.

Das ging also gut ab; andere Kameraden bekamen auch mal einen Schuß nachgesandt. Gott sei Dank war die Schießkunst dieser Posten gering. Vereinzelt wurde behauptet, daß Autos aus Gehöften usw. von Belgiern und Franzosen angeschossen seien. Mir ist nie etwas passiert und ich glaube auch nicht recht daran; die Bevölkerung war hinter der Front absolut kriegsunlustig.

Verlegung der O.H.L. nach Luxemburg.

Um die Entfernung zum Feldheer abzukürzen, wurde das G.H.Qu. bald nach Luxemburg verlegt. Kühl, aber nicht unfreundlich empfangen, trafen wir mit Autos dort ein. Die Unterbringung im Hotel war schlecht, die Bureauräume in einer Mädchenschule waren entsetzlich. Arbeitskraft und -freude litt darunter nicht unerheblich.

Es kam hinzu, daß sich die Lage an der ganzen Westfront zuspitzte. Maubeuge war höchst unbequem, es hielt Truppen fest und sperrte die Bahn und damit den Nachschub für den rechten Heeresflügel. Eile tat not. So erhielt ich den Befehl, zum Belagerungskorps, das General von Zwehl befehligte, zu fahren, mich zu informieren und auf beschleunigte Durchführung der Wegnahme zu dringen.

Einnahme Maubeuges.

Endlich Gelegenheit, sich aktiv an der Front zu betätigen! Im Auto gings an der Maas entlang, mit einem kurzen Aufenthalt in Dinant, das einen fürchterlichen Eindruck der Zerstörung machte. Am späten Abend kam ich beim Oberkommando an. Als ich ausstieg, kam ein General von der andern Seite auf mich zu, es war der mir unbekannte General von Zwehl. Ich meldete mich bei ihm und sofort gings in das Chefzimmer zur Besprechung.

Im Chefzimmer traf ich den Chef, Oberstleutnant Hesse und Hauptmann Otto von Stülpnagel, beide mir wohlbekannt. Hesse[1]) ein sehr

1) Ihm wurde später das gesamte Telegraphen- und Fernsprechwesen unterstellt. Er hat sich auf diesem ebenso schwierigen und verantwortungsreichen, wie undankbaren Gebiet große Verdienste erworben.

kluger, rasch entschlossener, temperamentvoller Mann, den ich schon lange hoch schätzte. Stülpnagel, mein früherer Mitarbeiter in der 2. Abteilung, ein klarer, abwägender Kopf, leicht etwas erregt, aber sonst ein prachtvoller Mensch mit ausgezeichnetem Charakter.

Ich ging an meine heikle Aufgabe sehr vorsichtig heran, denn das war nötig. Die Herren hatten den Angriff im wesentlichen nach der bis dahin gültigen Vorschrift „Kampf um Festungen“ angelegt, mit Vortreiben von Sappen, Bau von Infanteriestellungen usw. Stülpnagel hielt mir außerdem vor, daß „in Maubeuge mindestens 18 000 Mann seien, wir aber nur etwa 14 000 Mann Gefechtsstärke hätten, dazu besäße die Festung eine immense Geschützausrüstung“. Was er sagte, war an sich richtig, nur war die Besatzung, wie sich später zeigte, über 40 000 Mann stark.

Trotz allem gewann ich den Eindruck, daß die Festung schlecht verteidigt sei und daß ein Gewaltcoup nach unsern neueren Grundsätzen glücken müsse. Unterstützt wurde ich in meiner Ansicht von dem General der Artillerie, dem Generalleutnant Steinmetz, einem Draufgänger, frisch und entschlossen, wie der alte Blücher. Er ist leider später gefallen.

Am nächsten Tage gings nach vorne, um mit eigenen Augen zu sehen, was los war. Der Feind war fast untätig. Ich gewann mit meinen Ansichten an Boden, namentlich als ich vom Standpunkt der O.H.L. aus klar machte, weshalb ein handstreichartiger Angriff gewagt werden m ü s s e. Trotzdem muß man anerkennen, daß es vom General von Zwehl und seinem Chef ein außerordentlicher Entschluß war, und noch mehr verdient die Tatkraft, mit der er und sein Stab den Entschluß durchführten, Anerkennung.

Inzwischen war noch etwas Artillerie und vor allem Munition, die aber immer noch sehr knapp war, angekommen. Am Tage des Angriffs standen wir, d. h. der engere Stab des Oberkommandos, etwa 1200 m vom Fort de Boisseau entfernt. Unsere Artillerie schoß, was die Geschütze hergaben, die 30 und 42 cm nahmen die angegriffenen Werke unter Feuer. Gegen 1.30 Uhr wurde ein einfaches Frühstück eingenommen, das unsere Burschen an Ort und Stelle aus ein paar gefangenen Hühnern bereitet hatten, dann ruhte, wer nicht gerade zu tun hatte, hinter einer Strohmiete für ein Stündchen. Ich schlief in froher Siegeszuversicht wie ein Toter. Als ich wach wurde, war es kurz vor 3 Uhr, dem Augenblick des Infanterieangriffs.

Er setzte pünktlich ein und gewann glatt an Boden. Es war ein prachtvoller Anblick, die Linien in unanfhaltsamem Vorschreiten zu sehen. Bald konnte Artillerie nachgezogen werden. Am Abend hatten wir den größten Teil des östlichen Fortgürtels, die Festung mußte jetzt bald fallen. So fuhr ich zurück nnd meldete stolz: „Halb Maubeuge haben wir; der Rest folgt in Kürze." Und so geschah es.

Ich erhielt als erster der Operationsabteilung — ausgenommen die Lüttichkämpfer von Harbou und Geyer — das E.K. II. Mehr wie alles andere hatte mich gefreut, daß meine Theorie über Festungsangriffe, d. h. Massenwirkung mit schwerster Artillerie und gewaltsamem Infanterieangriff in unmittelbarem Anschluß dem damaligen feindlichen Verteidigungsverfahren gegenüber richtig war. Sie haben sich auch weiter im Festungs- und Stellungskrieg bewährt.

Angebliche Kriegsgreuel der Deutschen.

Meine Fahrt nach Maubeuge hatte mich durch einen Teil Frankreichs und Belgiens geführt, die den Kriegsschrecken gesehen hatten. Der Eindruck war groß. Die üble Angewohnheit der Belgier und Franzosen, sich mit Nachhuten in Dörfern zu setzen und dann nach kurzem Kampf auszurücken, bekam den Ortschaften schlecht. Es blieb ja gar nichts weiter übrig, als sie „sturmreif" zu schießen. Die Bevölkerung floh zum Teil und das Dorf brannte ab. In den Trümmern mußten dann die deutschen Truppen biwakieren. Sie suchten mit Mühe einige Bequemlichkeit, aber bei dem Fehlen der Bewohner war es schwer, dies in Ordnung durchzuführen. Stellenweise war die Sache noch dadurch verschlimmert worden, daß Nichtuniformierte sich am Kampf beteiligten oder aus dem Hinterhalt schossen. Drang man in die Häuser ein, so traf man völlig verstörte Menschen. Waren sie die Täter? Sie leugneten natürlich, meist fand man aber die noch warmen Waffen. Sicher ist ein oder der andere Unschuldige hierbei dem Tode verfallen, aber d i e s e Schuld liegt lediglich an der hinterlistigen Kampfart unserer Gegner.

Ein Drittes kam hinzu. Es kamen von Feindes Seite Bestialitäten vor, die unsere Soldaten aufs tiefste erbitterten. So erinnere ich mich, daß eine kleine Schar Verwundeter in einer belgischen Scheune dadurch getötet war, daß man ihnen erst den Mund bis zu den Ohren aufgeschnitten und dann Sägemehl, das zufällig dort lag, hineingeworfen hatte.

Wenn nun aber umgekehrt uns Deutschen „Greueltaten in Belgien“ vorgeworfen sind, wovon die fürchterlichsten Photographien — sie mußten ja wahr sein? — darüber verbreitet wurden, so ist das eine ungeheure Lüge. Der deutsche Soldat war alles andere als grausam, und schon gar nicht zu Beginn des Krieges. Dazu war die Disziplin gut und das deutsche Offizierkorps nahm es an Ritterlichkeit mit jedem auf und bewies sie, auch gegen die Besiegten und die Bewohner.

Ich sah bei Antwerpen einmal folgendes Bild. Bei einem Hause, um das gekämpft war, fuhr Artillerie auf. Das Haus wurde durchsucht und man fand eine alte, hilflose Frau, die vor Entsetzen kein Wort hervorbrachte und wie gelähmt war. Unsere Artilleristen nahmen die Alte, trugen sie auf einen entleerten Munitionswagen und legten sie dort auf Stroh, wobei einer ihr auf Plattdeutsch immerfort zuredete: „Mutterchen, vor uns braucht ihr keine Angst zu haben!“ Die Frau wurde zurückgefahren und wie ich bei der Rückkehr festgestellt, hatte sie im Biwak zu essen bekommen und war dann weiter zurück in eine bewohnte Ortschaft gebracht.

Wiederholt habe ich gesehen, wie Kriegsgefangene, die an der ersten Feldküche vorbeikamen, dort sofort Kaffee, Brot oder Suppe erhielten. Ja, unsere Leute teilten mit ihnen ihre paar Zigaretten usw.

Ebenso habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie bei Neuve Chapelle bei gefangenen Engländern Patronen mit abgebrochener Spitze (Dumdumgeschosse) gefunden wurden. Darauf stand sofortige Todesstrafe bei der Entente wie bei uns. Was geschah? Jeder Engländer erhielt von dem Feldwebel eine — allerdings gesalzene — Maulschelle; aber das war alles. Der Truppenkommandeur, der davon erfuhr, winkte mit der Hand ab; ihm war es ebenso zuwider, Wehrlose erschießen zu lassen.

Ab und zu brach mal der furor teutonicus los. Nach dem Baralongfall — ein Schandmal für Englands Flotte für immer — beschloß eine Truppe, bei der ich war, keinen Pardon zu geben. Wirklich schlugen sie beim ersten Angriff die vordersten Gegner zum Teil mit dem Ruf „Baralong“ nieder, dann aber machten sie, wie gewohnt, ihre Gefangenen. Der Deutsche mordet nicht zum Vergnügen.

Selbstverständlich mögen auch von einzelnen Deutschen Roheitsakte begangen sein. Sicher aber nicht halb soviel wie bei unsern Gegnern.

Daß im weiteren Verlauf die Scheußlichkeiten unserer Gegner, namentlich der farbigen Truppen, die das Kopf-, Nasen- und Ohr-

abschneiden als heimatlichen Kriegsbrauch an unsern Soldaten übten, auch bei uns dazu führte, diese sauberen Kumpane etwas unsanfter zu behandeln, mag richtig sein. Es war eher zu wenig wie zu viel. Und wenn man an die Gemeinheiten denkt, die unwürdige Vertreter des ritterlichen (?) Frankreichs und des stolzen Englands an unsern Kriegsgefangenen verübt haben, an das Prügeln durch Schwarze, an das absichtliche Hungern- und Frierenlassen, an die Mißhandlungen selbst in den Lazaretten, an die körperlichen und seelischen Mißhandlungen sogar der Frauen in unsern Kolonien, dann kann man nur bewundernd vor der Unverfrorenheit dastehen, daß diese Völker, deren Angehörige solches begingen, sich mit frommem Augenaufschlag als Vorkämpfer der Humanität bezeichneten, uns aber, den „Boches", den „Hunnen", alle Schenßlichkeiten andichteten, auf die wir niemals überhaupt gekommen wären.

Daß sogar Leute, die sich Deutsche nennen, hierbei Mithilfe leisteten, ist eine Tatsache, an der man nur schweigend mit brennender Scham vorübergehen kann.

Die Lüge hat gesiegt! Aber ich konstatiere nur das Faktum, ohne darüber zu moralisieren. Denn List und Lüge waren im Kriege bisher stets „Kampfmittel", und Lord Northcliffe war in ihrer Beherrschung eben Meister. Und unsere Feinde vermochten zu der ganzen Welt zu sprechen, während wir abgeschlossen waren.

Aber, muß man fragen, warum hat die deutsche Regierung, der bergehohes Aktenmaterial über die unglaublichsten Grausamkeiten unserer Gegner zur Verfügung stand, auch dem deutschen Volke gegenüber geschwiegen? Das deutsche Volk hatte doch wohl ein Recht, zu erfahren, wie seine Söhne gemartert wurden und vielleicht wäre vielen angesichts aller dieser Scheußlichkeiten schon früher die Augen darüber aufgegangen, welches Schicksal uns alle bei ungünstigem Ausgang des Krieges bedrohte. Es ist fast unglaublich und klingt wie Hohn, daß Bethmann wie seine Nachfolger die Veröffentlichung unterließen, um die „Gegner nicht zu reizen".

Aber auch heute noch hat das Volk ein Recht auf Wahrheit. Weshalb hat die Revolutionsregierung ebenso geschwiegen, wie die heutige? Hofft auch sie den Feind milder zu stimmen oder fürchtet sie den Ausbruch des „furor teutonicus"? Jede starke Regung der Volksseele wird ja künstlich niedergehalten.

Kämpfe der 6. Armee.

Weniger erfreulich sah es inzwischen bei der 6. Armee an der Moselfront aus. Die Armee war ursprünglich sehr stark gemacht, weil man richtig mit starken feindlichen Angriffen rechnete. Es lag ja auch nahe, daß der Feind versuchen würde, in Lothringen einzubrechen. Die zwar siegreichen, aber verlustvollen Kämpfe der 6. Armee hatten diese Absicht des Gegners durchkreuzt. Das Gegebene war nun, nach Schlieffens Plan und der Gesamtlage, der 6. Armee nur die nötigsten Kräfte zur Defensive zu belassen und alles Verfügbare hinter den rechten Heeresflügel (1. und 2. Armee) zu schieben bzw. in den Armeen nach rechts zu rochieren. Ein Angriff durch das waldige Berggelände an der Mosel, besonders südlich Toul, war, wie schon oben erwähnt, sehr schwierig, außerdem fehlten ihm eben, selbst im Fall des Gelingens, die Nachschubmöglichkeiten, d. h. Eisenbahn und gute Wege.

Diese gingen über Toul. Ferner bedrohte Toul immer den Vormarsch in der Flanke. Es hätte also mit weggenommen werden müssen. Die Wegnahme von Toul g l e i c h z e i t i g m i t e i n e m A n g r i f f s ü d l i c h d e r F e s t u n g war aber mit den vorhandenen Kräften und artilleristischen Mitteln nicht zu leisten. Es mußte also v o r h e r genommen werden. Die 6. Armee (Kronprinz Rupprecht von Bayern) hielt gleichwohl an dem Gedanken des Angriffs gegen die Mosellinie fest. Sie meldete auch mehrmals den Tag des beabsichtigten Angriffs schob dann aber selbst im letzten Augenblick den Entschluß wieder hinaus. Moltke fand den Mut zu einem klaren Befehl zur Aufgabe des Angriffs nicht, trotz aller Vorstellungen innerhalb der O.H.L.

Endlich bekam ich wenigstens den Auftrag, nach Dieuze zum A.O.K. „zur Besprechung" zu fahren. Ich fand beim A.O.K. alles, nur keine einheitlichen Absichten und fuhr infolgedessen (über das zerstörte Fort Manonviller, wo die 42 cm schöne Arbeit gemacht hatten) zur Front vor. Augenschein und Aussprache mit Offizieren, die ich unterwegs traf, zeigte, daß die Truppen zusammengeschmolzen und gar nicht mehr angriffsfähig waren. Anderseits äußerten Frontoffiziere, im Gegensatz zur Ansicht des A.O.K.s, daß der Feind nur noch schwache Nachhuten stehen habe, der Rest also wohl „abtransportiert" werde.

Eine Besprechung am Abend beim A.O.K. hatte wieder das Ergebnis, daß man an dem Angriff auf die Mosellinie festhielt, außerdem wurde

die Frage eines gewaltsamen Angriffs auf das Plateau von Nancy-Fronard, d. h. die Südfront von Toul besprochen. Toul war tatsächlich schwach armiert und besetzt. Die permanenten Banten waren dagegen sehr stark, aber für unsere schwerste Artillerie kein absolutes Hindernis. Der Angriff war also an sich möglich, und zwar mit verhältnismäßig schwacher Infanterie. Aber er hatte doch nur Zweck, wenn eine Forcierung der Mosellinie folgen sollte und konnte. Andernfalls bedeutete er nur eine im Augenblick ungerechtfertigte weitere Zersplitterung der Kräfte, deren wir auf dem rechten Heeresflügel so dringend bedurften.

Ich fuhr zurück und meldete, daß ein Angriff auf die Mosellinie m. E. aussichtslos, ein solcher gegen Nancy-Fronard zwar möglich, aber im Augenblick nicht zu rechtfertigen sei. Am Schluß fügte ich hinzu, daß zwar das A.O.K. die Ansicht fest verträte, der Gegner stehe an der Mosel noch in voller Stärke, daß aber ein Generalstabsoffizier des A.O.K. mir vertraulich gesagt habe, der Feind sei im Abtransport und habe wahrscheinlich nur noch Nachhuten stehen. Dies letztere war besonders wichtig, denn, wenn der Gegner seine Hauptkräfte abtransportierte, so mußten wir mit Angriffsabsichten seinerseits auf dem andern Heeresflügel nunmehr bestimmt rechnen. General von Moltke schloß sich meiner Ansicht an, aber — ein Befehl an die 6. Armee ging nicht heraus.

Es wurde an der Mosel weitergekämpft und mit dem Angriff gegen Toul und Mosellinie kokettiert. Die prachtvollen Korps schmolzen noch mehr zusammen und der rechte Heeresflügel bekam keine Verstärkung. Es hat sich bitter gerächt! Es war die erste schwere Enttäuschung in diesem Kriege; man sah ein Unheil kommen und alle Versuche, es abzuwenden, scheiterten an der Unentschlossenheit Moltkes und seiner Berater. Denn im übrigen dachte der größere Teil der jüngeren Mitglieder der Operationsabteilung wie ich.

Die Marnekatastrophe.

Der rechte Heeresflügel näherte sich in Gewaltmärschen Paris. Die 1. Armee hatte sich von der 2. abgesetzt und war vorgeprellt. Sie hatte damit gegen den Befehl der O.H.L. gehandelt, die eine Lücke zwischen 1. und 2. Armee für bedenklich hielt. Aber die 1. Armee hatte dabei gute Gründe, sie wollte gegen die linke Flanke des weichenden Gegners operieren, und die Lage gab ihr damals ein Recht, so zu handeln. Man

muß schon wagen, um zu gewinnen! Die Stimmung war glänzend, aber der Mannschaftsbestand schwach, da Ersatz und Marschkranke nicht nachkamen. Ebenso ging die Munition aus. Die Gegner waren stark erschüttert, aber noch nicht vernichtend geschlagen.

Da kam aus Paris heraus ein kräftiger Vorstoß gegen die inneren Flügel der 1. und 2. Armee und die dazwischen klaffende Lücke. Die A.O.K.s, die immer nur selbst angreifend die gewaltige Kraft der Verteidigung noch nicht erkannt hatten, wurden plötzlich zaghaft. Es gingen Hilferufe an die O.H.L. Auch hier sah man auf der Karte wie gebannt nur auf die Lücke zwischen 1. und 2. Armee. Die Schwäche Moltkes und seiner Berater zeigte sich in diesem ersten wirklich schweren Augenblick. Der Major Hentsch erhielt Befehl, zur 1. und 2. Armee zu fahren und je nach der Lage dort im Auftrage der O.H.L. Anordnungen zu treffen. Hentsch fuhr. Das Ergebnis war der Rückzugsbefehl, der dann auch auf die benachbarten Armeen übergriff, wie ein panischer Schrecken.

Die Geschichte versucht jetzt, die Vorgänge zu klären. Das aber ist schwer, da das meiste mündlich verhandelt ist und die meisten Hauptbeteiligten (Hentsch, Moltke usw.) tot sind. Die einige Zeit später eingeforderten Berichte sind alle, wie gar nicht anders möglich, subjektiv. Ich kann daher auch nur meine damalige Auffassung wiedergeben.

Ursachen der Marnekatastrophe.

Die Hauptschuld liegt an dem Verlassen des Schlieffenschen Planes. Er verlangte, daß der linke Heeresflügel defensiv blieb, daß der rechte möglichst stark gemacht wurde und ihm starke Reserven rechts gestaffelt folgten. Statt des Schlieffenschen Planes hatte man nun von der „doppelten Umfassung" geträumt, hatte demgemäß auch den linken Heeresflügel angreifen lassen. Das letztere mißglückte unter schweren Verlusten (s. Seite 53, 54) und der Erfolg war somit nur der, daß der rechte Heeresflügel nicht verstärkt werden konnte. Hinzu kam auch, daß zwei, nach dem Fall Namurs freigewordene Armeekorps, von Ludendorff gar nicht verlangt, nach dem Osten gingen, statt auf dem rechten Flügel zu folgen. Es entlastet die O.H.L. nicht, daß die betreffenden Armeen damals die Abgabe der Korps nach dem Osten für zulässig hielten. Die Armee konnte die Gesamtlage nicht übersehen. Die Korps kamen für Tannenberg zu spät, im Westen fehlten sie entscheidend.

Dies alles lag aber weiter zurück. Was hätte im Augenblick geschehen können? Die 2. Armee hätte m. E. ihren rechten Flügel, ihn gleichzeitig verlängernd, zurückbiegen sollen, bis das VII. Korps, das bei Maubenge frei geworden war, herankam und den Erfolg ihres rechten Flügels ausnützen. Außerdem ließen sich wohl von der 3. Armee, wenn auch schwache, Kräfte nach rechts schieben. Vor allem aber hätte die 1. Armee m. E. ihren einmal gefaßten Entschluß auch konsequent durchführen sollen, um die Flanke des Ausfalls zu fassen. Sie mußte also mit ihrem siegreichen rechten Flügel weitergehen und dabei links eindrehen. Die 1. Armee hat dies ungefähr auch beabsichtigt, mußte aber davon Abstand nehmen, weil der Rückzug der 2. Armee inzwischen bereits befohlen war und begonnen hatte.

Es bleibt also nur die Frage, wer hat diesen Rückzug der 2. Armee verantwortlich angeordnet, war der Befehl ohne Anhörung der 1. Armee nicht voreilig und weshalb ließ er sich nicht noch abändern? Ob eine volle Klärung dieser letzten Endes entscheidenden Frage möglich ist, muß dahingestellt bleiben.

Hätten 1. und 2. Armee in enger Verbindung und, wie vorstehend angegeben, gehandelt, so wäre die schwache französische Vorstoßtruppe wahrscheinlich zum Stehen gebracht und ihrerseits in die Defensive gedrängt. Ein ernstlicher Fehlschlag war für uns, wie die Sachen lagen, nicht zu fürchten.

Ich möchte indes sagen, daß diese Ueberlegungen post festum sehr einfach sind, wo man die beiderseitigen Stärkenverhältnisse kennt. Man mußte aber damals schließlich damit rechnen, daß der Feind noch weitere Kräfte zur Verfügung hatte. Dann konnte die 1. Armee, wenn sie links eindrehte, in eine sehr üble Lage kommen.

Die übrigen Armeen, insbesondere die 5., die gerade die Argonnen passiert hatte, mußten jedenfalls, unabhängig von den Vorgängen bei der 1. und 2. Armee, scharf anpacken und weiter vorzugehen suchen. Wie weit das möglich war, ist schwer zu sagen, aber man muß festhalten, daß die Truppen vorwärts wollten und den Rückzugsbefehl einfach nicht verstanden haben.

Ob wir Paris noch bekommen hätten, mag fraglich sein, übrigens wäre der Vormarsch spätestens bei Paris doch zum Stehen gekommen, da der Nachschub an Ersatz, Munition und Geräten abgerissen war und da das Nachbauen der Bahnen, infolge der vielen gründlich zerstörten

Brücken nur langsam vorwärts ging. Jedenfalls waren aber die Panik und der Rückschlag m. E. zu vermeiden und wir hätten mit unserer Linie etwa bis an die Marne-Seine-Somme kommen können. Diese Linie war kürzer und gab uns den Kanal in die Hand. Der Krieg hätte dann vielleicht nicht mehr Jahre gedauert! Daß ohne den Marnerückzug der Krieg aber in wenigen Monaten siegreich zu Ende gewesen wäre, das ist eine Utopie.

Deprimierender bleibt freilich die Ueberlegung, wie alles verlaufen wäre, wenn wir Schlieffen gefolgt wären. Wären, was bei starrer Defensive des linken Heeresflügels möglich war, einige Armeekorps auf dem rechten Flügel mehr gewesen, so konnte man nicht nur die Lücke zwischen 1. und 2. Armee schließen, man konnte auch rechts gestaffelt etwa 3—4 Armeekorps folgen lassen und dann stand am 10. September 1914 das deutsche Heer in Paris und hätte wohl nach einer Atempause seinen Siegesmarsch fortsetzen können. Wie weit, bleibt natürlich fraglich. Der Endsieg war auch dann noch nicht gewonnen.

Das eine aber muß festgestellt werden. Trotz der — hinterher erkennbaren — Fehler der Führung wäre die Marnekatastrophe nicht nur nicht gekommen, sondern der Endsieg war da, wenn Deutschland wirklich seine Wehrkraft ausgenutzt und nicht am Heer gespart hätte. Und anderseits war, wie die Verhältnisse 1914 wirklich lagen, der Endsieg noch lange nicht gewonnen, selbst wenn wir die Marnekatastrophe vermieden hätten. Daß man sie hätte vermeiden sollen und können, daß wir dann wesentlich bessere Chancen hatten, bleibt natürlich sicher.

Uebergreifen der Panik auf die O.H.L. und das Heer. Ersatz Moltkes durch Falkenhayn.

Die Panik ergriff fast das ganze Heer, oder besser, einen großen Teil seiner Führer. Am schlimmsten aber sah es bei der O.H.L. aus. Moltke war völlig zusammengebrochen. Er saß bleich vor der Karte, apathisch, — ein gebrochener Mann.

Der General von Stein erklärte zwar, „man dürfe den Kopf nicht verlieren“, griff aber nicht durch. Er war selbst unsicher und sprach auch aus „man könne nicht wissen, wie die Sache abläuft“.

Tappen war kalt wie immer, er fühlte sich wohl in gewissem Sinne schuldfrei, war es wohl auch, denn die Nerven hat er nie verloren. Aber

daß er hier hätte handeln, daß er sich von H., D. und F. hätte freimachen müssen, war ihm wohl auch nicht klar.

Wir Jüngeren wurden nicht gehört, aber wir kamen überein, daß jetzt etwas Durchgreifendes geschehen müsse. Der General S. wurde eingehend unterrichtet, schloß sich uns an und ging zum Chef des Militärkabinetts. Der Erfolg war, daß der Kriegsminister von Falkenhayn die Leitung übernahm.

Wie der Kaiser auf ihn verfallen ist, wird wohl stets unklar bleiben. General von Moltke blieb zwar äußerlich noch, aber er war so gut wie ausgeschaltet. Der General von Stein bekam ein Armeekorps. Tappen blieb leider in der O.H.L.

Die Aera Falkenhayn begann.

Falkenhayn hatte große Vorzüge. Seine Arbeitskraft war unbegrenzt. Er faßte leicht, begriff rasch, hatte ein gutes Gedächtnis und entschied sich schnell. Aber, sei es weil ihm die sichere Grundlage fehlte, sei es weil ihm die Intuitivität des Feldherrn mangelte, es waren oft halbe Entschlüsse, und auch in diesen schwankte er. Im übrigen war er sehr gewandt und verstand die Menschen zu nehmen und auszunutzen, ohne daß sie es merkten. Im persönlichen Verkehr war er stets liebenswürdig, aber oft kalt und meist ironisch. Alles in allem war er eine ungewöhnliche Natur, die sicher einen glänzenden Staatsmann, Diplomaten oder Parlamentarier abgegeben hätte, der Feldherr lag ihm am wenigsten.

Falkenhayn kam, man muß das zugeben, unvermittelt in eine äußerst gespannte Situation, die rasches Handeln verlangte und keine Zeit ließ, sich gründlich in die ihm unbekannten Ursachen und Wirkungen hineinzuversetzen. Er war also auf Fragen angewiesen und er fragte reichlich, leider auch Leute, die alles andere wie entschlossen waren. So gab er sogar dem Drängen des Generals Schmidt von Knobelsdorff, Chef bei der 5. (Kronprinzen) Armee, nach und gestattete auch diesem den Rückzug, weil angeblich in den Argonnen kein Widerstand möglich sei, in denselben Argonnen, um die später jahrelang gekämpft wurde.

Auch die Côte lorraine wurde geräumt und Verdun, das mit Sicherheit im Handstreich erlegen wäre, bekam so wieder Luft.

Der glänzende Angriffs- und Vernichtungsgedanke Schlieffens gegen die westlichen Gegner war endgültig erledigt. Wie oft mag des großen Schlieffen Name in dieser Zeit genannt sein. Aber dieser Mann

war schon heimgegangen, verkannt und verbittert, er, der allein Deutschland zu schnellem Siege geführt hätte. Und sein einziger Schüler, der es auch geschafft hätte, Ludendorff, saß, auch nicht auf Rosen gebettet, im Osten.

Uebergang zum Stellungskrieg.

Jetzt war guter Rat teuer. Im Osten drohte zwar keine unmittelbare Gefahr, aber Rußland war an sich ungebrochen. Im Westen konnte man sich halten, mehr aber auch nicht, und so kam es hier zum „Stellungskrieg". Man hat oft erklärt, der Stellungskrieg sei aus der gesteigerten Waffenwirkung heraus entstanden und werde daher auch in Zukunft die Regel sein.

Das ist m. E. grundfalsch. Er ist vielmehr einfach der Gleichgewichtszustand, der eintreten muß, wenn kein Gegner so erheblich an Personal, Gerät und Führung überlegen ist, daß er in großem Stil angreifen kann.

Zuzugeben ist, daß die gesteigerte Waffenwirkung zunächst der Defensive zugute kommt. Man kann große Gefechtsbreiten für einige Zeit mit schwachem Menscheneinsatz halten, die schnellfeuernden Handwaffen und Geschütze ersetzen eben die fehlende Zahl Menschen. Infolgedessen ist der Gleichgewichtszustand im Stellungskrieg auch noch beständig, wenn der eine Gegner bereits wieder ein gewisses Uebergewicht hat. Wenn nun, wie es im Westen der Fall war, beide Gegner sich Zug um Zug an Gerät und Personal verstärken und ihre Taktik auf die technischen Fortschritte bei sich und dem Gegner einstellen, so kann der Gleichgewichtszustand lange Zeit, selbst Jahre, anhalten, wie es in diesem Kriege der Fall gewesen ist.

Aber sobald der eine Teil so stark überlegen ist, daß er mit seinen Waffenwirkungen den Gegner zertrümmern kann und daß er mit nachstoßenden Truppen doch die feindliche Linie durchbricht, ist der Stellungskrieg bei starker Führung zu Ende. Der Angreifer, der die Wahl der Angriffsstelle hat, kämpft dann unter den günstigeren Verhältnissen und mit geringeren Opfern, die Stärke der Defensive schwindet dahin und das dafür eingesetzte Personal und Gerät wird rettungslos zerschlagen, wenn der andere genügend Kampfmittel, besonders Munition hat.

Der alte Grundsatz von der Ueberlegenheit des Angriffs ist daher nach wie vor und wahrscheinlich für immer gültig, sofern beide Gegner

gleichwertig sind und taktisch richtig handeln. Insbesondere muß der Angriff sachgemäß erfolgen, d. h. derart, daß die Verteidigung nicht mehr oder nur schwach in Aktion treten kann, wenn die Angriffsinfanterie das verteidigte Gelände in Besitz nimmt. Hierzu gehört die Ueberlegenheit an Mitteln, die dies leisten, mag man es nun mit Artillerie, mit Gas, Tanks oder sonst etwas versuchen; mit einem Wort: das Material, die Kriegsmaschine, nicht der Menscheneinsatz, muß den ersten und wichtigsten Teil des Angriffs leisten. Der zweite Teil, die Inbesitznahme des Geländes, erfordert um so geringere lebende Streitkräfte, je besser der erste Teil geglückt ist.

Der Verteidiger kann natürlich versuchen, sich der Wirkung der feindlichen Kampfmittel zu entziehen, namentlich indem er durch Tiefengliederung usw. viele kleine Ziele schafft, um die Wirkung zu verzetteln, und indem er für Schutz gegen die feindlichen Mittel sorgt, was durch Deckungsbau, Gasschutzmasken usw. erfolgt. Aber alle diese Maßnahmen sind in ihrer Wirksamkeit von begrenztem Nutzen, da sie schließlich ein Maß von Menschen und Gerät verlangen, was der Verteidiger eben nicht hat. Denn, wenn er es hätte, könnte er selbst Angreifer spielen.

Wer also in künftigen Kriegen obsiegen will, muß sich, wie bisher, mit Ueberlegenheit von Personal und Gerät, vor allem aber mit richtiger Taktik auf Angriff einstellen.

Ich habe diese Betrachtung hier eingeschoben, einmal, um falschen Ansichten entgegenzutreten, namentlich aber, um das Verständnis dafür zu wecken, was nun, nachdem der Stellungskrieg begonnen hatte, auf beiden Seiten instinktiv richtig angestrebt wurde, nämlich sich die Ueberlegenheit an Truppen und Gerät zu schaffen, um zum Angriff übergehen zu können. Freilich, die taktisch richtige Auswertung dieses Gedankens hat auf beiden Seiten lange gedauert und viel unnützes Blut gekostet.

Aufstellung neuer Truppen und Steigerung der Munitionserzeugung.

Falkenhayn veranlaßte (er war ja gleichzeitig Kriegsminister) die Aufstellung neuer Truppen. Leider kamen sie zu übereilt ins Feld, so daß diese jungen Formationen ungenügend ausgebildet waren.

Zugleich gab Falkenhayn den Auftrag, die Munitionserzeugung zu steigern. Ich sollte durch persönliche Fühlung mit der Industrie ebenfalls dahin wirken. Der Munitionsmangel war bereits bedrohlich, denn die Vorräte schwanden und die Neufertigung war infolge des Friedenssparsystems des Kriegsministeriums ganz gering. Nach Schätzung des Vorsitzenden des Vereins der deutschen Eisen- und Stahlhüttenleute, Dr. ing. Schröters, eines hochverdienten Mannes, war im Herbst 1914 die Eisen- und Stahlindustrie nur mit wenigen Prozenten ihrer Leistungsfähigkeit für Kriegszwecke tätig. Es war auch gar kein besonderer Druck auf die Industrie seit Kriegsbeginn ausgeübt, ja stellenweise war gewarnt, sich nicht auf große Neufertigungen einzulassen. Offenbar hatte man während des Vormarsches geglaubt, das Kriegsende sei ganz nahe.

Es gab für mich unerquickliche Zeiten, denn das bureaukratische Kriegsministerium fühlte sich hochgradig in seiner Würde verletzt, weil es sich bevormundet glaubte. Unsere dringenden Vorstellungen auf dauernd zu steigernde Munitionsherstellung wurden damit beantwortet, „daß dies eine Schraube ohne Ende sei“ [1]). Ich konnte nur erwidern, „daß dies stimme und daß es bei der Entente genau so sei. Es komme nur darauf an, wer die Schraube schneller anziehe und es länger aushalte“.

Daß der Krieg mehr und mehr ein Materialkrieg wurde, das wollte man noch nicht einsehen, weil es — Geld kostete. Und das Geld mußte zudem noch am Königsplatz von den Parteien erbeten werden. In allen andern Ländern ging das anstandslos und glatt. Bei uns hieß Geldbedarf politischer Kuhhandel, der unter dem Gesichtspunkt zum Austrag kam: das Reich braucht Geld; wie verkaufe ich meiner Partei Zustimmung politisch am teuersten.

Aber die Industrie, vorweg Geheimrat Duisberg von den Farbwerken Bayer in Leverkusen, Professor Rausenberger von der Firma Krupp und viele andere, griffen zu. Sie leisteten in wenigen Monaten Ungeheures. Vor allem aber nahm sich Geheimrat Haber der Fabrikation des Salpeters (nach seinem Hochdrucksyntheseverfahren) an. Der Salpeter war ja einfach die Vorbedingung für unsere Pulver- und Sprengstofferzeugung, zugleich unentbehrlich für die landwirtschaftliche Produktion. Die Sache kam allmählich in Gang, so daß ich nach einigen Monaten

1) Wörtlich vom Kriegsministerium an die O.H.L. geschrieben.

meine undankbare, aber erfolgreiche Arbeit in dieser Hinsicht einstweilen wieder aufgeben konnte. Ich komme noch an anderen Stellen auf die genannten drei Männer, die sich im Kriege so unermüdlich schaffend bewährt haben, zurück.

Verlängerung unserer Westfront auf dem rechten Flügel.

Der rechte Heeresflügel hing in der Luft, genau so wie der linke des Gegners. Es konnte nicht ausbleiben, daß nun, nachdem die Front zum Stehen gekommen war, jeder Gegner den andern zu überflügeln oder sich gegen dessen Ueberflügelung zu schützen suchte. Es begann damit eine Verlängerung der Front, die sich schließlich bis zum Meer ausgedehnt hat. Bei der Heranführung der Truppen und des Nachschubs auf dem rechten Heeresflügel begannen die belgischen Bahnen südlich Antwerpens eine einschneidende Rolle zu spielen.

Wegnahme Antwerpens.

Solange nun Antwerpen und der nördliche Teil Belgiens bis zum Kanal in der Hand des Feindes war, zudem noch mit gesicherten Nachschubmöglichkeiten von See aus, bestand die dauernde Bedrohung der deutschen rückwärtigen Verbindungen auf dem rechten Heeresflügel. Es war nötig, starke Sicherungstruppen dagegen stehen zu lassen.

Die Wegnahme Antwerpens war also an sich geboten. Anderseits erschien es nicht möglich, genügend Truppen und Artillerie freizumachen, um diese, nach vieler Leute Ansicht, stärkste Festung der Welt zu nehmen. Ich hatte von Maubeuge her die Ueberzeugung, daß die ganz überwiegend auf Panzerforts aufgebaute Verteidigung leicht durch schwerste Artillerie lahmzulegen sei. Außerdem war nicht anzunehmen, daß die Belgier sich in den Zwischenlinien besonders gut schlagen würden. Aber jede Woche konnte englischen Zuzug bringen und deshalb tat Eile not. Endlich gelang es mir, Falkenhayn, der selbst auf die Wegnahme Antwerpens größten Wert legte, zu überzeugen, daß nur geringe Kräfte nötig seien. Der Befehl zur Wegnahme Antwerpens erfolgte an General von Beseler.

Exzellenz von Falkenhayn fragte zuletzt nochmals, wieviel Zeit ich für nötig hielte. Ich erwiderte „8 Tage von der Feuereröffnung der

schwersten Artillerie an". Er lachte und sagte etwa: „Sie Optimist, nun sagen Sie das auch selbst zu Beseler und wehe, wenns länger dauert."

Es begann nun eine ebenso anstrengende wie interessante Zeit. Ich fuhr des öfteren zwischen Hauptquartier und Brüssel — dem Sitz Beselers — hin und her, kratzte alles an schwerer Artillerie, Munition usw., was zu kriegen war, mühsam zusammen, aber es blieb verteufelt wenig. Ich muß ehrlich sein und gestehen, daß ich selbst oft an der Einlösung meines Wortes zweifelte, aber ich zeigte überall Ruhe und Sicherheit. So gewann ich allmählich mehr und mehr an Boden mit der Ansicht eines abgekürzten Angriffs, aufgebaut auf der massiven Wirkung der schwersten Artillerie.

Speziell der General der Artillerie im Stabe Beselers, Generalleutnant Borkenhagen und sein Adjutant, der mir befreundete Major Buchholz, gingen ganz darauf ein; und so gelang es denn, die entgegenstehenden Ansichten derer, die am liebsten mit Sappenangriff vorgegangen wären oder den Angriff überhaupt für Unsinn hielten, niederzuschlagen.

Was ich gehofft hatte trat ein. Es gelang mit den paar Divisionen und einigen Landwehrbrigaden die Einschließungslinien im Süden schnell so weit vorzudrücken, daß die schwerste Artillerie ihr Feuer gegen die Panzerforts der Außenlinien eröffnen konnte. Die Belgier schlugen sich jammervoll schlecht. Gelang es doch sogar der Marinebrigade, d. h. einer aus älteren Marinejahrgängen zusammengesetzten Truppe, die vom Landkrieg keinen Schimmer hatte und deren Leute vielfach überhaupt nicht mit dem Gewehr ausgebildet waren, Mecheln zu nehmen.

Die Außenforts erlagen schnell dem 42 cm- und 30 cm-Feuer. Die Zwischenlinien fielen im ersten Ansturm, und nun war man nahe genug, um zum Bombardement zu schreiten. Zwar waren dafür zunächst nur ein paar 15-cm-Kanonen in Schirmlafette vorhanden, aber ich schätzte, die Belgier würden kaum Lust haben, ihr schönes Antwerpen lange beschießen zu lassen. Es stimmte auch das! Antwerpen kapitulierte nach 36 stündigem Bombardement!

Ich erfuhr die Kapitulation unter geradezu dramatischen Umständen. Ich war am Morgen zu einer schwersten Batterie gefahren, die Stellungswechsel nach vorn gemacht hatte, um sich am Bombardement zu beteiligen und diesem etwas mehr Nachdruck zu geben.

Die „dicke Berta“ stand schußbereit, wartete aber noch auf Befehl zur Feuereröffnung. Im Vorfelde herrschte nur geringe Gefechtstätigkeit, plötzlich hörte man aus der Ferne Rufen, das die Front entlang und nach rückwärts sich fortpflanzte. Als es näher kam glaubte ich „Hurras“ zu vernehmen, zugleich verstummte das Feuer. Ein freudiger Schreck durchzuckte mich, denn daß ich die ganzen Tage über innerlich doch in höchster Spannung gelebt hatte und auch öfters von argen Zweifeln geplagt war, wird man mir glauben. Noch ein paar bange Minuten, dann kam die Bestätigung „Antwerpen hat kapituliert. Die Herren sind bereits nach Thieldonck zur Verhandlung gefahren“.

Schleunigst gings ebenfalls dorthin. Die Verhandlungen waren schon im vollen Gange, es folgte ein einfaches Frühstück und dann trug mich mein Auto ins G.H.Qu. Da die Fernsprechverbindungen von Thieldonck nach Mezières, wie damals sehr oft, nicht arbeiteten [1]), so kam ich als erster mit der Freudenbotschaft zu Falkenhayn. Er nahm sie äußerlich kühl auf, aber er war doch tief bewegt. Da es Abendtischzeit war, nahm er mich mit in den Eßsaal, wo ich neben ihm Platz nehmen mußte. Mit kurzen Worten teilte Falkenhayn den Anwesenden das Geschehene mit, die Gläser klangen, ein dreifaches Hurra — und eine Stunde später saß ich wie sonst im Bureau und erledigte die allmählich etwas aufgespeicherte Arbeit bis tief in die Nacht.

Für mich war es einer der schönsten Tage meines Lebens!

Antwerpens Fall gab uns Ellbogenfreiheit, aber die belgische Armee war entkommen. Es war nicht gelungen, Truppen frei zu machen, die ihr rechtzeitig den Abzug verlegten. Ehe Beseler folgen konnte, hatten die Belgier erheblichen Vorsprung. Immerhin hätte man doch noch vieles fassen können, wenn man Beselers Angriffstruppen mit starker schwerer Artillerie sofort zur Verfolgung in Richtung Dünkirchen angesetzt hätte. Beseler selbst beabsichtigte dies, aber die O.H.L. griff ein. Beseler wurde der neugebildeten 4. Armee zugeteilt.

Angriffe bei Ypern.

Die neue 4. Armee war zum großen Teil aus den frisch aus der Heimat gekommenen Neuformationen und zudem aus nur flüchtig ausgebildetem

1) Es handelte sich meist um Sabotage durch belgische Einwohner. Leider gingen wir dagegen viel zu milde vor.

Ersatz zusammengestellt. Die taktische Leistungsfähigkeit der Truppen war daher vollkommen unzureichend, Stimmung und Begeisterung dagegen wundervoll. Fehlerhaft war wohl auch, daß die sehr zahlreiche schwere Artillerie Beselers fast restlos auf die Verbände verteilt wurde und so an keiner Stelle stark genug war, um entscheidend zu wirken. Dazu war nun auch der Munitionsmangel allmählich bedrückend geworden.

Man erwartete von dieser Armee, daß sie auf dem rechten Heeresflügel die Entscheidung bringen sollte. Es erfolgten die Angriffe bei Ypern. Nicht genügend artilleristisch vorbereitet, und von den unerfahrenen Truppen unsachgemäß ausgeführt, kosteten sie die entsetzlichsten Blutopfer. Erreicht wurde herzlich wenig. In Deutschland schrie man auf vor Schmerz und Empörung, der „Kindermord von Ypern" erregte längere Zeit alle Gemüter.

Ich selbst war Zeuge eines gegen Langemark angesetzten Angriffs. Alle mündlichen Vorstellungen im H.Qu. bei dem A.O.K., das sich seiner allerdings hochwichtigen Aufgabe voll bewußt war, waren vergebens gewesen. So fuhr ich nach vorn und fand bei allen Stäben die vollste Hoffnungslosigkeit — aber da der Angriff vom Oberkommando in sehr harten Worten befohlen war, so sollte er stattfinden. Gott sei Dank siegten schließlich doch die Vorstellungen namentlich Exzellenz von Beselers, der Angriff wurde eingestellt.

Bei meiner Rückkehr ins G.H.Qu. konnte ich nur melden, daß diese Armee zu nichts mehr in der Lage sei. Der Offensivgedanke im Westen wurde dann einstweilen begraben; die Front verlängerte sich bis an die See.

Das Versagen der 4. Armee ist nicht, was scharf betont werden muß, Schuld des A.O.K.s oder der Truppe. Es bewies sich hier erstmalig, daß Truppenimprovisationen nie an regulär ausgebildete Truppen heranreichen. Der zu schwache Stand unseres Friedensheeres, namentlich an Offizieren und Unteroffizieren, die Unterlassung einer wenn auch oberflächlichen Ausbildung sämtlicher Wehrfähigen und Mangel an Waffen, Ausrüstung und Bekleidung, alles Sünden des Reichstags und der Regierung, begangen trotz aller Vorstellungen des Generalstabes — sie wurden hier mit kostbarstem Blut bezahlt.

Wintermonate 1914/15.

Die nächsten Monate verliefen im Westen ziemich ruhig hinsichtlich der Kampftätigkeit, im übrigen brachten sie Arbeit über Arbeit.

Die 5. Armee kokettierte mit einem Angriff auf Verdun. Er war nach den Erkundungen, an denen ich mich beteiligen konnte, absolut aussichtsvoll und wurde daher von der O.H.L. genehmigt und befohlen. Freilich die Munition, die gegeben werden konnte, war knapp und so kostete es viel Zurede, um den Angriff schmackhaft zu machen.

Plötzlich traf ein Bericht des Kronprinzen an den Kaiser ein, worin das A.O.K. völlig umfiel und den Angriff mit den zur Verfügung gestellten Mitteln für aussichtslos erklärte, wenn nicht bestimmte Forderungen an Munition, Artillerie erfüllt würden. Das war unmöglich. Im Aerger schrieb ich als Vortragsnotiz: „Wenn die Armee selbst kein Vertrauen hat, muß man verzichten." Und am Mittag bereits war die Aufgabe des Angriffs befohlen.

Daß der Angriff, wie der auf Antwerpen, gelungen wäre, ist mir sicher. Eine Kriegsentscheidung hätte er ja allerdings nicht gebracht, aber der moralische Erfolg wäre sehr angenehm gewesen. Zudem wäre unsere Linie verkürzt und unsere Lage für den weiteren Kriegsverlauf wesentlich verbessert worden.

Die Schuld an dem plötzlichen Stimmungswechsel beim A.O.K. trug wohl der Chef des A.O.K.s, General Schmidt von Knobelsdorff, derselbe Mann, der nach der Marne-Ourcq-Schlacht nicht schnell genug durch die Argonnen zurück konnte und der 1916 soviel Schuld an dem Mißlingen des Angriffs auf Verdun tragen sollte, wofür man dann den Kronprinzen fälschlich verantwortlich machte.

Gaskampfmittel.

In die Wintermonate fielen auch die ersten Anfänge des Gaskampfes. Gaskampfmittel sind an sich uralt. Die Chinesen haben vielleicht seit Tausenden von Jahren Stinktöpfe verwendet, auch Byzanz hatte neben dem griechischen Feuer Gaskampfmittel. In moderner Form hatten es die Franzosen seit einigen Jahren im Heer in Gestalt von Hand- bzw. Gewehrgranaten. Wir bekamen französische Blindgänger in das Hauptquartier von der Front gesandt. Freilich waren diese Granaten ziemlich

unwirksam, indes weshalb sollte die deutsche Chemie nichts Besseres schaffen? Jedenfalls folgten wir trotzdem nur den Spuren unserer Gegner.

Davon ausgehend, daß unsere Artillerie die feindliche Artillerie und Infanterie namentlich bei eigenem Angriffe nicht genügend niederhalten konnte, waren zwei Wege zur Abhilfe möglich, nämlich eine ungeheure Vergrößerung der Artillerie (die zu schaffen natürlich viel Zeit erforderte) und Verwendung einer Munition, die speziell im Stellungskrieg besser den Gegner, wenn auch nur vorübergehend, außer Gefecht setzte. Der erste Weg war damals aussichtslos, es gelang erst unter Ludendorff, ihn zu beschreiten (s. Seite 121, Hindenburg-Programm). Für den zweiten Weg erfolgten die ersten Ueberlegungen mit dem Geheimrat Nernst im G.H.Qu., später traten Geheimrat Haber und Geheimrat Duisberg mit ein.

In Betracht kamen, da wirksamere Sprenggeschosse nicht möglich waren, Kampfmittel, die chemisch wirkten, d. h. Reiz- und Aetzwirkung auf die tierischen Organismen hatten. Man konnte zwischen flüssigen und festen Körpern wählen.

Es fanden Versuche statt, die ergaben, daß die landläufig bekannten Stoffe sehr unwirksam waren. Allmählich wurden einzelne Stoffe gefunden. Das erste, was fertig wurde, war ein leichtes Feldhaubitzgeschoß mit einer Dianisidinfüllung im Kopf. Dieser Stoff gab einen äußerst feinen Staubnebel, der Augen und Nase erheblich reizte, ohne giftig zu sein.

Das Geschoß wurde bei Neuschapelle erstmalig am Feinde erprobt. Es war ruhiges Wetter und die Staubwolke, die allmählich beim Gegner entstand, war ganz gewaltig. Der Angriff glückte glatt, und damit waren auch die bisherigen Gegner des neuen Gedankens belehrt. Als ich von Neuschapelle zurückkam, schlugen die bisherigen Zweifel Falkenhayns gegen das Gas um. Freilich hielt er zunächst noch daran fest, daß die Geschosse als Sprenggeschosse voll brauchbar bleiben sollten, die Gaswirkung nur Nebenwirkung sein dürfe. Es hat lange Zeit gedauert, bis dieser Standpunkt überwunden und das reine Gasgeschoß zugestanden wurde. (Später, in den Jahren 1917 und 1918 ist ja dann in gewissem Grade die Konstruktion des Gasbrisanzgeschosses, das heißt eines Geschosses, das Brisanz und Gaswirkung verband, in der Form der sogenannten „Blaukreuz"-Granaten geglückt.)

Zunächst ging das Suchen nach wirkungsvollen Gaskampfstoffen weiter. Systematisch wurden Hunderte von Stoffen erprobt, leicht war das nicht, denn es mußte auf die verfügbaren Rohstoffe und die Fertigungsmöglichkeit ebenso wie auf die Wirksamkeit und möglichste Unverbrennbarkeit, Rücksicht genommen werden. Stoffe, die man zuerst für sehr wirkungsvoll hielt, wie z. B. Kakodyle und Merkaptane, versagten vollkommen. Bei den Versuchen war Geheimrat Haber mit seinen Assistenten Dr. Kerschbaum und Eppstein, Geheimrat Duisberg mit seinem Gehilfen Dr. Jonas, und Dr. Tappen (Bruder des Abt.-Chefs) besonders tätig. Wir kamen dabei zunächst durch Dr. Tappen auf das Xylylenbromid, das kurz — Dr. Tappen zu Ehren — mit „T-Stoff" bezeichnet wurde. Es war nicht giftig, reizte aber Augen und Nase sehr stark, haftete lange im Gelände und war, solange man keine Gasmasken hatte, recht wirkungsvoll. Es kam hinzu, daß man den Stoff schnell fertigen konnte. Schon im Januar 1915 wurden große Mengen T-Geschosse fertig.

Der erste praktische Versuch sollte im Osten gegen die Russen stattfinden. Es war Ende Januar, als ich beim Korps Morgen eintraf. Der Stab lag auf dem Radziwillschen Gut Nieborow. Der Aufenthalt auf dem schloßartigen Gutsgebäude war höchst ungemütlich und kalt. Morgen brannte darauf, den Russen einen Schlag zu versetzen und so wurden alle Vorbereitungen schnellstens und sorgfältigst getroffen. Inzwischen trat Frost ein, mit der unerwarteten Wirkung, daß am Angriffstage das Gas größtenteils versagte [1]). Das war ein unangenehmer Streich und gerade nicht geeignet, das Vertrauen zum Gas zu heben. Der Mißerfolg war bitter, doch nicht entscheidend, und so wurde die Sache im Westen wiederholt — nunmehr mit Erfolg. Von da ab hatte das Gasgeschoß seine Daseinsberechtigung erwiesen und hat sich in steter Verbesserung hinsichtlich des Füllstoffes wie der Laborierung erhalten. Ich komme darauf später noch zurück.

Der artillerietechnische Teil des Gasschießens lag zunächst in der Hand des Generals Schabel, der in dieser Hinsicht sich große Verdienste erworben hat.

Auf Falkenhayns persönlichen Gedanken und Befehl war gleichzeitig der Frage nähergetreten, wie man die dicht gegenüberliegenden feindlichen Stellungen mit Gas ausräuchern könne. Dies führte zu

1) Die dadurch eingetretenen Verluste liegen mir noch heute auf der Seele.

Versuchen, flüssiges Chlor [1]) aus Flaschen abzublasen. Die Versuche gaben ein überraschendes Resultat. Freilich war der Einbau der schweren Gasflaschen — man mußte zunächst auf die im Handel vorhandenen großen Stahlflaschen zurückgreifen — schwierig, ferner bildeten die eingebauten Flaschen eine stete Gefahr für die eigenen Leute bei feindlichem Artilleriefeuer und endlich war man sehr abhängig von Richtung und Stärke des Windes. Aber die Wirkung war, wenn alles klappte, zweifellos.

So wurde denn schleunigst unter dem überaus eifrigen und energischen Oberst Petersen ein Gasregiment aufgestellt, das einen zahlreichen Stab von Sachverständigen, Meteorologen usw. erhielt.

Zunächst sollte noch ein größerer Vorversuch bei Hasselt stattfinden. Geheimrat Haber und ich waren zugegen. Das Gas blies vorschriftsmäßig ab, da plagte uns der Teufel und wir beide ritten „versuchsweise" in die abtreibende Wolke hinein. Im Augenblick hatten wir in dem Chlornebel die Orientierung verloren, ein wahnsinniger Husten setzte ein, die Kehle war wie zugeschnürt — wir gaben uns verloren. Die Pferde keuchten und zitterten, fingen an zu stolpern — da, in der höchsten Not lichtete sich die Wolke und wir waren gerettet. Aber wir waren übel zugerichtet. Wahnsinniger Kopfschmerz und Erstickungsanfälle plagten uns und wir lagen mehrere Tage krank, auf das freundlichste gepflegt im Hause des Gouverneurs, des Generalleutnants Keim. Ich hatte diesen wundervollen deutschen Mann bisher nur oberflächlich gekannt, ich schätze mich glücklich, ihm in dieser Zeit nähergekommen zu sein, dem Mann, der so Hohes für Deutschland erstrebte, der so klar alles Unzulängliche erkannt und bekämpft hatte — und der schnöden Undank geerntet hat.

Das neugeschaffene Gasregiment wurde der 4. Armee zugeteilt und sollte sich bei Ypern betätigen. Es dauerte lange, bis alles richtig vorbereitet war. Geheimrat Haber und ich waren beim A.O.K. Endlich war der Zeitpunkt gekommen. Der Befehl zum Abblasen ging an die Front und wir, etwa 1000 m dahinterstehend, beobachteten den Vorgang. Der ganze Himmel färbte sich gelb, alles Feuer beim Gegner verstummte, unsere Infanterie trat an, folgte der Nebelwolke in raschem Vorschreiten ohne Verluste.

1) Es muß ausdrücklich festgestellt werden, daß wir wirkliche Gifte, vor allem Phosgen erst angewendet haben, nachdem die Gegner solche Stoffe an uns erprobt hatten.

Aber der taktische Erfolg war gering, denn die Armee hatte keine Reserven bereitgestellt, weil sie doch nur mit halbem Herzen bei der Sache war. Sonst hätten wir an dem Tage zweifellos Ypern gehabt.

Leider erkannte auch Falkenhayn nicht die m. E. gegebenen Möglichkeiten, die die neue Waffe für die nächste Zeit, d. h. bis der Gegner Schutzmittel gefunden hatte, hätte geben können. Nur zögernd und ungenügend wurde die Vermehrung der Gastruppen angeordnet, und ebenso wurde der weitere Einsatz nicht etwa befohlen, sondern es wurde angefragt, welche Armee dies tun wolle. Es gab ein Hin und Her, mit dem Erfolg, daß eigentlich nichts geschah.

Schließlich ging der größte Teil der Gastruppen, trotz meines Protestes, zur Offensive nach Gorlice, wo sie naturgemäß nicht verwendbar waren.

Unkenntnis in allen technischen Fragen war eben leider im ganzen Heer sehr groß, und besonders im Generalstab und bei den höheren Führern hatte alles „Technische" den Beigeschmack des Nebensächlichen. Es gab nur die Taktik! Daß diese nichts weiter ist als die richtige und zweckmäßige Anwendung der technischen Mittel für Angriff wie Verteidigung, wollte man nicht einsehen. Viele haben es auch jetzt noch nicht erkannt. Es war bedauerlich. Hätten wir im größten Stil den Gaskampf Anfang 1915 organisiert, so hätte er wahrscheinlich noch im Jahr 1915 durchschlagenden Erfolg gehabt. — Diese Ansicht ist mir jedenfalls auch von englischen höheren Offizieren bestätigt worden!

Nun war es klar, daß unsere Gegner bald ebenfalls mit Gas uns entgegentreten würden. Und so galt es, Schutzmittel zu finden. So entstand die Gasmaske, die Augen, Nase und Atmungsorgane sichern sollte. Es war eine sehr schwierige Aufgabe, denn die Maske mußte freie Atmung erlauben, durfte das klare Sehen nicht hindern und sollte den Leuten auch bei längerem Tragen nicht lästig fallen. Anderseits sollte sie möglichst gegen alle verschiedenen Gaskampf- und Reizstoffe Schutz gewähren.

Dem Geheimrat Haber gelang es, alle Forderungen in einer Gasmaske zu erfüllen, die zwar in späterer Zeit noch verschiedene Verbesserungen erfuhr, aber im wesentlichen von Anfang an kriegsbrauchbar und zweckentsprechend war.

Unsere Gegner waren weniger glücklich mit ihren Konstruktionen, obwohl ihnen alle Rohstoffe der Welt, insbesondere Gummi zur Ver-

fügung standen. Die ersten Gasmasken unserer Feinde waren entweder wahre Monstra, oder sie schützten nicht. Namentlich die russische Maske war lange Zeit minder brauchbar, was zur Folge hatte, daß dort Gasblasangriffe besonders wirksam waren und demgemäß häufig zur Anwendung gelangten.

Aufenthalt in Mezières.

Die O.H.L. war, was hier nachträglich erwähnt werden muß, im September 1914 nach Mezières verlegt worden. Die Diensträume befanden sich in der Präfektur, einem alten Schloß, ziemlich winkelig gebaut und mit neuen Anbauten nachträglich versehen. Die Räume reichten nicht hin und her, und so saßen in jedem der Räume der Operationsabteilung anfänglich 4—5 Offiziere. Das Arbeiten war also nichts weniger als angenehm.

Einen wesentlichen Vorteil aber hatten wir, nämlich ein wunderbar ausgebautes und leistungsfähiges Fernsprechnetz. Es war ein Hauptverdienst des Postrats Ohnesorge, des Chefs der Telegraphendirektion des G.H.Qu.s. Dieser theoretisch wie praktisch gleich tüchtige Beamte hatte hier für damalige Zeiten ein Wunderwerk geschaffen. Der bis dahin entsetzlich anstrengende und aufreibende Fernsprechverkehr war aufs äußerste erleichtert, man konnte jede Armee im Augenblick von uns aus anrufen und ebenso waren Verbindungen nach der Heimat fast im Handumdrehen hergestellt.

Bezeichnenderweise hatte sich Ohnesorge mit der Reichspost erheblich veruneinigt, weil er über deren alte Bureaukratie hinwegzugehen pflegte. Da er obendrein ein energischer und hohe Anforderungen stellender Beamter war, so wurde er November 1918 vom A.- und S.-Rat abgesetzt! Er ist eine glänzende Illustration zu dem schönen Schlagwort geworden: „Freie Bahn dem Tüchtigen", das von Napoleon I. geprägt, von Herrn von Bethmann Hollweg wiederholt und von den revolutionierenden Radikalisten nochmal aufgewärmt wurde. Man sieht: es gibt Grundsätze, die auf sehr verschieden organisiertem Nährboden gedeihen.

Eine wesentliche Verbesserung hatten wir auch in der Verpflegung und in der Ausstattung unserer Speiseräume. Der damals noch reichlich vorhandene gute und billige Wein führte dazu, daß man ein Stündchen

länger zusammensaß, wenn Freunde von der Front bei uns waren und die Arbeit es zufällig gestattete. So bekam man auch offen und ehrlich — öfters recht grob — zu hören, was die Front bedrückte und ärgerte. Vieles ließ sich so leicht abstellen.

Es herrschte eine gute, frohe Stimmung.

Falkenhayn pflegte mit Kriegsminister von Wild, dem Generalquartiermeister General von Freytag und Oberst Tappen zu speisen, blieb aber nie länger sitzen, sondern zog sich bald in seine Wohnung, die ebenfalls in der Präfektur war, zurück. Dieses Sichabschließen, das eigentlich gar nicht in seiner Art lag, führte leider dazu, daß er mehr und mehr in die Abhängigkeit des Oberst Tappen geriet, und dieser Einfluß war verhängnisvoll. Für Falkenhayn, geistreich, beweglich, doch ohne Drang zur Tiefe, war der pedantische, methodisch denkende Tappen wie geschaffen und bald unentbehrlich, obwohl er selbst Tappens geistigen Mittelwuchs erkannt hatte.

Vom Kaiser bekamen wir, genau wie in Koblenz und Luxemburg, kaum etwas zu sehen. Er ließ sich täglich Vortrag von Falkenhayn über die militärische Lage halten, das war alles. Im übrigen entschied Falkenhayn militärisch selbständig.

Gorlice und Uebersiedelung des G.H.Qu.s nach Pleß.

Nachdem die Hoffnung auf eine rasche Entscheidung im Westen im Frühjahr 1915 nicht mehr bestand, anderseits im Osten, nach den Erfolgen Hindenburgs, die Möglichkeit einer solchen Entscheidung zu bestehen schien, entschloß sich Falkenhayn, das Schwergewicht nach dem Osten zu verlegen.

Der Durchbruch von Gorlice wurde vorbereitet. Es galt neben den nötigen Divisionen auch schwere Artillerie in erheblichem Umfange freizumachen. Die Munition lief noch immer sehr sparsam, aber es gelang schließlich, soviel Geschütze und Munition zusammenzubekommen, wie nötig erschienen. Diese Feststellung des „Wieviel“ war uns aufgetragen und war ein Preisrätsel, aber es stimmte nachher vortrefflich und das war doch die Hauptsache.

Um dem nunmehr wichtigen Kriegsschauplatz näher zu sein und vor allem um mit der österreichischen O.H.L., die in Teschen saß, engere Fühlung zu gewinnen, wurde das G.H.Qu. nach Pleß in Schlesien

verlegt. Freilich ging nur der engste Stab — die Operationsabteilung und Teile der übrigen Abteilungen — mit. Der Kaiser bezog mit seinem Gefolge das Schloß des Fürsten Pleß. Die Arbeitsräume der Operationsabteilung lagen in der Verwalterwohnung, wo wir noch enger zusammensaßen wie je bisher. Im gleichen Hause war auch der Speiseraum.

Die Verpflegung der Operationsabteilung erfolgte in Pleß aus der kaiserlichen Küche. Exzellenz von Falkenhayn und der Kriegsminister von Wild speisten meist mit uns. Man hatte so Gelegenheit, Falkenhayns sprühenden Geist, sein scharfes Urteil und seine Schlagfertigkeit zu bewundern. Exzellenz von Wild sekundierte mit zündendem Witz und seltenem Humor. So war es in guten Tagen geradezu ein geistiger Genuß, in diesem Kreise weilen zu dürfen und meine persönliche Verehrung für Falkenhayn stammt aus dieser Zeit.

Die Verpflegung selbst war gut bürgerlich, mehr nicht. Die Kaiserin erschien öfter in Pleß auf einige Tage und widmete dann ihre Aufmerksamkeit als echte deutsche Hausfrau auch der Küche. Das Essen war dann merklich sorgfältiger zubereitet. Im übrigen merkte man kaum etwas von der Anwesenheit der hohen Frau.

Das ganze Milieu war — namentlich nach der Offensive von Gorlice — freundlich und harmonisch, nur Tappen störte es und oft erheblich. Gelegentlich war ich so gereizt, daß mir eine Entgleisung widerfuhr. Wir hatten Nachricht erhalten, daß der König von Serbien wahrscheinlich gefangen würde. Falkenhayn sagte, Donnerwetter, was macht man mit ihm? Es kamen mehr und minder unfreundliche Vorschläge, denn die Stimmung gegen ihn war stark. Ich hatte verärgert geschwiegen, dann sagte ich: „Na, ich wüßte was für ihn!" Nun? hieß es. „Ich setzte ihn in unsere Operationsabteilung!" Einen Moment herrschte Stille, dann rettete von Wild die Situation mit einem schlagenden Witzwort, so daß ein herzliches Lachen ausbrach.

Noch unfreundlicher kam Tappen weg, als man sein Zimmer „Nisch" benamste. Das hing so zusammen. Der König von Bulgarien hatte telegraphiert: „Nisch, die Räuberhöhle voll Lug und List und Trug ist in unserm Besitz." — Man fand sich mit Humor in die Launen dieses eigenartigen Mannes.

Ich hatte in der Zeit viel mit der chemischen Industrie zu tun. Geheimrat Haber, Nernst und Duisberg waren bei uns. Gaskampfmittel, Chloratsprengstoffe, synthetischer Gummi, Gewinnung von Schwefel

aus Gips, Steigerung der Stickstoff- und Salpetersäurefabrikation; es war vielerlei wichtiges und ich war selbst halb Chemiker geworden.

Als ich eines Morgens mein Bureau betreten wollte, prangte darüber stolz das Wort „Laboratorium des Dr. Bauer" und zu meinem Namensschild war als Titel gesetzt, „Feldoberstinkchef". Mir war es ein Zeichen, daß gute Freundschaft uns verband, und sie hat auch größtenteils über den Krieg gedauert.

Einführung des Stahlhelms.

In diese Zeit fällt die Einführung des Stahlhelms. Es war ein alter Lieblingsgedanke von mir. Bei einem Versuchsschießen gegen Leichen etwa im Jahr 1900 hatte ich gesehen, wie selbst kleinste Sprengpartikel von wenigen Milligramm noch die Lederhelme und das Schädeldach durchschlagen hatten. Dazu kam, daß auch die Infanteriefechtweise notwendigerweise auf relativ hohe Prozentzahlen an Kopfschüssen führen mußte. Auch deren Ziffer mußte sinken, wenn man einen Helm fand, der wenigstens auf mittlere Entfernungen Schußsicherheit gab.

Wiederholt hatte ich später im Generalstab die Einführung eines Stahlhelms vorgeschlagen, zuletzt 1912. Jetzt kam mir Geheimrat Bier zu Hilfe, der in einem Bericht die Wirkung dieser kleinsten Sprengstücke im Gehirn anschaulich schilderte — Siechtum, Verzweiflung, Selbstmord. Falkenhayn griff die Idee des Stahlhelms, als ich sie ihm vortrug, mit Energie auf, das Kriegsministerium erhielt Anweisung, ich selbst gab an Krupp kurz an, wie ich mir den Helm dachte. Er ist dann im wesentlichen auch so geworden, obwohl Krupp später nicht mitgeliefert hat.

Der Stahlhelm hat unendlich Vielen das Leben gerettet. Dieser Gedanke, der mich stets bei allen taktischen und technischen Vorschlägen geleitet hat, gibt mir noch heute Befriedigung.

Ein großer Vorteil lag in Pleß in der Möglichkeit, sich in dem großen geräumigen Schloßpark zu ergehen. Hier traf man auch häufig den Kaiser.

Der Kaiser und seine Umgebung.

Der Kaiser liebte es, die ihm Begegnenden ins Gespräch zu ziehen und promenierte oft mit einzelnen von uns längere Zeit. Zum erstenmal in meinem Leben lernte ich den Kaiser näher kennen.

Man gestatte mir, eine kurze Charakteristik zu geben.

Die hervorstechendsten Eigenschaften des Kaisers waren seine Gottesfurcht und seine Ehrenhaftigkeit. Der Kaiser war dabei kein Frömmler, aber er glaubte als echter Christ an einen persönlichen Gott, der die Menschen führt, sie belohnt, richtet und straft. Die hohe Stellung als Kaiser erschien ihm als ein unverdientes Geschenk, von hochverpflichtender Natur. Wer in diesem „Gottesgnadentum" Ueberhebung sieht, irrt sich gewaltig.

Allerdings verschwanden vor dieser von Gott gewollten hohen Stellung für den Kaiser die gewöhnlichen Klassenunterschiede. So trat er dem Minister wie dem Arbeiter, dem Fürsten wie dem Bauern äußerlich gleich, und zwar freundlich und gütig, entgegen. Gerade Ausländer haben es empfunden und oft rühmend von seiner Schlichtheit und Güte gesprochen.

Seine Gottesfurcht bedingte auch, daß er seinen Eid auf die Verfassung absolut „ernst" nahm, obwohl er dadurch in seiner persönlichen Macht so eingeengt war, wie wohl kaum ein Präsident irgendeiner Republik. Er hielt sich in allen wichtigen Fragen an den Vortrag seiner verfassungsmäßig verantwortlichen Ratgeber und hieraus entstand der Glaube, daß er „durch seine Umgebung abgeschlossen" würde vom Volke. Der Kaiser empfing und sprach aber im Gegenteil sehr viele Menschen aus allen Kreisen und Schichten, um sich zu informieren. Jedoch fühlte er sich dann sozusagen als „Privatmann", während die Empfangenen oft glaubten, dem vermeintlich allmächtigen, absoluten Herrscher Ratschläge und Wünsche vortragen zu können. Aus dieser falschen Auffassung ist manches Mißverständnis, manche politische Mißhelligkeit entstanden. — Der Kaiser hielt sich streng an die Ressortgrenzen.

Er trennte dabei leider auch zu sehr Politik und Heerführung, vielleicht unter dem Druck der ewigen Vorhaltungen seitens des Reichskanzlers und des Parlaments. Jedenfalls ist ihm der Gedanke, daß der Reichskanzler auch durch eine starke Innenpolitik die Kriegführung unterstützen, d. h. letzten Endes nur Kriegspolitik treiben müsse, nicht geläufig gewesen. Ich erinnere mich einer sehr scharfen Aeußerung des Kaisers, in der er die O.H.L. in die ihr seiner Meinung nach zugewiesenen „militärischen Grenzen" zurückwies und die erkennen ließ, daß er nie bereit gewesen wäre, ihr ein Uebergewicht über die andern Immediatstellen einzuräumen.

Seine Ehrenhaftigkeit verführte den Kaiser, in allen andern Menschen dieselben Eigenschaften zu suchen. Er war ganz offen, lebhaft und ohne Rückhalt. Seine Offenheit hat ihm oft genug Vorwürfe im öffentlichen und politischen Leben eingetragen. Umgekehrt war es leicht, ihn zu täuschen, auszuhorchen, zu betrügen und zu belügen. So hat er sogar einem Scheidemann und Genossen geglaubt, als dieser ihm im Oktober 1918 Treue gelobte. Nach 14 Tagen sah er sich von ihnen verraten, gestürzt und obenein beschimpft. Wie er betrogen ist, hat er öfters geahnt, voll erkannt hat er es wohl erst jetzt im Exil.

Der Kaiser war geistig g l ä n z e n d veranlagt. Ein ausgezeichnetes Gedächtnis für alles, lebhafte Phantasie und Kombinationsgabe waren ihm eigen. In künstlerischer und technisch-wissenschaftlicher Beziehung besaß er ausgesprochenes Talent. Daß man es unterlassen hatte, in seiner Jugend die Impulsivität zu zügeln und daß ihm — auch infolge seiner Erziehung — eine gewisse Sprunghaftigkeit anhaftete, muß zugegeben werden. Beides war oft, trotz seiner Befähigung, einer sachlichen Entscheidung abträglich. Als weiteres kam eine starke Abhängigkeit von der Stimmung hinzu.

Seinem innersten Wesen nach war der Kaiser P a z i f i s t. Aber er hatte doch richtig erkannt, daß nur ein starkes militärisches Deutschland den europäischen Frieden aufrechterhalten könne. So wandte er seine Sorge dem Heere zu, interessierte sich für Ausbildungs- und Bewaffnungsfragen. Aber er hat z. B. nicht von sich aus auf Ausnutzung der Wehrkraft des Landes gedrängt, und Leute, die auf den kommenden Krieg vorbereiten wollten, waren bei ihm nicht gut angeschrieben. Im Ausland galten und gelten die Generale Keim und Bernhardi als besondere Kriegshetzer und vertraute Ratgeber des Kaisers. Richtig ist, daß beide n i e m a l s dem Kaiser nahegestanden haben. Sonst wären sie nicht ohne weiteres wie irgend andere Generale verabschiedet worden. Und als verabschiedete Generale hatten sie überhaupt keine Möglichkeit, den Kaiser noch zu beraten, man kann sagen „leider", denn beide haben den kommenden Krieg vorhergeschaut, rechtzeitig gewarnt und sich bemüht, das Volk zu erwecken. Der Kaiser hat sie dabei gewiß nicht unterstützt.

Zu Beginn 1906 drängte Graf Schlieffen, angesichts der Marokkokrise, zum Krieg mit Frankreich[1]). Schlieffen sah richtigerweise den Krieg als unvermeidlich an und hielt den Augenblick für günstig. Der Kaiser

1) Anm. s. S. 4—5.

hielt in seiner Gottesfurcht einen „Präventivkrieg" für unverantwortlich, Schlieffen erhielt den Abschied. Wie recht Schlieffen gehabt hat, sehen wir jetzt. Unsere Gegner danken dem Kaiser aber seine damalige Friedensliebe wahrlich nicht, obwohl sie reichlichen Grund dazu hätten.

Daß es der Kaiser liebte, das schöne deutsche Heer mit Stolz vorzuführen, daß er selbst Freude an den glänzenden militärischen Schauspielen hatte: wer wollte es leugnen? Mehr noch, als das Landheer, war ihm die Marine, die er als seine Schöpfung betrachtete. Die Wunder an Technik, die unsere modernen Schiffe sind — vielmehr waren —, zogen ihn besonders an, wozu noch kam, daß verfassungsgemäß die gesamte Marine direkt seinem Befehl unterstand, während im Heer die Bundesstaaten sich zum Teil erhebliche Reservatrechte vorbehalten hatten.

Der Gesundheitszustand des Kaisers war schwankend, und die körperlichen Indispositionen wirkten oft lähmend und hemmend auf seine Willens- und Entschlußkraft. So fehlte ihm der zielbewußte eiserne Wille, wie ihn der Alte Fritz besessen. Er ging ihm unbequemen Dingen und Entschlüssen aus dem Wege und vertrug leider auch keinen Widerspruch, insbesondere nicht in Gegenwart anderer. Das war denn auch der Grund, daß er feste, selbständige Männer nicht um sich zu scharen vermocht hat.

Im ganzen war er eine edle, vornehme Persönlichkeit von großen Gaben. Daß er seine Fehler und Schwächen hatte — mein Gott ja, wer hat sie nicht? Aber selten ist das Bild eines Herrschers so entstellt und gefälscht worden, wie das seine, und gerade von solchen Elementen, die ihm zu Dank verpflichtet waren. Er hat schwer dafür bezahlt, daß er die alte Weisheit Martials aus den Augen verlor: „Principis est virtus maxima, nosse suos."

Es sei hier gestattet, auch in kurzer Charakteristik der hauptsächlichsten Personen aus der Umgebung des Kaisers zu gedenken.

Da war zunächst der Generaloberst von Plessen.

Ein alter Edelmann von schlichter Einfachheit und Seelengröße. Treue zu seinem Herrn, für den er jeden Augenblick alles hingegeben hätte, paarte sich mit einer glühenden Vaterlandsliebe. In der richtigen Erkenntnis, daß der Krieg um Sein oder Nichtsein, auch der Dynastie, ging, hat er sich allezeit in diesem Sinne eingesetzt, ohne doch aus der ihm durch seine Vertrauensstellung gebotenen Zurückhaltung heraus-

zutreten. Ich gedenke in Dankbarkeit, daß mir dieser Mann, dem ich herzliche Verehrung und Ergebenheit entgegenbrachte, oft als väterlicher Freund Rat und Warnung erteilt hat, letzteres namentlich, wenn ich in meinem Aerger über die Unfähigkeit der Regierung offen und unvorsichtig vorging.

Leider hatte Herr von Plessen, trotz seiner hervorragenden Eigenschaften, weit weniger Einfluß wie die drei Kabinettchefs von Lyncker, von Valentini und von Müller.

Diese drei Männer haben auf den Kaiser sehr ungünstig gewirkt, am schlimmsten m. E. der Chef des Zivilkabinetts, von Valentini. Er war scheu und verschlossen und deutete niemals auch nur mit einem Zug Freude oder Teilnahme an; er hielt, glaube ich, jeden geraden festen Mann für höhere Stellen ungeeignet. Jedenfalls hat er auch nicht einmal einen hervorragenden Mann für einen wichtigen Posten herausgesucht, und anderseits hielt er schwache und verderbliche Personen mit Zähigkeit fest. Ich komme auf ihn noch bei Bethmanns Sturz zurück.

Nicht viel besser war Admiral von Müller, der es verstanden hat, das Marineoffizierkorps durch eine Auslese der Ungeeigneten in den höheren Stellen „langsam, aber sicher" zu schädigen. Es herrschte über ihn eine geradezu maßlose Erbitterung in Marineoffizierskreisen. Alle Wahrheit und alle Selbständigkeit wurde unterdrückt, und so hat er an dem schließlichen Zerfall der Marine redlich mitgearbeitet[1].

Der Dritte im Bunde war der Chef des Militärkabinetts von Lyncker. Persönlich ein Ehrenmann, aber ohne Initiative und ohne jedes Verständnis und Bemühen, die Tüchtigen herauszufinden. So waren die Beförderungsverhältnisse in unglaublichstem Maße verknöchert. Es war fast unmöglich, Offiziere, die sich rühmlich ausgezeichnet hatten, durch Vorpatentierung zu belohnen. Ebenso schwer war es, überalterte, rückständige Generale zu entfernen. Ganz allgemein war er Aenderungen und Besserungen in der Beförderung der Offiziere sowie in Verleihung von Auszeichnungen abgeneigt. Anderseits genügte eine Kleinigkeit (z. B. ein Stück verlorenen Schützengrabens), um verdiente Offiziere zu verabschieden. Es war eben allerdings überhaupt ein Unding, die Offiziersbeförderungen und -entlassungen nicht der O.H.L. einzugliedern

1) Er führte bei den jüngeren Marineoffizieren den bezeichnenden Namen „Rasputin".

und das Schema F in den Krieg mitzunehmen, wo es geradezu zum Verhängnis wurde. Alle diese Umstände haben im Laufe der Zeit das Offizierkorps verbittert und verschlechtert.

Es ist keine Frage, daß ein großer Teil der allgemein dem Kaiser zur Last gelegten Schuld auf diese drei Männer fällt, die eine falsche Personenwirtschaft trieben. Natürlich hätte ein energischer Fürst solche Männer nicht um sich geduldet. Und leider fand sich auch kein Stein, der dem Kaiser, wie der Reichsfreiherr einst dem dritten Friedrich Wilhelm die Haugwitz, Beyme, Köckritz, seine Kabinettsclique, schilderte. Unser Stein, Herr von Bethmann, fühlte sich umgekehrt in natürlicher Wahlverwandtschaft mit Herrn von Valentini.

Alle drei (Lyncker-Müller-Valentini) waren ausgesprochene Bureaukraten, die im Schema den Eckpfeiler ihrer Macht sahen, das unter allen Umständen für sie das Noli me tangere darstellte und jeden Versuch, daran zu rühren, als persönlichen Angriff auffaßten; alle drei waren undurchsichtig; alle drei waren schwache Naturen und geborene Gegner starker Persönlichkeiten; alle drei endlich emsigste und ergebenste Fridoline, aber gerade dadurch eine Gefahr für den Kaiser.

Die österreichisch-ungarische O.H.L.

Der Aufenthalt in Pleß ließ uns nun auch in engere Fühlung mit der österreichischen O.H.L. kommen. An der Spitze stand damals General Conrad von Hötzendorf. Es war ein kluger, klar abwägender Mann, mit entschieden militärischer Veranlagung. Seine operativen Ideen hatten stets etwas Großzügiges an sich; leider übersah er, daß die österreichischen Truppen nicht imstande waren, seine Ideen zur Tat werden zu lassen. Er war absolut zu uns treu und hat sein möglichstes geleistet.

Die Verhältnisse in Teschen waren im übrigen für deutsche Verhältnisse etwas eigenartig. Im Kaffeehaus traf man sich, wie im Frieden, es soll aber auch Gesellschaften und Derartiges gegeben haben. Natürlich blühte auch Klatsch und Intrige, und namentlich über den „jüngsten Ehemann" und seine Frau, nämlich den General von Conrad, der in Teschen wieder geheiratet hatte, wurde viel gelästert. Für uns war das unverständlich, denn wir kannten tatsächlich nur die Arbeit, abgesehen von Ruhe- und Essenspausen.

Die österreichisch-ungarische Armee.

Die Armee litt vor allem an einem: sie war nicht einheitlich. Die Völkerstämme, die in ihr vertreten waren, hatten sehr verschiedenen militärischen Wert. Während die Ungarn (einschließlich der in ihrer Mitte lebenden Deutschen), die Slowaken, die Serben, die Kroaten, Bosniaken und die Bauern der österreichischen Alpenländer vorzügliche Soldaten waren, waren die Tschechen, die Polen, die Galizier usw. sehr viel minderwertiger und zudem meist geschworene Feinde der habsburgischen Monarchie.

Auch das Offizierkorps, die Hauptstütze jeder Armee, war unter diesen Umständen keineswegs einheitlich. Stellenweise bestand schon vor dem Kriege geradezu Haß aufeinander. Dieser wurde dadurch nicht geringer, daß die deutschfeindlichen Nationalitäten offenkundig bei der Besetzung höherer Stellen zahlenmäßig „bevorzugt" wurden, um sie zu „gewinnen". Daß z. B. eine ungarische Division einen tschechischen Führer hatte, war ein Unding und trotzdem an der Tagesordnung.

Hinzu kam noch, daß in die Offizierslaufbahn Elemente eingedrungen waren, die nach Herkunft und Erziehung nicht hineingehörten. Galt das schon für die aktiven Offiziere, so noch mehr für die Reserve- usw. Offiziere. Das jüdische Element war hier sehr fühlbar. Ein Offizierkorps muß aber in echtem Sinne aristokratisch sein, sonst fehlt ihm das nötige hohe Pflicht- und Verantwortungsgefühl, das wieder allein die Grundlage freudigen Gehorsams und die Anhänglichkeit der Truppe ist. Tatsächlich war denn auch im österreichischen Teil des Heeres die Disziplin und das Verhältnis zwischen Offizier und Mann schlecht. Gerade die erwähnten ungeeigneten Offizierselemente schikanierten ihre Leute oft arg. Gemeine Schimpfworte waren nicht selten.

Die Ausbildung der österreich-ungarischen Armee war, in Anbetracht dieser Bausteine, trotzdem gut. Ungeheure Schwierigkeiten bot freilich die Sprachenfrage. Sieben verschiedene Sprachen in einer Armee! Zwar war die Kommandosprache deutsch, aber die sonstige Verständigung war deshalb doch nicht erleichtert. Sogar bei den Offizieren machte sich dieser Umstand fühlbar.

Der Generalstab hatte die geistige Leitung des Heeres. Die Ausbildnng der Generalstabsoffiziere war zwar nach unsern Begriffen reichlich theoretisch nnd pedantisch; aber die Offiziere verfügten doch über

ein großes Wissen. Leider war die ganze Generalstabslaufbahn nicht dazu angetan, Charaktere zu bilden. Streberei und Blenderei wucherten üppig. Solche Elemente mußten natürlich in dem langen Kriege allmählich versagen.

Dasselbe wie vom Generalstab galt vom Kriegsministerium und der Intendantur. Es fehlte daher dort an raschem, durchgreifendem Handeln und an klarer Erkenntnis, was dem Heer not tat. Die „österreichische Schlamperei" war ein übler Faktor, mit dem wir aber rechnen mußten, wenn wir ihn auch nicht verstehen konnten.

Trotz alledem war das österreich-ungarische Heer, als Gesamtes gesehen, ein starker Machtfaktor zu Beginn des Krieges. Je mehr das aktive Offizier- und Unteroffizierkorps verschwand, je mehr dafür der böse Geist der Heimat seinen Einzug hielt, um so mehr nahmen die österreichischen, die tschechischen usw. Truppen an moralischem Wert ab. Auf die Ungarn, die Tiroler, Kärtner usw. war dagegen bis zuletzt Verlaß. Ohne Karolyi, ohne Lukacs wäre Ungarn nie der Revolution erlegen. Auch hier büßt ein stolzes Herrenvolk für die Sünde einiger weniger Leute und für die Verschweißung — besser gesagt Unterstellung — unter eine ihm wesensfremde Nachbarnation.

Strategische Betrachtungen über Gorlice.

Die Offensive von Gorlice gelang. Sie riß auch die Oesterreicher mit fort und der Erfolg steigerte sich von Tag zu Tag. Bald aber zeigte es sich, daß es den Russen doch gelang, in einen geordneten Rückzug überzugehen. Wir führten verlustreiche Nachhutgefechte, gewannen wohl Gelände, aber die Vernichtung des russischen Heeres war nicht zu erreichen.

Es sollte sich rächen, daß Hindenburg-Ludendorffs Plan, auf die Offensive von Gorlice einen Stoß über Wilna in südöstlicher Richtung folgen zu lassen, nicht durchgedrungen war. Der Kaiser — im Banne Falkenha'yns und Tappens stehend — hatte es persönlich abgelehnt. Und doch wäre durch eine solche Operation wahrscheinlich eine vernichtende Katastrophe über Rußlands Heer hereingebrochen.

Bezeichnend ist folgende kleine Episode. Ludendorff hatte unter anderem die Angriffsmöglichkeit damit begründet, daß in der Stoßrichtung anscheinend nur schwacher Gegner stände. Tappen erklärte

bissig uns gegenüber: „Die wollen immer nur angreifen, wo nichts steht.“ Das Große der gewaltigen Umfassung, die die Gesamtoperation bringen konnte, war ihm offenbar nicht aufgegangen. Weshalb Falkenhayn eigentlich dagegen war, ist mir nie klar geworden.

Auf jeden Fall aber wäre es gut gewesen, wenn die Offensive bei Gorlice früher eingestellt wäre, denn der Feldzug gegen Serbien drängte, und je mehr er in die Herbstzeit fiel, um so schwieriger wurde er. Das Zögern sollte sich aber nicht nur militärisch, sondern auch noch politisch rächen, wovon weiter unten die Rede sein wird.

Immerhin blieb der Durchbruch bei Gorlice ein schöner Erfolg. Auch die von Oberost einsetzenden frontalen Angriffe gegen die Narewlinie und nördlich auf Kowno kamen vorwärts — allerdings gleichzeitig ein klassischer Beweis, was die von Ludendorff vorgeschlagene strategische Umfassung hätte bringen können.

Als die Oberosttruppen sich den Festungen Modlin (Nowo Georgiewsk) und Kowno näherten, mußten ihnen schleunigst Angriffsmittel zur Verfügung gestellt werden. Allein, viel schwere Artillerie war nicht mehr zu vergeben, und so mußte es denn mit schwacher gehen. Ich hoffte bei den Russen auf durchschlagende Wirkung mit der 30 cm- und 42 cm-Haubitze, und diese Hoffnung hat mich nicht betrogen.

Angriff auf Kowno und Nowo-Georgiewsk (Modlin).

Ich selbst war von Oberost als Berater für den Angriff auf Kowno angefordert worden. So fuhr ich im Auto nach Lötzen, dem G.H.Qu. Hindenburgs, wo ich von Ludendorff auf das herzlichste empfangen wurde. Das Beisammensein im Stabe Oberost trug einen ganz patriarchalischen Charakter. Es waren ein paar schöne Stunden für mich, mit so vielen alten Kameraden, besonders aber mit dem von mir hochverehrten Ludendorff zusammen zu sein.

Am nächsten Tage fuhr ich auf Kowno weiter, um zum Stabe Litzmann für den Angriff zu treten. Ich kam zu spät, Kowno war gerade gefallen. Die Einfahrt in die Stadt, mitten unter den Truppen, war eigenartig. Links der Straße stand unsere Artillerie und schoß lebhaft über uns hinweg auf die feindliche, die auf 4—5 km rechts der Straße stand. (Weshalb die feindliche Artillerie ihr Feuer nicht einmal auf die Straße legte, ist mir noch heute ein Rätsel.)

Beim Durchfahren der feindlichen Stellungen sah ich mir diese genauer an. Sie waren fast völlig unversehrt, aber die wenigen schwersten Schüsse hatten an einzelnen Stellen gewaltig gewirkt. In einem betonierten Infanterieraum fand ich 40 Tote; sie waren alle durch einen 42 cm-Treffer vor dem Eingang getötet, keiner wies äußere Verletzungen auf, es war nur der Luftdruck gewesen. Ein Fort älterer Bauart war durch einige 42 cm-Treffer, die durch die Bombendecken durchgeschlagen hatten, wüst zugerichtet, förmlich zerbrochen. Im ganzen war es aber doch wohl die moralische Wirkung gewesen, die dem ungestümen Vorgehen unserer Infanterie den Weg gebahnt hat.

Kowno selbst war die richtige russische Judenstadt. Auf der Straße waren nur wenig Menschen, einige recht hübsche, sehr elegant angezogene russische Krankenschwestern promenierten, als wenn nichts geschehen wäre, auf der Hauptstraße auf und ab. Man sah ihnen an, daß ihnen Verwundetenpflege wohl nie gelegen hatte. Aber es war ja im russischen Heer üblich, daß höhere Offiziere und Aerzte ihre „Damen" unter dieser Maske mit sich führten.

Feldzug gegen Serbien.

Nach Pleß zurückgekehrt fand sich neue Arbeit, es galt die Vorbereitungen für den Donauübergang Mackensens als Einleitung des Krieges gegen Serbien.

Auch hier fiel ja eine wesentliche Rolle der schweren Artillerie zu. Gelang es nicht, den Gegner zu überraschen und gleichzeitig so zu erschüttern, daß er so gut wie keinen Widerstand mehr leistete, so war ein Uebergang über den gewaltigen Strom unmöglich.

Die Vorbereitungen und Erkundungen lagen vornehmlich in den Händen des Oberstleutnants Hentsch und des Artilleriegenerals von Behrend. Oberstleutnant Hentsch, der, wie erwähnt, am Marnezusammenbruch vielleicht mitschuldig ist, bewies hier seltene Tatkraft und militärisches Können. Beide Herren arbeiteten glänzend, vor allem verstanden sie, mit den vorhandenen Mitteln auszukommen. Das haben leider im Kriege nur wenige wirklich vermocht, meistens wurden unerfüllbare Forderungen an die O.H.L. gestellt und es gab oft lange und unerquickliche Palawer.

Nun, der Uebergang glückte! Es war ein gewaltiges Unternehmen und sein Gelingen ist ein Ruhmesblatt für das deutsche Heer. Fast ohne Verluste gingen unsere Truppen hinüber. Der Feind war völlig überrascht, er hatte von den Vorbereitungen nichts gemerkt. Wo er noch Widerstand zu leisten versuchte, schaffte unsere Artillerie schnell Luft. Die Mitwirkung der schweren Artillerie wurde auch äußerlich dadurch anerkannt, daß der General von Behrend als erster Artillerist den Orden pour le mérite erhielt.

Der sich an den Uebergang anschließende Feldzug gegen Serbien war infolge des Herbstwetters sehr schwierig und mühsam. Die Serben wurden zwar geschlagen, aber es ging viel Zeit verloren, die wir besser gegen Rumänien hätten verwenden können.

Rumäniens Haltung.

Rumänien war bisher neutral geblieben, aber es war eine sehr feindselige Neutralität. Wir mußten Munition und Personal durch Rumänien in die Türkei befördern, wir bekamen aus der Türkei wichtige Rohstoffe, wir brauchten Rumäniens Oel und Getreide — Rumänien machte Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Es gelang vielfach nur mit List, wichtige Dinge hindurchzuschmuggeln. So sind sogar 30-cm-Geschosse in Bierfässern durchgebracht.

Die Aufkäufe in Rumänien wurden durch alle möglichen Schikanen erschwert. Man konnte sicher sein, daß Rumänien sofort auf die Seite unserer Feinde treten würde, wenn es uns einmal schlecht ging.

Das alles deutete darauf hin, klare Zustände zu schaffen. Dazu wäre nach Serbiens Niederwerfung die Zeit gewesen. Man hätte ein kurzfristiges Ultimatum stellen und weitgehende Sicherung fordern sollen. Rumänien hätte zweifellos nachgegeben, denn es war damals nicht kriegsfähig. Und gab es nicht nach, nun, so konnte man einrücken und es schlagen. Es hätte uns viel Blut gespart und die spätere Kriegführung wesentlich erleichtert. Wir hätten im Herbst 1916 dann nicht so trostlos dagestanden.

Taktische Betrachtungen über die Champagne-Offensive 1915.

Inzwischen hatte der Sommer 1915 im Westen den ersten großen feindlichen Durchbruchsversuch gebracht. Der Feind griff in der Champagne an und kam eigentlich glatt durch unsere Stellung durch. Nur

wie durch ein Wunder blieb der Angriff ohne ernste Folgen, der Feind stieß nicht nach. Anscheinend hatte er nach den ersten Erfolgen nicht den richtigen Schneid mehr. Dann kam uns, wie so oft, der Himmel zu Hilfe, der seine Schleusen öffnete und den Champagneboden in eine breiige Masse verwandelte.

Falkenhayn war zufällig in diesen Tagen in Mezières, er griff persönlich ein, indem er eine bereits zum Abtransport nach dem Südosten bestimmte Division anhielt und auf den Kampfplatz warf. Sie hat dort vielleicht größtes Unheil verhütet. Bezeichnend war es, daß Tappen, der in Pleß geblieben war, das Zurückhalten der Division entschieden mißbilligte.

Der Champagneangriff hatte jedenfalls gezeigt, in welcher Richtung sich die späteren Kämpfe bewegen würden. Zum erstenmal trat das „Trommelfeuer“ auf, das die Stellungen und Hindernisse einfach einebnete. Die Schlacht begann jetzt „Materialschlacht“ zu werden und Technik, Taktik und namentlich Beschaffung von Kriegsgerät mußten sich immer mehr darauf einstellen. Das waren einfache Ueberlegungen, aber schwer in die Praxis umzusetzen. Falkenhayn selbst war für neue Gedanken, wie er bei den Gaskampfmitteln bewiesen hatte, zwar stets zu haben, aber er führte sie nicht selbst bis zum Ende durch, sondern überließ das weitere zuviel dem Kriegsministerium, dem Oberst Tappen und dem General Sieger.

Letzterer war eigentlich Feldmunitionschef, doch galt sein Rat auch sonst bei Falkenhayn viel. Er war zweifellos ein sehr kluger, klarer und logischer Kopf, der jederzeit das Auswärtige Amt oder einen Kardinalshut hätte übernehmen können, wo er seine Sache tadellos gemacht hätte. Aber das Verschweißen von Taktik und Technik lag ihm, seiner militärischen Laufbahn entsprechend, weniger, obwohl er auch darin himmelhoch über dem Durchschnitt stand. Leider war er persönlich empfindlich und hatte mir meine Eingriffe bei Steigerung der Munitionsfertigung, Verwendung erbeuteter Munition, der Einführung der Gasgeschosse usw. — ressortmäßig mit gewissem Recht — verübelt. Zwischenträger haben sich bemüht, den Riß zu vergrößern. Es war — ich muß sagen leider — eine offene Feindschaft zwischen uns entstanden, die das Zusammenarbeiten erschwerte und der Sache natürlich sehr schadete, ganz abgesehen davon, daß ich den General persönlich schätzte und schätze.

Kurz, es war nicht leicht, Neues durchzusetzen. Immerhin wurden einige Sachen im Sinne der neuen Kampfformen erreicht.

Taktische, organisatorische und technische Neuerungen an Hand der Westkämpfe im Jahre 1915.

Zunächst war endlich mit dem Grundsatz gebrochen, im Stellungskrieg eine Linie starr zu halten. Es hat lange gedauert, bis diese Verteidigungsart, die für die Führung allerdings sehr bequem war, zu Fall kam. Die unerhörten Opfer dieses Verfahrens schrien zum Himmel, es half nichts. Das schlimmste dabei war, daß oft Befehlshaber, die ein Stück Graben verloren, rücksichtslos beseitigt wurden, was wieder dazu führte, daß jeder Kommandeur sein Grabenstück recht eng besetzte. Dadurch wuchsen wieder die Verluste.

Die Verfügung der O.H.L., die endlich mit diesem Zopf aufräumte, war daher wirklich ein Erfolg, auch für die Bearbeiter. Major v. d. Bussche, Geyer und Harbou hatten mit mir zusammen gewirkt. Freilich waren die neuen Vorschriften noch lange nicht ausreichend und mancher gute Gedanke war gestrichen, aber es war doch etwas.

Mit der Befolgung der Vorschrift bei den Truppen haperte es aber. Und so folgte die Ernennung eines besonderen Generals, der auf Befehl des Kaisers die Armeen bereiste, die Stellungssysteme prüfte und berichtete. Es war der General von Claer. Er hat uns sehr viel genützt, wurde aber bei seinen heiklen Aufgaben sehr scheel angesehen und erhielt später sang- und klanglos den Abschied.

Ein weiterer wesentlicher Schritt vorwärts war die Beschaffung und Organisation der Minenwerfer. Die Stellungen beider Gegner lagen sich vielfach so nahe gegenüber, daß die Artillerie ohne Gefährdung der eigenen Stellung die gegnerische nicht beschießen konnte. Das war also das Betätigungsfeld der Minenwerfer. Schon im Frieden waren Versuche damit angestellt, aber man hatte nicht viel darauf gegeben, weil sie im Bewegungskrieg keinen sonderlichen Vorteil versprachen und auch zweifelhaft war, ob sie im Festungskrieg zweckmäßige Verwendung finden könnten. Denn wir rechneten damals schon mit Festungsangriffen, wie sie bei Lüttich, Antwerpen usw. zur Ausführung kamen. Ich hatte jedenfalls als Bearbeiter dieser Fragen im Generalstab die Minenwerfer nicht sonderlich eingeschätzt.

Die jetzt eingetretene, ganz neue Kampfform — so unnatürlich sie an sich war — verlangte Minenwerfer. Sie waren zunächst nicht da,

und so entstanden an der Front die unglaublichsten Behelfswerfer. Selbst Katapulte kamen neu zu Ehren.

In der Heimat aber wurden neue Minenwerfer konstruiert, erprobt und gefertigt. Die Bedienung an der Front lag den Pionieren ob, die bei ihrer starken sonstigen Inanspruchnahme dazu nicht reichten, es auch nur bedingt verstanden. So entstand der Gedanke, eine besondere Minenwerfertruppe zu schaffen, was natürlich nur langsam vor sich ging. Da es aber keinem Zweifel unterlag, daß bei etwaigen Angriffen unsererseits eine sehr stark zusammengedrängte Minenwirkung unerläßlich sein würde, so dachte ich vornehmlich daran, hierfür besondere Minenwerferbataillone zu bilden.

Das erste Bataillon dieser Art erhielt mein Freund, der Major Lothes, der mit ihm im Osten und Westen schöne Taten vollbracht hat. Lothes fiel 1916 vor Verdun. Ehre seinem Andenken! Ein selten vornehmer, kluger und tapferer Offizier, dem ich lange nachgetrauert habe.

Eine weitere Neuschöpfung war das 1. Sturmbataillon.

Es entstand aus dem Gedanken, daß unsere Truppen, d. h. namentlich die Infanterie, für die Angriffstaktik im Stellungskrieg nicht mehr zweckmäßig ausgerüstet und ausgebildet waren. Das neue Bataillon sollte also verschiedene neue Kampfmittel erhalten und erproben, vor allem aber, auf Grund der Ergebnisse, die beste taktische Verwendung feststellen. Es war also eine Front-Versuchstruppe der O.H.L. Außerdem sollte das Bataillon — sobald es brauchbar war — als L e h r t r u p p e für das Heer dienen.

Der erste Führer des Bataillons war ungeeignet, er war Pionier und betrachtete seine Truppe als solche. Später fand ich in dem als Mensch und als Soldat gleich hervorragenden Hauptmann Rohr einen glänzenden Führer, und nun machte das Bataillon schnell Karriere. Es war schließlich die Lieblingstruppe des Kronprinzen.

Hauptmann Rohr kam mit neuen taktischen und technischen Gedanken, denen man fast immer zustimmen konnte. Er erprobte die verschiedensten Infanteriegeschütze, die ersten Stahlhelme, tragbare Panzer usw., und bei seiner praktischen Begabung wurde schnell gefunden, was brauchbar und wie es zu verwenden war. Hauptmann Rohr und der gleich zu erwähnende Major Reddemann sind auch als Urheber des Stoßtruppgedankens anzusehen. Das Neue war daran, daß nicht

mehr in breiter Schützenlinie, sondern in schmalen, tief gegliederten Trupps angegriffen wurde. Die Trupps waren dazu der ihrer harrenden Aufgabe entsprechend ausgerüstet. Das Prinzip der gleichmäßigen Bewaffnung aller Infanteristen wurde erstmalig durchbrochen.

Später gab ich leider das Sturmbataillon an einen andern Bearbeiter ab. Sie wurden vermehrt, aber der Grundgedanke ging mehr und mehr verloren. Sie wurden als Elitestoßtruppe eingesetzt und dann sofort zurückgezogen. Da aber das dicke Ende für den Angreifer erst nach Wegnahme der Stellung kam — Gegenangriffe mit stärkstem Artilleriefeuer —, so gab diese Art des Einsatzes viel böses Blut bei den andern Truppen.

Als Konkurrenten des Sturmbataillons entstanden ferner die Flammenwerfertruppen. Hauptmann Reddemann, sonst Brandmeister in Leipzig, verbesserte die Apparate — sie bestanden schon im Frieden als Fiedlersche Flammenwerfer — technisch immer mehr, schuf sich eine brillante Truppe und erzielte mit dieser im Laufe des Krieges schöne Erfolge. Namentlich im Häuser-, Graben- und Waldkampfe haben die Flammenwerfer oft gute Dienste geleistet. Meist kämpften die Flammenwerfer in Stoßtrupps mit, bisweilen sind aber auch reine Flammenwerferangriffe ausgeführt. Wie schon erwähnt, stammte die Stoßtrupptaktik wesentlich von Reddemann. Hauptmann Reddemann bekam später den Majorstitel und wurde mit der Führung des durch allmähliche Vergrößerungen der Truppen geschaffenen Regiments beauftragt. Er war ein unerschrockener, tapferer Soldat, unermüdlich tätig und zu allem ein treuer Mensch und Kamerad, den ich außerordentlich hochgeschätzt habe.

Schließlich begann im Jahr 1915 die Verbesserung unserer Artillerie. Unsere Feldkanone 96 war zwar sehr beweglich, aber an Schußweite und Präzision dem französischen canon de 75 mm erheblich unterlegen. Dazu kam, daß unser Einheitsgeschoß — eine Kombination von Granate und Schrapnell — wenig taugte. Die Klagen der Truppen über unser Gerät wurden anfänglich nicht beachtet, ja, General S. suchte einmal die französische Ueberlegenheit durch theoretische Betrachtungen zu widerlegen.

Schließlich gelang es, sowohl Falkenhayn wie Kriegsministerium und Artillerie-Prüfungskommission zu überzeugen, daß Gerät und Munition verbesserungsbedürftig seien. Die Vorschläge für diese Verbesserungen, soweit sie von der O.H.L. gefordert wurden, entstammen

im wesentlichen dem mehrfach genannten Professor Rausenberger, Direktor der Firma Krupp, der ganz allgemein die Entwicklung unserer Artillerie vor und im Kriege gewaltig gefördert hat. Er war ein selten kluger Kopf voll erfinderischer Ideen, dabei militärisch-praktisch veranlagt und von unermüdlichem Eifer, ein zuverlässiger Berater der O.H.L. und mir ein treuer Freund und Helfer in allen artilleristischen Nöten.

Es entstand die Feldkanone 16, die zwar wesentlich schwerer wie die K. 96, aber ballistisch weit überlegen war. Wir haben später durch ein Geschoß mit sehr schlanker Spitze eine Schußweite von über 10 000 m erreicht.

An Stelle des Einheitsgeschosses trat zwar zunächst aus Sprengstoff- und Stahlmangel eine recht unzweckmäßige Granate aus Grauguß. Aber man zog doch schon eine Langgranate, ähnlich der französischen, in Erwägung. Sie ist später als Granate 16 eingeführt und hatte eine vorzügliche Spreng- und Splitterwirkung. Auch die moralische Wirkung war sehr groß.

Daneben wurde der Gedanke einer neuen leichten Feldhaubitze mit größerer Schußweite aufgenommen.

Im Gegensatz zur Feldartillerie stand die schwere Artillerie schon vom Frieden her mit ihrem Gerät an sich sehr gut da. Die Friedensarbeit hat reiche Früchte getragen, insbesondere hat sich die im Frieden vom Generalstab geforderte Erreichung g r o ß e r Schußweiten bezahlt gemacht. Einige neue Geschütze waren erst 1914 fertig konstruiert, sie kamen infolgedessen sehr langsam in die Front. Später gingen wir dann allerdings daran, die Schußweiten auch der Fußartilleriegeschütze n o c h w e i t e r zu steigern.

Im ganzen war diese Arbeit für mich wenig genußreich, da das Interesse in der O.H.L. für diese „nebensächlichen technischen" Fragen gering war. So mußten denn Probleme und Lösungen „hinten herum" angefaßt und durchgeführt werden.

Zusammenarbeit Falkenhayns mit Reichsbehörden und Marine.

Sehr geschickt wußte sich Falkenhayn dadurch eine immerhin starke Position gegen alle andern Stellen, die ihm keineswegs wohlwollten — insbesondere nicht Bethmann Hollweg —, zu schaffen, daß er den Kaiser

sozusagen nicht aus den Fingern ließ. Fuhr der Kaiser nach Berlin, so war er sicher nach einigen Tagen, wenn auch für kurze Zeit, auch da. Der öftere Quartierwechsel nach Pleß mag wesentlich mit durch diesen Gedanken bestimmt sein. Da der Kaiser im Fürstlich Pleßschen Schloß wohnte und sich jedenfalls wohler fühlte wie in Charleville, so mußte Falkenhayn mit dem engeren Stab auch da sein, so wenig erquicklich Pleß an sich war.

Von einem Zusammenarbeiten der O.H.L. mit der Reichsleitung in innerpolitischen Fragen kann man kaum reden. Nach Fehlschlagen eines Antrages auf Erweiterung der Wehrpflicht im Frühjahr 1915 ruhte alles; höchstens, daß einmal Presse und Zensurfragen behandelt wurden. In die Fragen der Ernährung, des Wahlrechts usw. hat sich Falkenhayn nicht irgend entscheidend eingemischt, leider auch nicht auf das Verhängnisvolle und Gefährliche dieser Art „Politik“ hingewiesen.

Zwar war schon damals zu merken, daß die Sozialdemokratie, die bei Kriegsbeginn völlig an Anhang verloren hatte und nur mühsam in Redaktionsstuben und Parteibesprechungen ihr Dasein fristete, sich langsam zu erholen begann. Die Begeisterung des Volkes verflog eben, und der Krieg zeigte allmählich seine Härten.

Namentlich gewann die Lebensmittelfrage an Bedeutung und wurde geschickt zur Aufpeitschung des Klassenhasses benutzt. Denn der „Reiche“ konnte sich ja alles kaufen, und „reich“ war für den Proletarier gleichbedeutend mit „Bürger“. Die Sozialdemokratie forderte die rein sozialistisch-kommunistische Bewirtschaftung aller Lebensmittel. Die Regierung sah zu und ließ sich drängen; daß hier langsam eine Gefahr erster Ordnung heraufdämmerte, wollte niemand sehen. Tatsächlich wäre sie damals sehr leicht für immer zu bannen gewesen.

In außerpolitischen Fragen stand Falkenhayn in regem Verkehr mit Bethmann Hollweg, Jagow und Tirpitz. Er wurde gefragt und gehört. Eine besondere Rolle konnte er nicht spielen, da ja nichts von Bedeutung geschah; und die Führung selbst in die Hand zu nehmen, war er nicht in der Lage, so wenig wie später Ludendorff. Diese führende Rolle wäre schon damals in der U-Bootfrage nötig gewesen.

Flottenpolitik, U-Bootbau und -krieg bis 1916.

Ueber diese Frage ist viel geschrieben nnd an sich Neues wohl kaum noch zu sagen. Aber tatsächlich sind die Vorstellungen darüber, vielleicht weil alles nur in Form von Anklagen nnd Verteidigung verhandelt ist, sehr verwirrt. Ich will versuchen, die Hauptpunkte so zusammenzustellen, wie sie sich mir bei der O.H.L. dargeboten haben.

Wenn wir überhaupt mit einem Kriege gegen England rechneten, so mußten wir auch mit einer feindlichen Blockade rechnen und hatten gleichzeitig die Aufgabe, unserseits England von der Zufuhr abzusperren. Wie stand es nun mit diesen Dingen?

Zunächst haben wir einen Krieg mit England nicht ernstlich genug ins Auge gefaßt gehabt. Das durfte man nur, wenn man politisch und wirtschaftlich eng mit England zu gehen entschlossen war.

England muß auf der Seeherrschaft bestehen! Wollten wir uns in dieser Frage, die für England einfach die Frage von Sein und Nichtsein war, ist und bleiben wird, mit England nicht verständigen, so war der Glaube, einen Krieg mit England vermeiden zu können, Torenwahn[1]).

Aber auch die Leute, die einen Krieg mit England kommen sahen, glaubten nicht an die Blockade Deutschlands durch England. Man nahm an — konnte es auch mit Recht —, daß schon Amerika sich die Verbindung mit Holland nicht nehmen oder kontrollieren lassen würde und daß wir durch Holland alles erhalten würden.

Dazu kam, daß niemand mit so langer Dauer des Krieges und so völliger Isolierung Deutschlands gerechnet hat.

Die Annahme hinsichtlich Amerikas und Hollands war unbedingt leichtfertig, denn man mußte die englische Rücksichtslosigkeit kennen. Tatsächlich kam es ja dann so, daß England die Blockade aussprach, obwohl sie nicht effektiv und somit nach Seekriegsrecht unzulässig war. England ging aber noch viel weiter: es kontrollierte die Schiffe der ganzen Welt auf etwaige Zufuhren für Deutschland. Das war der Faustschlag ins

---

1) Aber dieser Fehler entschuldigt in gewissem Sinne die falsche Einstellung der Marine. Es ist übrigens gewiß viel für sie geschehen, es war nur insofern zu wenig, als das, was geschehen ist, in falscher Richtung lag, wie wir sehen werden.

Gesicht der ganzen Welt, aber niemand wagte zu protestieren, bis auf Amerika. Letzteres sandte eine scharfe Note, sprach von „ungesetzlich" und „unverantwortlich", mit dem Erfolg, daß England sich nicht daran kehrte, und mit dem weiteren, daß Amerika die Ohrfeige einsteckte. Weshalb tat Amerika dies? Aus Ohnmacht, Feigheit oder Profitsucht, oder aus blinder Sympathie? Gewiß nicht, es war die einfache Erkenntnis, daß England so handeln mußte, wenn es nicht den Krieg totsicher verlieren wollte. Der aufs Praktische gerichtete Verstand der Amerikaner hatte Verständnis dafür. Man muß sich vor Augen halten, daß damals in Amerika weder der blinde Deutschenhaß noch die Kriegswut bestand, — das kam viel später. Wie viel hätten wir aus dem Verhalten Englands lernen können!

Also jedenfalls, es war leichtsinnig, nicht auf eine englische Blockade zu rechnen, und dieser Leichtsinn ist uns durch die allerdings unerwartet lange Dauer des Krieges zum Verhängnis geworden. Ohne die Hungerkatastrophe wäre in Deutschland die Revolution sicher nicht gekommen (daß sie es auch trotzdem nicht brauchte, ist eine andere Sache[1]).

Es war also ein Fehler, daß wir politisch nicht genügend mit einem Krieg gegen England und vor allem nicht mit einer Blockade durch England gerechnet haben. Folgerichtig sind auch die dagegen gebotenen Abwehrmaßnahmen von der politischen Leitung und dem Reichstag nicht zielbewußt betrieben worden. Unter diese Maßnahmen fiel neben der wirtschaftlichen Vorbereitung die richtige Gestaltung unserer Flotte.

Ehe wir also betrachten, wie die Flotte bei Ausbruch des Krieges zu verwenden gewesen wäre, muß man fragen, was hätte im Frieden hinsichtlich des Flottenausbaus geschehen müssen und was ist geschehen!

Das nächstliegende Mittel wäre gewesen, unsere Hochseeflotte so stark auszubauen, daß wir imstande waren, die russische Flotte in der

1) Schon Napoleon I hat mit vollem Recht gesagt: „Es ist der Hunger, der die Revolutionen macht", und damit die Ueberzeugung Petrarca's wiederholt, der (in seiner heute wieder sehr nützlich zu lesenden Abhandlung De republica optime administranda) dasselbe schreibt „Populorum omnium felicitas in corpore potius quam in animo sita est. Ex hac nempe solicitudine non modo gaudium popularium procedit, sed etiam securitas praesidentium. Nihil est enim terribilius plebe famelica." — Auch dem Jahre 1848 lag bekanntlich eine schwere Hungersnot zugrunde.

Ostsee im Schach zu halten und die englisch-französische Flotte zu schlagen. Um aber die letztere mit Sicherheit dazu zu bekommen, sich zur Entscheidnngsschlacht zn stellen, mußten wir den Kampf selbst an der englischen Küste wagen können.

Ein solcher Ausbau war tatsächlich schwer, wenn man die Ueberlegenheit in der Zahl der Einheiten haben wollte.

Zunächst hätte schon das bloße Aussprechen des Gedankens — Ueberlegenheit über die englische Flotte — bei uns in Reichstag und Presse ein solches Palaver ausgelöst, daß die ganze Welt gegen uns alarmiert wäre. Selbstdisziplin, politische Erkenntnis und Geschäftsgewandtheit hatten wohl die Engländer, uns ging sie ab. Man bedenke nur wie geräuschvoll bei uns die doch wirklich nur dem Nötigsten entsprechende Vergrößernng nnserer Flotte betrieben ist und wie dieses törichte Schwatzen England die Möglichkeit gab, nns als Friedensstörer hinzustellen nnd — sich zn verstärken. Man begreift wirklich nicht, wie es bei uns in vielen Hirnen aussah, von denen die einen glaubten, Kampfansage um die Seeherrschaft nnd Hoffnung auf englische Neutralität vereinen zu können, die andern, dnrch Verzicht auf eine Flotte England soweit zu gewinnen, daß es sich in „friedlichem Wettbewerb" langsam von uns schlagen ließ.

Aber der Bau einer an Einheiten überlegenen Hochseeflotte hatte auch noch andere Bedenken gegen sich.

England hätte stets seinen „two power standard" aufrechtzuhalten versucht, uns hätte es (nach damaligem Begriff) unerschwingliches Geld gekostet, hätte Soldaten dem Landheer entzogen, und schließlich hätte es England mit noch größerer Sicherheit in den Krieg getrieben. Denn die Seeherrschaft ist, wie schon gesagt, Englands Schicksal! Wie dies je übersehen werden konnte, bleibt nnklar [1]).

1) Schon in einem Prozeß, der Karl I. betraf, fiel von selten des Geeichts zn Coventry am 17. Juni 1635 das Wort: „Die Seeheerschaft, wie sie ein altes nnd zweifelloses Recht der Krone Englands ist, so ist sie die beste Sicherheit fürs Land. Die Holzmauee (ihree Schiffe) sind die besten Manern dieses Königreichs". Hundertdreißig Jahee spätee, 1762, speach Loed Chatam, der ältere Pitt, das Wort: „Mögen die Minister Seiner Majestät nie jenen Geundsatz vergessen, den leitenden Grundsatz unserer ganzen Politik: das einzige, was England zu fürchten hat, ist eine maritim, kommerziell und kolonial sich entwickelnde Geoßmacht." Und wiedeenm ein Jahrhundert spätee, 1862, sagte Ueqnhart im Unterhause: „Seien Sie auf Ihrer Hut: es ist dasselbe Meee, das Sie beschirmt und bedroht, das Sie teägt und belagert. An dem Tage, da England nicht mehr die Königin des Meeres ist, wird es sein Opfer sein."

Dieser Weg war also nicht gangbar, immerhin hätten wir mit weniger Spektakel einige zeitgemäße Schlachtschiffe mehr haben können.

So beschritt Tirpitz einen anderen Weg. Er suchte die an sich schwächere Flotte durch höchste Ausnutzung der Technik, durch überlegene Taktik und Ausbildung der stärkeren englischen Flotte gewachsen zu machen. Tatsächlich waren wir in diesen Punkten weit überlegen — und vielleicht hätte darin noch mehr geschehen können.

Jedenfalls hielt Tirpitz — und mit ihm der größte Teil der jüngeren Offiziere der Seekriegsleitung und des Reichsmarineamts — unsere Flotte bei Beginn des Krieges der englischen für überlegen. Es ist völlig müßig, zu fragen, ob dies stimmte oder nicht, das konnte, genau wie beim Landheer, nur der Kampf zeigen. Glaubt man sich aber gewachsen und lohnt der Einsatz, so muß man ihn wagen.

Folgerichtig hat ihn Tirpitz gleich zu Beginn des Krieges verlangt. Auch meine persönliche Ansicht ging August 1914 und geht noch heute dahin, daß wir es sofort nach ausgesprochener Kriegserklärung (4. August 1914), mindestens aber im Laufe des August, hätten tun sollen.

Die Stimmung in der Flotte war glänzend, sie wünschte den Kampf, und die englische Flotte hätte ihn damals angesichts der innerpolitischen Lage in England und der militärischen zu Lande wohl sicher angenommen. Obenein hatten wir gute Aussicht, daß wir dem Gegner in der Schlagbereitschaft erheblich voraus waren.

Siegten wir, so gab das mit unsern Landsiegen zusammen ein so gewaltiges Plus, daß dessen Auswirkung kaum zu übersehen ist. Und siegten wir nicht, so hätte die verlorene Seeschlacht die allgemeine Siegesstimmung bei uns kaum entscheidend beeinflußt; und die englische Flotte hätte immerhin eine starke Einbuße erlitten. Aber, wer Krieg führt, will siegen, und dazu muß man wagen!

Nachdem dies verpaßt war und zu Lande der Stellungskrieg begonnen hatte (September 1914), lagen die Dinge weniger günstig für uns. Ein Seesieg konnte den weiteren Verlauf des Krieges damals an sich nicht entscheidend beeinflussen, es sei denn, daß es dadurch erreicht wäre, die englische Blockade zu sprengen. Das letztere darf man billigerweise bezweifeln.

England hätte zweifellos an Prestige verloren, aber damit hätte es sich abgefunden, es hatte zudem — im Gegensatz zu uns — eine größere Anzahl Linienschiffe im Bau, die in absehbarer Zeit fertig wurden.

Man muß die Frage aber auch von der englischen Seite betrachten. Hatten die Engländer ein Interesse an einer Entscheidungsschlacht?

Zweifellos hätten sie unsere Flotte gern vernichtet, sie war ihnen militärisch und politisch unbequem. Denn die ganze Welt wartete doch darauf, von dem großen Seesieg der Königin der Meere zu hören. Aber die Engländer waren kühle Rechner und verzichteten auf das gefährliche Experiment. Sie wußten, daß eine von ihnen in der Nordsee erzwungene oder angenommene Entscheidungsschlacht für sie verlorengehen konnte und daß eine Niederlage ihrer Seeherrschaft und ihrem Prestige einen zwar nicht entscheidenden, aber unnötigen Stoß gegeben hätte. Und ein Sieg war auch für sie nicht kriegsentscheidend, hätte sie nur viele Schiffe gekostet.

Wir hätten also unserseits die Entscheidungsschlacht in englischen Gewässern erzwingen müssen. Wie weit das möglich war, steht dahin, die Ansichten gehen da auseinander, und der allein entscheidende Beweis — die Tat — fehlt. Sicher ist aber, daß eine Entscheidungsschlacht an der englischen Küste für uns gefährlicher und schwieriger war, als in der Nordsee.

Fassen wir alles zusammen, so kann man vom September 1914 ab die Unterlassung des Einsatzes der Hochseeflotte vielleicht verstehen und mit Gründen belegen. Ich persönlich war und bin heute noch der Ansicht, daß er zu geschehen hatte. Man kann eine Flotte nicht wie eine Dauerware behandeln. Wer rastet, rostet. Da liegt der Urgrund, weshalb die Flotte zuerst der Revolution erlag, wenn man dies auch natürlich durch andere Maßnahmen hätte verhindern können.

Tatsächlich haben wir unserer starken Hochseeflotte bescheidenere, aber immerhin wichtige Aufgaben gestellt. Sie mußte uns die Ostsee frei halten (auch gegen den russischen Gegner) für den sehr wichtig gewordenen Verkehr mit den skandinavischen Ländern und mußte unsere Nordseeküste unmittelbar schützen. Für alle diese Aufgaben in Ost- und Nordsee kam uns der Kaiser-Wilhelm-Kanal außerordentlich zustatten, und er bleibt ein großes Verdienst des Kaisers. Der Kanal gestattete das Rochieren mit der Flotte, um sie als Einheit sei es in der Ostsee, sei es in der Nordsee einzusetzen.

Es blieben für den Kampf gegen England noch zwei andere Mittel, nämlich die Bedrohung seiner Handelsschiffahrt durch Kreuzer und

U-Boot. Dieser Kampf war sogar für England gefährlicher, wie der gegen seine militärische Stärke zur See, die Hochseeflotte.

Hinsichtlich der Kreuzer gilt das oben Gesagte in gleicher Weise; die dazu nötige Kreuzerflotte wäre nie vom Reichstag bewilligt worden und wäre auch ein unbedingter casus belli gewesen.

Tatsächlich haben wir zu wenig Kreuzer gehabt und die vorhandenen entsprachen mehr den Forderungen des Seekrieges, als des reinen Kaperkrieges. Ein Vorwurf läßt sich aber daraus gegen die Marineleitung in der Vorkriegszeit nicht konstruieren, höchstens gegen die politische Leitung. Während des Krieges den erkannten Mangel auszugleichen, war natürlich unmöglich.

Es kam hinzu, daß England überall auf der See Stützpunkte hatte und wir nicht. So war England gewaltig im Vorteil. Es ist wohl möglich, daß, selbst wenn wir die englische Flotte geschlagen und erheblich mehr Kreuzer besessen hätten, England seinen Handelsverkehr im wesentlichen hätte aufrecht erhalten können, dank seiner auf Stützpunkte basierten Kreuzer und leichten Seestreitkräfte.

Es hätte also der dritte und letzte Weg beschritten werden müssen, der U-Bootbau. Zweifellos marschierten wir technisch damit an der Spitze. Aber man hätte eben zielbewußt das Boot für den Kreuzer- und Unterwasserkrieg ausbilden oder seinen Bau mindestens vorbereiten müssen. Denn natürlich konnte man, solange man noch im Versuchsstadium war, große Serien nicht bauen lassen. Wären wir 1914 mit 180 U-Booten in den Krieg getreten, so hätten wir damit 1915 die Entscheidung nicht weit gehabt.

Doch dies alles war nicht geschehen und so mußten wir mit dem rechnen, was im August 1914 da war.

Schnell zeigte es sich, was das U-Boot konnte und was es nicht konnte. Trotz Weddigens kühner Tat war das U-Boot nicht das überlegene Kampfmittel gegen feindliche Kriegsschiffe. Aber gegen Handelsschiffe war es geeignet. Es konnte die entscheidende Waffe gegen England werden, um ihm das anzutun, was es uns angetan hat, „die Aushungerung". Zwar war größerer Aktionsradius, größere Geschwindigkeit über und unter Wasser sowie stärkere Torpedo- und Geschützausrüstung nötig. Das war zu leisten. Und nun hätte die Tätigkeit der Marine von 1914 ab hauptsächlich in folgenden Punkten liegen sollen:

a) Beschleunigung der Konstruktion der nach den Aufgaben nötigen U-Boottypen. Zugleich Beschleunigung der Versuche (z. B. Verbesserung der Torpedos usw.).
b) Einrichtung neuer Werften für den U-Bootbau.
c) Bestellung von U-Booten, und zwar möglichst bald im Serienbau.
d) Einstellung aller Linienschiffs- usw. Bauten zugunsten der U-Boote.

Das ist jedenfalls nicht früh und nicht durchgreifend genug geschehen. Gleichzeitig hätte man allerdings dann den rücksichtslosen U-Bootkrieg erklären sollen, sobald wir annähernd genug Boote gehabt hätten, d. h. etwa Mitte 1915. Bis dahin ließ man den Feind am besten in Ruhe!

Freilich war der U-Boot-Unterwasserkrieg gegen Handelsschiffe eine neue, im Seekriegsrecht noch nicht vorgesehene Form. Nach den bisher geltenden Gesetzen mußte das U-Boot, wie im Kreuzerkrieg vorgesehen, das feindliche Handelsschiff zum Halten auffordern und durfte es durchsuchen. Zum Waffengebrauch war es nur befugt, wenn der Gegner nicht stoppte, selbst angriff oder Widerstand leistete. Darauf — d. h. auf den U-Bootkreuzerkrieg konnte sich das U-Boot nicht einlassen, da es dieser Kriegsform überhaupt nicht gewachsen war. (Der spätere U-Kreuzer von 3000 Tonnen Deplacement hätte es schon besser gekonnt.)

Es kam hinzu, daß der Engländer seinerseits mit allen unerlaubten Mitteln arbeitete. Er fuhr unter fremder neutraler Flagge, er gab Anweisung an die Handelsschiffe, die U-Boote anzugreifen und er stattete seine Handelsschiffe mit Geschützen usw. aus. Das waren Verstöße gegen das Seekriegsrecht, aber sie waren nötig, um dem U-Boot den Kreuzerkrieg völlig unmöglich zu machen. Und deshalb scherte sich England an keinen Einspruch wegen der Ungesetzlichkeit seiner Mittel. Was konnten wir nun tun? Es gab nur eins, den von allen Hemmungen befreiten U-Bootkrieg im Sperrgebiet. Wir hätten aber klipp und klar, nach englischem Muster, aussprechen sollen: „So, jetzt beginnen wir mit dem Unterwasserkrieg aus den und den Gründen, vor allem, weil wir keine Lust haben, uns aushungern zu lassen. Wir verstehen, daß England an der Blockade festhält, trotz aller Proteste. Gut, aber wo wir die Macht haben, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, tun wir es selbstverständlich."

Gewiß hätten wir genau, wie die Engländer, von Amerika gepfefferte Protestnoten erhalten, aber man hätte unsere Notlage verstanden und gewürdigt. Wahrscheinlich wenigstens, und sicher mehr, wie im Frühjahr 1917, wo alles schon gegen uns aufgehetzt war. Aber

selbst wenn nicht, so hätten wir den amerikanischen Munitionszufluß des Jahres 1915 und 1916 erheblich eingeschränkt. Ob England 1915 überstanden hätte, darf billigerweise als fraglich gelten.

Man kann einwenden, daß dann Amerika viel früher in den Krieg eingetreten wäre und daß wir dann noch vor Rußlands Ausscheiden auch diesen Gegner hinzubekommen hätten. Das trifft nicht zu! Das amerikanische Volk war zu Beginn des Krieges alles andere wie kriegslustig. Es hat langer, schwerer Beeinflussung durch die Presse bedurft, bis es soweit war. Und diese Erregung der Gemüter ist, abgesehen von dem Lügengespinst über Kriegsgreuel, Boches, Hunnen usw., gerade durch unsere schwankende Haltung in der U-Bootfrage veranlaßt. Dieses Schwanken wurde geschickt als Verlogenheit und Täuschung ausgenutzt.

Wie wurde verfahren? Statt einer Erklärung in dem Sinn, wie oben angedeutet, suchten wir die Welt zu belehren über die Rechtswidrigkeit der englischen Blockade (was jedes Kind wußte), über unser Recht, das U-Boot zu gebrauchen (wofür es aber kein internationales Recht gab), und wir baten dann um freundliche Sanktionierung dieses U-Bootkrieges und warnten alle Neutralen vor Seefahrten, die sie in Gefahr brächten. Dies ganze Verfahren mußte Kritik, Widerspruch und Verstimmung erzeugen.

Es erzeugte aber auch Unsicherheit bei den U-Bootkommandanten, was zu Mißgriffen führte. Der „Lusitania"-Fall war auf alle Fälle bedauerlich und nicht zu billigen. Man fühlte das auch in Deutschland, trotzdem gab man eine gewundene Entschuldigung und Rechtfertigung heraus, gelobte sozusagen Besserung und wenige Tage darauf war der „Arabic"-Fall da. Man höre Augen- und Ohrenzeugen darüber, wie unser falsches Vorgehen, von den Gegnern geschickt ausgenutzt, in Amerika uns die Sympathien verscherzt hat. Es hat uns auch nichts geholfen, daß wir schließlich den rücksichtslosen U-Bootkrieg auf den Druck der Protestnoten eingestellt haben. Die Saat des Hasses und der Lüge war inzwischen aufgegangen, wobei unser falsches Vorgehen gewirkt hat wie ein warmer Gewitterregen im Frühjahr; und 1917 war das amerikanische Volk dann auf den Krieg gegen uns eingestellt, auch ohne U-Bootkrieg. Doch davon später.

Zweifellos ist also vieles versehen worden. Die Schuld liegt aber in erster Linie bei der politischen Leitung; wenn auch die Marine nicht ganz unschuldig ist. Da bei der Marine das Reichsmarineamt absolut

entscheidend, in diesem aber wieder der Großadmiral von Tirpitz der bestimmende Mann war, so ist die Frage einfach: Welche Haltung hat Admiral von Tirpitz eingenommen?

Charakteristik des Großadmirals von Tirpitz.

Großadmiral von Tirpitz war ein eminent fähiger Mann. Allgemeines und fachtechnisches Wissen, große Geschicklichkeit in der Meisterung der jeweiligen Lage (nur er wurde einigermaßen mit unserm Grundübel, dem Reichstag, fertig) und politische Veranlagung waren in ihm vereint. Er hat den großen Krieg kommen sehen und hat sich und die Marine auf ihn einstellen wollen. Man könnte ihm vorwerfen, daß er erstens die Vorbereitungen der Marine, ihre Verstärkung usw. nicht rechtzeitig durchgesetzt hat, und zweitens, daß er das U-Boot unter-, die Schlachtflotte überschätzt hat.

Den ersten Vorwurf muß man überhaupt fallen lassen, denn der Großadmiral hat unter Berücksichtigung aller Widerstände, die er überall fand, wie oben (S. 94) gezeigt, Erstaunliches geleistet. Daß er bei der letzten Heeresvorlage Marineforderungen abgesetzt hat, um dem Heere zu helfen, beweist nichts gegen ihn, sondern zeigt im Gegenteil sein klares politisch-militärisches Denken. Wurde das Heer geschlagen, half die beste Flotte nichts.

Der zweite Vorwurf, nämlich Verkennung des U-Bootes, ist schon eher berechtigt, denn schon im Frieden haben viele auf das U-Boot hingewiesen. Aber das U-Boot war noch im Versuchsstadium, Serienbau also, wie die Sache inner- und außerpolitisch stand, nicht möglich.

Dazu kam die Frage, wird England die Blockade ansagen? Geschah das nicht, hielt England sich überhaupt an das Seekriegsrecht, so war der rücksichtslose U-Boot-(Unterwasser-)Krieg gegen Handelsschiffe kaum zu rechtfertigen. Und dazu kam, daß nur wenige mit einem mehrjährigen Aushungerungskrieg gerechnet haben und die wurden auch nicht ernst genommen [1]). Das waren also recht viele Faktoren, die gegen

1) Zu diesen wenigen gehörte der große Feldmarschall von Moltke. Im übrigen hat auch der Generalstab in Ansehung der Möglichkeit eines langen Krieges auf eine wirtschaftliche Vorbereitung des Krieges — insbesondere Schaffung einer Getreidereserve — hingewirkt. Die betr. Verhandlungen — ich glaube in den Jahren 1909/10 waren vergeblich — die Kostenfrage ließ alles scheitern.

Bereitstellung einer großen U-Bootflotte im Frieden sprachen, und gegen die Tirpitz im Reichstag kaum durchgedrungen wäre.

So bleibt von den oft gehörten Vorwürfen gegen Tirpitz aus der Zeit des Friedens herzlich wenig, die Schuld liegt bei andern. Im Kriege hätte er allerdings, meiner Meinung nach, spätestens vom Herbst 1914 ab alles auf den rücksichtslosen U-Bootkrieg einstellen müssen. Er wäre an Bethmann und Genossen sicher gescheitert, aber er wäre vollkommen gerechtfertigt. Wer will, mag ihm hieraus einen Vorwurf machen. Tirpitz war trotzdem vielleicht der einzige „große Mann", der sich lange beim Kaiser gehalten hat. Daß er dabei hat lavieren müssen, wird niemand bezweifeln und ist natürlich.

Das Jahr 1916. Verdun.

Es kam das Jahr 1916. Der serbische Feldzug war beendet, Rußland im Augenblick schwach, und so schien der Moment gekommen, gegen die Entente im Westen [1]) einen starken Schlag zu führen. Kräfte, namentlich Artillerie, waren da. Merkwürdigerweise verfiel Falkenhayn zunächst auf Belfort. Daß der Angriff über die vielen Defileen hinweg und eingeengt durch die Vogesen einerseits, die Schweiz anderseits nicht einmal Chancen bot, an Belfort heranzukommen, daß ferner, auch wenn dies glückte, die Wegnahme sehr schwer und endlich für eine großzügige Fortsetzung der Offensive in das Innere Frankreichs nichts gewonnen war, trat anscheinend zurück gegen den Gedanken, den Feind gänzlich von deutschem Gebiet zu vertreiben. Es gelang schließlich, diesen Plan zu Fall zu bringen.

Verdun wurde gewählt. Es war kein wirklich großes strategisches Ziel, wie es etwa ein Durchbruch in Richtung Reims-Paris oder gleich an den Kanal heran gehabt hätte. Zu einem solchen waren wir auch indes noch nicht stark genug, er kam also nicht in Frage. Aber man hoffte mit Recht durch Zertrümmerung der stärksten Stelle der französischen Front und Wegnahme der größten Festung einen durchschlagenden moralischen Erfolg zu haben. Ob diese Rechnung richtig war,

1) M. E. hätte man allerdings sich damals am besten gegen Rumänien gewendet. Rumäniens Haltung war kaum noch neutral; wo es konnte, machte es Schwierigkeiten. Ob wir nach Rumäniens Niederwerfung, die sehr leicht war, dann noch Verdun angriffen, oder zu einem Durchbruch schritten, war von der Lage abhängig.

ist schwer zu sagen. Für Skeptiker wird hier immer Raum bleiben, denn der Franzose ist in seinem Nationalstolz moralisch nicht leicht zu erschüttern. Immerhin wäre Verdun eine schwere Belastung gewesen. Außerdem bot Verduns Fall den Vorteil einer erheblichen Frontverkürzung und -verbesserung. Fiel also Verdun schnell, mit geringen Verlusten für uns und schweren für die Franzosen, so war viel gewonnen für die Fortsetzung des Krieges. Der Gedanke, Verdun zu nehmen, war also unter den angegebenen Voraussetzungen richtig, nur die Art der Ausführung war von vornherein falsch.

Der Angriffsentwurf kam; er sah den Angriff im wesentlichen nur auf der schmalen Ostfront vor. Der Grundgedanke dabei war etwas eigenartig, wie ich mündlich erfuhr: „Verdun sei wie ein starker Panzer anzusehen, in den man sozusagen eine Bresche schlagen müsse. Ein Vergleich mit Maubeuge und Antwerpen ließe sich nicht ziehen."

Am 31. Januar 1916 traf ich in Stenay bei der Kronprinzenarmee ein und machte sofort meine Bedenken gegen die zu schmale Angriffsfront geltend, mit dem Ergebnis, daß der Chef, General von Knobelsdorf, zum Schluß mir verbot, an die O.H.L. ohne sein Wissen zu melden. Das war ein unzulässiger Befehl, aber ich wußte, Falkenhayn hätte nachgegeben (er war stets nachgiebig gegen Knobelsdorf; weshalb, weiß ich bis heute nicht). Ich meldete gleichwohl zweimal dringend an Oberst Tappen, die Meldungen sind auch angekommen. Ihr Wortlaut ist in meinem Besitz. Meine Vorstellungen, den Angriff sofort auf dem Westufer kräftig mit anzusetzen, waren vergeblich. In den ersten Februartagen kam Falkenhayn, ich trug ihm mündlich erneut meine Bedenken wegen der zu schmalen Angriffsfront vor. Es war vergeblich. Richtig fühlte der Kronprinz, aber er wurde ausgeschaltet.

Die Angriffsanordnungen waren zunächst sehr unklar, allmählich wurde das gebessert. Um so besser waren die Vorbereitungen im Gelände getroffen. Der Major Hasse, Chef des Generalkommandos des VI. Korps, hat sich hier in unermüdlicher Arbeit große Verdienste erworben. Gedankt hat es ihm niemand!

Die Franzosen hatten nichts gemerkt. Ich war selbst oft vorn und habe z. B. vom Bois de Consenvoye aus auf wenige hundert Meter mir ihre Stellungen betrachtet.

Ungünstiges Wetter schob den Angriff hinaus. Endlich ging er los — und mit vollstem Erfolg. In den ersten drei Tagen übertraf die feindliche

Gefangenenzahl unsere Verluste um das Dreifache. Aber dann kam der Stopp. Das Wetter wurde schlecht, Naßschnee mit Sturm, unsere Artillerie kam nicht nach und die Infanterie litt unsagbar in dem feindlichen Feuer und durch das Wetter. Hätte man sie wenigstens rechtzeitig abgelöst, frische Truppen hätten es vielleicht doch noch geschafft. Hauptsächlich aber rächte es sich jetzt, daß man die Westfront nicht mit angegriffen hatte, denn von hier flankierte der Gegner, der von der Côte de Marre so ziemlich in alle Täler hineinsah, den Angriff. Zwar glückte es noch, Ft. de Douaumont zu nehmen, aber dann setzte ein fürchterliches blutiges Abringen ein, das uns — allerdings dem Gegner auch — ohne Zweck und ohne Gewinn unendliche Opfer kostete. Der später noch, obenein zu schwach, angesetzte Westangriff blieb dem nunmehr vorbereiteten Gegner gegenüber auch liegen.

Der Verlauf der Kämpfe läßt keinen Zweifel, daß wenn der Angriff von vornherein gleichzeitig auf Ost- und Westfront erfolgt wäre, Verdun Ende Februar in unserer Hand gewesen wäre. Das glatte Vordringen zu Anfang auf der Ostfront hatte es bewiesen, daß der Gegner unvorbereitet war. Standen wir aber auf der Linie Ft. de Douaumont-Côte de Marre, so war Verdun unser. Uebrigens hätten die Franzosen ja ohnedies Ende Februar um ein Haar kapituliert!

Das Ganze war eine Tragödie erster Güte. Ich stand, zur Untätigkeit und Machtlosigkeit verdammt, dabei und litt seelisch Folterqualen. Ich bat schließlich in das G.H.Qu. (damals Charleville) zurückkehren zu dürfen. Inzwischen mehrten sich die Anzeichen der feindlichen Somme-offensive. Vergeblich wurde Tappen darauf hingewiesen, vergeblich Befehle vorgelegt, die ein Herauslösen von Artillerie bei Verdun anordneten, um für die drohende Gefahr etwas in der Hand zu haben. Alles wurde abgelehnt. Mein getreuer Mitarbeiter, Major Frahnert, klappte vor Aufregung und Empörung an Herzneurose zusammen und ich überlegte schon damals ernstlich, wie man die ganze unhaltbare Situation zur Klärung bringen könne. Wer weiß, was geschehen wäre! Da, eines Tages, lag ich mit Mittelohrentzündung. Die Krankheit verlief bösartig, ich mußte in die Heimat und war völlig apathisch. Langsam nur erholte ich mich. In den ersten Augusttagen kehrte ich ins G.H.Qu. nach Pleß zurück.

Kämpfe an der Somme.

Die Situation an der Front war äußerst gespannt. Die Kämpfe an der Somme waren inzwischen entbrannt. Wir hatten, nicht darauf vorbereitet, schwere Verluste erlitten, die noch durch unzweckmäßige Gegenangriffe erhöht waren. Zudem entsprach unsere Abwehrtaktik noch immer nicht genügend dem veränderten Kampfverfahren der Feinde. Zwar waren die Franzosen nicht durchgebrochen, aber wir waren moralisch geschlagen. Und die hohen Verluste von Verdun und der Somme zusammen hatten die Kampfkraft und auch den Geist der Truppen auf das übelste erschüttert.

Jetzt war im Osten auch die große Brussilowoffensive erfolgt. Trotz der schwierigen Lage im Westen gab Falkenhayn wohl oder übel Kräfte nach dem Osten ab, aber zögernd und tropfenweise. So sah es bald auch im Osten, zumal das k. und k. Heer sich immer schlechter schlug, sehr bedenklich aus. Zudem stand Rumäniens Kriegserklärung offensichtlich vor der Tür. Aber daran w o l l t e offenbar weder Falkenhayn noch der Kaiser glauben. Bethmann sah richtiger, er verlangte militärische Maßnahmen, drang aber nicht durch.

Falkenhayns Rücktritt. Ersatz durch Hindenburg-Ludendorff.

Das Bild wurde trüber und trüber. Falkenhayn war nervös, seine Führung wurde mehr und mehr ein notdürftiges Flicken zur Abstellung dringendster Nöte. Tappen war ruhig wie immer, ironisch, und tat, als ob ihn alles nichts anginge. Wir sahen das mit Grauen. Eines Tages kam einer der jüngeren Offiziere im Auftrage der andern zu mir und erklärte, ich (als Aeltester nach Tappen) müsse eingreifen. Nach einigem Zögern entschloß ich mich, zum damaligen Kriegsminister Wild von Hohenborn zu gehen. Es erfolgte nichts! Nun ging ich zum General von Plessen. Dieser war zunächst über die Eigenart unseres Schrittes entrüstet und ich brauchte einige Zeit, um ihm zu beweisen, daß nur höchste Not uns zu diesem unmilitärischen Verfahren gebracht hätte. Im übrigen glaubte er mir, holte sich dann aber doch noch den Oberst Graf v. d. Schulenburg, der vor Verdun Chef war. Was weiter geschah, weiß ich nicht. Jedenfalls drang Plessen, infolge des Widerstandes des Generals von Lyncker, nicht durch. Das war Anfang August

in Charleville. Einige Tage später fuhren wir wieder nach Pleß. Die Lage wurde immer schwieriger. Wir waren verzweifelt. Als ich mit Freiherrn v. d. Bussche am Abend des 27. August 1916 im Park von Pleß einen kurzen Spaziergang machte, trafen wir den Kaiser. Er war rnhig und heiter nnd erzählte sofort, „Rumänien würde uns sicher nicht den Krieg erklären, er habe gute Nachrichten; zudem sei es in der Maisernte". Als wir in nnsern Arbeitsraum zurückkamen, ging die Nachricht von der e r f o l g t e n Kriegserklärnng Rumäniens ein. Am nächsten Morgen ging ich erneut zu General von Plessen, stellte ihm vor, daß nur Ludendorff die Sache retten könne und bat ihn inständigst um seine Hilfe. Bald erhielt ich die Nachricht, daß der Kaiser eingewilligt habe, Hindenburg nnd Ludendorff wurden gerufen.

Am 29. Augnst früh — ich hatte, wie leider oft, kaum geschlafen — erhob ich mich. Trübes Wetter, noch trübere Stimmung. Plötzlich hellte es sich auf und die Sonne brach lachend durch. In hellstem Sonnenschein fuhren Hindenbnrg und Ludendorff in Pleß ein. Eine kurze ernste Besprechnng mit dem Kaiser, dann kam Ludendorff zu uns und drückte uns stumm die Hand. Ob er geahnt hat, was vorangegangen war?

Rückblick über Falkenhayns Tätigkeit 1914—16.

Es sei hier ein kurzer Rückblick auf die Aera Falkenhayns gestattet.

Er übernahm die Heeresleitung in denkbar schwieriger Lage, über die zudem kein klares Bild zu gewinnen war. Man kann ihm also die Schuld des Marne-Rückzuges nicht überwiegend zuschieben. Immerhin muß ausgesprochen werden, daß wenn Ludendorff an Stelle von Falkenhayn in die O.H.L. eingetreten wäre, der Rückzug sicher schnell abgestoppt und der Stellnngskrieg vielleicht vermieden worden wäre. Ueber die Frage, wie weit eine Fortsetzung der Offensive ohne den Marneschlag erfolgreich gewesen wäre, läßt sich natürlich streiten (vgl. Seite 54 u. f.). Wir hätten immerhin unvergleichlich viel bessere Chancen dafür gehabt. Auch war, wenn wir südlich Paris standen, die Abschneidung der Creuzotwerke nicht unmöglich.

Die Kriegführnng im Westen vom Herbst 1914 an litt empfindlich durch den Mangel sowohl an Munition wie an Gerät nnd an Ersatz. In allen Punkten griff Falkenhayn, der dafür nichts konnte, ein, aber angesichts der Hindernisse nicht mit der nötigen eisernen Festigkeit nnd

Konsequenz, so daß dies alles auf halbem Wege liegen blieb. Das schlimmste war dabei, daß er seinen Untergebenen nicht unbedingte Unterstützung lieh. Der Grund hierzu lag vielleicht bei Falkenhayn darin, daß er aus mangelnder Uebersicht mißtrauisch die einzelnen gegeneinander auszuspielen versuchte, in dem Glauben, sie dann zu beherrschen. In seinem Stabe hörte er, wie erwähnt, eigentlich nur auf Tappen und Sieger, denen er zuviel überließ. Ich bin überzeugt, daß Tappen ihn über die abweichenden Ansichten der Abteilung überhaupt nie unterrichtet hat, er hörte ja selbst nicht darauf. Namentlich Oberstleutnant Frahnert kann davon ein Lied singen.

Daß er es unterließ, den Gaskampf voll auszunutzen, ist bereits erwähnt. Gorlice war ein großer Entschluß; ob er ihn völlig selbständig gefaßt hat oder ob das monatelange Drängen verschiedener Herren des Stabes — vor allem des Majors v. d. Bussche — ihn mit dazu geführt hat, weiß ich nicht. Jedenfalls hat Major v. d. Bussche diesen Gedanken sehr früh, und auch vor Conrad von Hötzendorff, vertreten.

Falsch war es jedenfalls, daß diese Offensive nicht großzügig sich mit einer Umklammerung von Oberost her verband, wobei eine Vernichtung des russischen Heeres möglich gewesen wäre. Die Offensive bei Gorlice hätte dann aber rechtzeitig abgebrochen werden müssen, was nicht geschah, obwohl das Wetter (es setzte starker Regen ein) diesen Entschluß erleichterte. So kamen wir in den serbischen Feldzug zu spät. Er verlief trotzdem, als Einzeloperation betrachtet, glänzend. Daß man dann nicht Rumänien vor ein Ultimatum stellte, war ein politischer Fehler, der sich bitter gerächt hat [1]).

Der Entschluß, im Frühjahr 1916 auf der Westfront eine Entscheidung einzuleiten, war gut, denn unsere Ueberlegenheit an Artillerie und Truppen war nicht unbeträchtlich. (Besser wäre es freilich gewesen, wir hätten Verdun 1914 gewonnen und, was leicht möglich war, die Argonnen behauptet.) Der Angriff auf Verdun hatte auch 1916 an sich beste Aussichten, wenn er richtig, d. h. genügend breit, auf beiden Ufern der Maas erfolgt wäre. So kam der zu schmal angesetzte Angriff zum Stehen und wurde, planlos fortgesetzt, ungeheuer verlustreich. Er hätte spätestens Mitte März aufgegeben werden müssen.

1) Aber er trifft nicht Falkenhayn. Uebrigens hätten Demokraten und Sozialdemokraten sich zweifellos gegen ein solches Ultimatum gestemmt. Für sie wäre es eine neue Vergewaltigung à la Belgien gewesen.

Die Schuld trifft hier neben Falkenhayn besonders Tappen, der auf keine Vorstellungen hörte, und den schon genannten Stabschef der Kronprinzenarmee, General Schmidt von Knobelsdorff. Die Fortsetzung des Angriffs, bis in den Sommer hinein, zog das Auge Falkenhayns von der Somme ab, wo uns der feindliche Angriff unvorbereitet fand und schweren Schaden brachte. So standen wir sehr ungünstig, als die Brussilowoffensive einsetzte und Oesterreich aufs schwerste bedrohte. Unsere Hilfe kam zögernd und sehr spät, wodurch die rumänische Kriegserklärung ausgelöst wurde. Hier hat sich Falkenhayn vollständig getäuscht, da er bis zuletzt an einen rumänischen Krieg nicht glauben wollte und somit auch keine ausreichende Gegenmaßnahmen traf.

Die Mitwirkung Falkenhayns endlich in der Politik war nicht fest und zielbewußt genug. Man kann sagen, daß sie ihn nichts anging, sondern den Reichskanzler. Das stimmt aber nicht. Der Feldherr — und das war er — muß die Strategie auf die Politik einstellen. Eines ohne das andere ist gar nicht denkbar und die großen Feldherren waren daher auch alle ausnahmslos klarsehende Politiker (vgl. Seite 145 ff.). Nur Reichstagseitelkeit konnte dem Feldherrn die Politik versagen und sogar behaupten, „Feldherren hätten nie etwas von Politik verstanden". Diese Leute haben offenbar selbst ihre geringen Schulkenntnisse vergessen.

Der U-Bootkrieg, im Jahre 1914 mit vollstem Nachdruck begonnen und genährt, hätte uns ein Mittel für die Entscheidung gegeben. So ist es ihm später nicht gelungen. Allerdings wird man zugeben müssen, daß Kanzler und Reichsmarineamt die Hauptschuld an der Unterlassung getragen haben, nicht Falkenhayn.

Es sind „Fehler" während seiner Amtszeit und auch von ihm persönlich zu vertretende gemacht worden. Allein: wer macht keine? Trotz allem muß anerkannt werden, daß Falkenhayn ein großzügiger Mann war. Wenn wir im Reichstag und in der Regierung auch nur ein paar Männer gleichen Schlages gehabt hätten, wäre der Krieg nie verloren.

II. Teil.

Der Krieg vom Eintritt Hindenburgs und Ludendorffs in die O.H.L. bis zu den Frühjahrsoffensiven 1918.

Charakteristik Hindenburgs.

Hindenburg war der Typ des schlichten altpreußischen Generals. Eine große stolze Erscheinung, für sein Alter überraschend frisch und rüstig, machte er schon rein äußerlich einen imponierenden Eindruck.

Er sah alles nur mit dem Auge des Soldaten. Politik und alles Nichtmilitärische lag ihm fern, und er hielt es daher möglichst von sich ab, oder besser gesagt er glaubte, sich davon fernhalten zu müssen. Er hatte sich den unlösbaren Zusammenhang von Politik und Kriegführung (vgl. Seite 145) noch nicht zu eigen gemacht und legte sich die im Offizierkorps herrschende Glaubensformel, „der Offizier soll keine Politik treiben", dahin aus, daß er sich nicht um sie kümmern dürfe.

Wo er sich schließlich — leider zu selten und oft nach langem Drängen — zu Einsprüchen bei der politischen Reichsleitung usw. entschloß, geschah es nur in Dingen, deren unmittelbare Rückwirkung auf die Front er täglich sehen und sozusagen abfühlen konnte. Dies war z. B. in Ernährungsfragen der Fall, später in Fragen des moralischen Gesundbleibens und der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Heimat, die als Mutterboden des Heeres dessen Schlagkraft entscheidend beeinflußten.

Aus diesem rein militärischen Denken und Empfinden folgte die Natur seines Verhältnisses zum Kaiser, das den Rahmen des persönlich durch Eid dem Obersten Kriegsherrn verpflichteten Offiziers nie verließ. Und dieser Eid wiederum war ein in ihm stets lebendiges Element, der seine Wurzeln in der einfach schlichten, aber tiefen Gottesfurcht des Feldmarschalls fand, die seiner Seele gleichzeitig eine unerschütterliche Ruhe

und eine abgeklärte Heiterkeit verliehen. Nie hat sein Gottvertrauen eine Anfechtung erfahren, nie der Glaube an die Gerechtigkeit der deutschen Sache, nie die etwas patriarchalische fürsorgliche Liebe zum deutschen Volk, das er anders als heldenhaft und groß sich nicht denken konnte. Und daß es erreichen würde, was es verdiente, stand ihm als empfundene Ueberzeugung fest. Ob er heute darüber noch ebenso denkt, weiß ich nicht. Sicher ist, daß wir damals alle, besonders in schwerer Lage, diese ruhige Selbstsicherheit seines Wesens geschätzt und uns, nach manchen Nackenschlägen, an ihr wieder hochgerichtet haben. Er war in Wirklichkeit, bis gegen das Ende hin, der von Ehrfurcht umgebene Vater der O.H.L. und besonders für die Operationsabteilung.

So war denn auch der Eindruck, den er auf die zahlreichen Besucher machte, ungewöhnlich groß.

Seine Gottesfurcht, seine Treue und seine Schlichtheit schützten ihn vor jeder Ueberhebung. Er nahm die großen begeisterten Ovationen mit prächtigem Humor geduldig hin. Eines Tages, auf einer Reise, hielt der Zug in Hannover. Eine große Menschenmenge wartete. Wir saßen beim Essen. Der Feldmarschall erhob sich und stieg aus. Er wurde, wie üblich, gefeiert und sprach seinerseits einzelne Leute an. Als wir weiterfuhren sagte er, heiter lächelnd: „Ja, ich komme mir vor wie der große Elefant im Zoologischen Garten am Sonntag."

In seinen Entschlüssen als Feldherr und Stratege stützte er sich ganz auf Ludendorff. Er besaß ausgesprochene Gabe, das Gute sofort herauszufühlen, zu erfassen, festzuhalten und zu vertreten. Ich habe ihn, solange Ludendorff da war, in militärischen Fragen nie schwanken sehen. In der letzten Zeit, wo es immer unermüdlichere Arbeit gab, fing sein Geist an zu ermüden. Es war ja auch für uns Jüngere übermenschlich.

Da er sich mit Politik nie befaßt hatte, so ist sie ihm ein Buch mit sieben Siegeln geblieben. Das war schlimm, denn es hielt sehr schwer, ihn zum energischen Handeln zu bewegen, obwohl dies sehr nötig war. Und er hinderte sogar manchmal Ludendorff dadurch, daß dieser als sein ihm immerhin Unterstellter sich nicht frei betätigen konnte. Wie wenig er die Sache politisch übersah, zeigte sich bei Ludendorffs Weggang. Er ging von Ludendorff zu Groener über — die doch zwei Antipoden an Weltanschauung und Charakter waren — und hat so dem Kaiser, der für ihn alles war und den er retten wollte, den schlechtesten

Dienst erwiesen. Was er selbst dabei seelisch gelitten haben mag, als sein Kaiser ging und wie er im Innersten durch den Zusammenbruch erschüttert wurde, weiß wohl keiner. Einblick in die letzten Tiefen seiner Seele, wo Leben, Denken, Wollen und Charakter sich unmittelbar umfangen, hat er niemand verstattet.

Charakteristik Ludendorffs.

Eine ganz andere Natur war Ludendorff. Auch er war allerdings mit Leib und Seele Soldat, wie Hindenburg, aber neben der Treue zu seinem Kaiser stand beherrschend eine große tiefe Liebe zum deutschen Volk. Diese Hingebung für das Volk war die einzige Richtlinie seines Handelns, und wo es um Zukunft, Wohl und Wehe dieses Volkes ging, trat das right or wrong in die zweite Linie. Auch er glaubte an des Volkes Größe, seinen edlen Sinn und sein nationales Ehrgefühl. Die Enttäuschungen, die er darin erlebte, schlugen ihn gegen Ende des Krieges mehr nieder als alles andere. Er wollte förmlich nicht daran glauben, und darin liegt die Erklärung, daß er nicht rechtzeitig alle Energie gegen die sich mehr und mehr zeigende Zersetzung aufbot.

In seinem Charakter war der Wille die ausschlaggebende Seite. Das Wort „Verantwortung" war ihm fremd, es konnte ihn nie von der Durchführung des als richtig Erkannten abbringen. Aber hinter dem Willen stand ein messerscharfer, klar abwägender und urteilender Verstand und eine ungewöhnliche Auffassungsgabe. Er war also auch nicht eigensinnig im Willen, sondern war jederzeit verständigen Einwendungen zugänglich. Zu allem diesem kam eine ungewöhnliche Arbeitskraft. Genie ist Arbeit, hat Schlieffen einmal gesagt. Jedenfalls ist sie nötig für jeden Mann, der etwas leisten will, sie ist eine conditio sine qua non, man braucht nur an Friedrich den Großen, Napoleon usw. zu denken. Und sie war bei ihm geradezu überwältigend. Von früh 8 bis in die Nacht um 1 oder 2 Uhr mit geringen Pausen tätig, immer frisch, immer zugänglich, so hat er ohne Urlaub die ganzen schweren Kriegsjahre durchgehalten.

Seine Hauptfähigkeiten lagen natürlich, seinem Werdegang entsprechend, auf militärischem Gebiet. So wandte er neben den strategischen allen taktischen Fragen sein besonderes Augenmerk zu,

erkannte aber auch, daß die Technik die Taktik schafft. Ohne technisch vorgebildet zu sein, ebnete er der Technik weitgehend das Feld und trieb sie an zu immer neuen Leistungen.

Seine strategischen Pläne mußten natürlich der politischen und wirtschaftlichen Lage Rechnung tragen. Nur Voreingenommenheit kann den Feldherrn vom Politiker trennen. Aber seine politischen und wirtschaftlichen Pläne und Ansichten fanden keine Unterstützung bei der Regierung, und so mußte er auch gegen diese oft schwer kämpfen.

Für wirtschaftliche Fragen fehlte ihm naturgemäß die Vorbildung in vielen Richtungen. Woher sollte er über die Kohlenfrage, die Eisen- und Stahlerzeugung, die Landwirtschaft usw. die nötige eingehende Kenntnis haben? Ueber Dinge zu reden und den Eingeweihten zu spielen, von denen er nichts versteht, ist ja doch das Vorrecht gewisser Politiker und Parlamentarier. Er ließ sich Vorträge halten, griff das Wichtige mit sicherm Griff auf und war nach kurzem soweit im Bilde, daß er dem Fachmann folgen und ihn auch nachprüfen konnte. Je wichtiger die wirtschaftlichen Fragen wurden, um so mehr widmete er sich ihnen.

Innere Politik und Presse lagen ihm weniger. Seiner graden Natur war das Parteigezänk widerlich und, wo es ihm um Ueberzeugung ging, unverständlich, ebenso die Sensationssucht und der häßliche Ton, der im breiten Teil der Presse herrschte. Er überließ nur zu willig dem allerdings hierfür verantwortlichen Reichskanzler das Feld, obschon für ihn alle politischen Fragen Kriegsfragen waren. Er hoffte zu lange auf dessen Unterstützung und Uebereinstimmung in dieser Auffassung, trotz aller Enttäuschungen (s. Seite 141).

Man hat ihm ungezügelten Ehrgeiz vorgeworfen. Nichts ist falscher, sonst hätte er nicht allen Ruhm auf Hindenburg geschoben, später alle Schmähungen auf sich genommen. Demgegenüber freute er sich über Auszeichnungen und Ehrungen — man mag das eine kleine Schwäche nennen. Er konnte den Adel haben, wenn er darum bat: er lehnte ab. Wohl aber besaß er ein volles Maß von Selbstbewußtsein und Mannesstolz, gepaart mit Gerechtigkeit und Geltenlassen jedes anderen Verdienstes. Wer ihm in seine hellen tiefen Augen schaute, wußte, da stand ein kerndeutscher Mann vor ihm. Und dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch seine imposante Erscheinung, seine feste schöne Haltung, die in jeder Bewegung Kraft und Würde zeigte.

Deutsch war auch sein Temperament. Freundlich und heiter gegen

jedermann, konnte ihn bei entsprechender Veranlassung auch der furor teutonicus packen. Dann wurde er schroff, die Faust sauste auf den Tisch, aber, so schnell wie sie gekommen, war die Erregung auch vorüber und vergessen. Nachtragen konnte er nicht.

Es war klar, daß Ludendorff bei diesen Eigenschaften viele Feinde hatte; alle kleinen, erbärmlichen Geister haßten ihn. Dafür hielten seine Getreuen um so fester zu ihm. Natürlich hatte er das Uebergewicht in der O.H.L.

Jede Meinungsdifferenz mit dem Kaiser bedeutete für ihn einen schweren Kampf, unter dem er litt, und um so mehr, als er erkannte, daß der Kaiser ihm eben doch in vielem wesensfremd war.

So war Ludendorff ein ganzer Deutscher, ein ganzer Mann und ein ganzer Soldat.

Ludendorffs erste Maßnahmen. Neueinteilung des Stabes.

Major Wetzel, Bokelberg, Frahnert und Muths.

Er nahm sofort eine Neueinteilung des Stabes der Operationsabteilung vor; Tappen verschwand, dafür zog Ludendorff einige Herren seines früheren Stabes nach. Ich behielt im wesentlichen mein Arbeitsgebiet, das, wie ich nun wußte, sich bald erheblich erweitern würde. Alle alten Wünsche und Hoffnungen, die ich zurückgestellt hatte, schienen ja nun erfüllbar.

Unter den von seinem früheren Stabe nachgezogenen Offizieren befand sich der Major von Bokelberg, dem fortan die Abteilung I c (Organisation, Ersatz usw.) zufiel. Er war fleißig und Ludendorff treu ergeben, aber auch sehr rechthaberisch. Schlimm war, daß er auf technischem Gebiete völlig unbeschlagen war. Gleichwohl wußte er es durchzusetzen, daß die Mitwirkung der O.H.L. in Fragen hinsichtlich Konstruktion und Beschaffung von Feldgeschützen, Infanteriegeschützen, Maschinengewehren, Tanks und Tankabwehrwaffen fast bis zu Ende in seinen Händen blieb. Es ist ihm nicht gelungen, diese Dinge technisch richtig aufzuziehen und die verantwortlichen Stellen der Heimat zielbewußt vorwärtszutreiben [1].

1) Konstruktion und Fertigung war selbstverständlich Sache der Heimat, die O.H.L. konnte nur die Notwendigkeit nachweisen, allgemeine Wünsche hinsichtlich

Es war zweifellos falsch, daß selbst bei der O.H.L. Bewaffnung und Beschaffungsfragen nicht sämtlich in einer Hand lagen. Meine Bemühungen, dies zu erreichen, waren bis 1918 erfolglos. Ich würde dies nicht erwähnen, aber da man mir vielfach den Vorwurf machte, ich hätte die Tanks unterschätzt, ihren Bau verhindert usw., muß ich dies richtigstellen.

Ludendorff zog weiter als Chef der Abteilung I a (Operationen) den Major Wetzel heran. Ein passionierter Soldat, fleißig und mit vortrefflichem Gedächtnis ausgestattet, war er trotz seiner Pedanterie für den genialen Ludendorff zunächst ein guter Handlanger. Leider hatte er taktisch und technisch oft sehr eigenartige Ideen, hielt hartnäckig an Dingen fest, auch wenn sie noch so anfechtbar waren, und nahm keine Belehrung an. Die vielen Reibungen zwischen ihm und andern blieben fast immer unter uns, weil wir Ludendorff naturgemäß von allem Aergerlichen freihalten wollten. Es blieb mir aber dabei oft gar nichts anderes übrig, als gegen meine Ueberzeugung nachzugeben, worüber ich mir noch heute schwere Vorwürfe mache. Ein positives Verdienst von ihm ist sein Eintreten für die Isonzooffensive im Spätherbst 1917.

Es sei hier gestattet, noch einige meiner Mitarbeiter zu erwähnen, die von nun an wesentlich in die Erscheinnng getreten sind.

Der eine, Oberstleutnant Frahnert, war zwar schon längere Zeit vorher zur Operationsabteilung gekommen, aber seine volle Tätigkeit konnte er erst jetzt entfalten. Er hatte mir die Bearbeitung der schweren Artillerie in bezug auf Organisation, Bewaffnung, Zuteilung an die Armeen, Ersatz an Personal, Pferden und Gerät fast völlig abgenommen. Ein klarer energischer Kopf mit seltenem Organisationstalent, sachkundig und von unermüdlicher Arbeitskraft, hat er ganz Außerordentliches geleistet. Ohne ihn wäre die gewaltige Entwicklung der schweren Artillerie von 1916 ab wahrscheinlich nicht entfernt gelungen. Aber zugleich war er ein außergewöhnlich fester und vornehmer Charakter, der unbekümmert um alles seinen Weg ging. Dabei war er voll Temperament und heißer Vaterlandsliebe. Als das unglückliche Ende näher rückte, hat er, gleich mir, schwer darunter gelitten, daß alle Bemühungen unsererseits doch nichts mehr ändern konnten.

Form und geforderter Leistung äußern und den Dringlichkeitsgrad der Fertignng bestimmen.

Außer ihm ist der Major Muths besonders zu nennen. Bald nach Ludendorffs Eintritt in die O.H.L. wurde die Stelle des „Feldmunitionschefs" aufgelöst und die ganzen Munitionsangelegenheiten, von Konstruktion und Rohstoffen an bis zu ihrer Zuführung zur Truppe, kamen nunmehr als besondere Unterabteilung zu mir. An der Spitze stand Major Muths, der dieses wirklich schwierige und namentlich in der Zeit des Munitionsmangels aufreibende Amt vorbildlich verwaltet hat. Immer weit und richtig vorausschauend war er auf alle möglichen Komplikationen gefaßt und hatte die Abhilfe sofort in der Hand. Er war auch in gespanntester Lage die personifizierte Seelenruhe. Eine große Fachkenntnis, namentlich in Pulver und Sprengstofffragen, kam zu einer unermüdlichen Arbeitskraft hinzu. Er war nachts um 1 Uhr genau so frisch wie am Morgen und ging erst zur Ruhe, wenn er wußte, es war alles bestens erledigt. Dazu ein vortrefflicher Mensch und Kamerad — kurz, ein ganzer Mann.

Mit Muths zusammen bearbeitete anfänglich Major von Massow, später Major von Ellerts die Munitionsfrage, speziell für Feldartillerie und Infanterie. Auch sie waren außerordentlich tüchtige, unermüdliche Helfer, denen das Heer großen Dank schuldet. Auch als Menschen und Kameraden habe ich sie hochschätzen gelernt.

Doch: kehren wir zu Ludendorffs Eintritt in die O.H.L. zurück! Wir alle fühlten uns wie von einem Alp befreit und es ging frisch an die Arbeit. Sie war umfassend genug!

Strategisch-politische Erwägungen über Fortsetzung des Krieges.

Der neue Feldzugsplan.

Die militärische und politische Lage war, als Hindenburg und Ludendorff die O.H.L. übernahmen, trostlos. Militärisch standen wir in Ost und West sehr schwach, jedenfalls zu entscheidenden Schlägen unfähig. Es war sehr die Frage, ob man überhaupt die zum rumänischen Kriege nötigen Truppen aus der Ost- und Westfront nehmen konnte (denn Reserven waren nicht da und zunächst auch nicht zu schaffen), ohne sie der Gefahr des Bruches auszusetzen. Und politisch sah die Sache ebenso übel aus. Rußland war noch nicht friedensbereit, im Gegenteil. Frankreich und England dachten überhaupt an keine Verständigung,

Italien wurde immer bedrohlicher auf der Isonzofront und zu alldem trat noch der Zweifel, ob die Neutralen, besonders Dänemark und Holland, der Pression Englands noch lange würden widerstehen können.

Es gehörte schon Mut dazu, überhaupt an eine Fortsetzung des Krieges zu denken. Wenn man es aber tat, mußte man drei strategisch-politische Ziele ins Auge fassen.

Zunächst galt es, sich Rumänien vom Halse zu schaffen. Das war das Dringendste und im Augenblick allein Mögliche. Dann aber galt es, zu versuchen, den Krieg auf eine Basis zu stellen, daß wir militärisch und wirtschaftlich durchhielten und inzwischen die Entente vernichtend treffen konnten. Die beiden letzten Punkte bedürfen einer Erläuterung.

Es war für uns eine schwere Belastung, daß wir den Krieg stets verloren hatten, wenn er auf einer Front verloren ging, daß wir ihn aber umgekehrt nicht durch einen auch noch so vollständigen Sieg auf einer Front gewinnen konnten. Bis auf weiteres waren wir auf die Abwehr verwiesen, ausgenommen den Kampf gegen Rumänien. Bei diesem schien es zunächst möglich, das strategisch stets anzustrebende Ziel, die Vernichtung des feindlichen Heeres durch doppelte Umklammerung zur Ausführung zu bringen. Aber ob die Vernichtung völlig gelang oder nicht, wir blieben doch voraussichtlich mindestens für 1917 [1]) im übrigen in Ost und West auf Abwehr verwiesen.

Selbstverständlich aber mußte angestrebt werden, durch Vermehrung der Truppen, Verbesserung der Ausbildung und Taktik und durch bestmögliche Ausnutzung der Kriegstechnik uns allmählich die Ueberlegenheit zu geben, daß wir auch militärisch den Endsieg auf dem Lande erringen konnten. Ob dies erreichbar war, hing nicht nur von uns, sondern mehr noch von unsern Gegnern ab. Bei denen aber war es klar, daß die Zeit ihr Bundesgenosse sei und daß ihnen die Hilfsmittel der ganzen Welt zur Verfügung standen oder allmählich gestellt wurden. Es war also auch durchaus möglich, daß wir bis zum Ende defensiv bleiben mußten. Dann war die Kriegsdauer in dieser Hinsicht unabsehbar.

Rechneten wir aber notgedrungen damit, so galt es auch wieder mit den Kräften haushalten und sie, soweit möglich, zu mehren und zu

1) Es sei schon hier bemerkt, daß auch die Isonzo-Offensive, Herbst 1917, im Grunde eine Defensivmaßnahme war. Die Vorstöße auf der russischen Front erhielten 1917 ihr besonderes Gepräge durch die inzwischen ausgebrochene Revolution.

stärken. Die Sorge des seelischen und physischen Durchhaltens der Heimat trat damit in den Vordergrund. Sie ist von der O.H.L. nicht einen Augenblick verkannt, wie gleich die ersten Maßnahmen bewiesen, aber leider war sie auf diesen beiden Gebieten durch Regierung und Reichstag fast zur Ohnmacht verdammt. Und nur hieran sind wir gescheitert!

Auch die Sorge um die Rohstoffe war schwer. Hier haben Wissenschaft, Industrie und die mustergültige Wirtschaft des Oberstleutnants Koeth von der Kriegsrohstoffabteilung jedenfalls das möglichste geleistet.

Daß die Entente den Krieg, wenn es zu keiner wirklichen Entscheidung kam, länger fortsetzen konnte, als wir, war jedenfalls möglich. Auf eine Revolution, einen Zusammenbruch des Siegeswillens durfte man bei der Entente nicht rechnen; keine Anzeichen sprachen zunächst dafür.

Wenn wir also zunächst in der militärischen Defensive waren, so mußten Mittel gesucht werden, die einen für uns glücklichen Ausgang des Krieges herbeiführen konnten, und zwar innerhalb einer Zeit, in der wir noch standhalten konnten. Von der Möglichkeit eines militärischen Endsieges zu Lande habe ich bereits gesprochen; sie war zunächst nicht groß und es blieb auch immer fraglich, ob er allein noch ausreichte. England konnte die Hungerblockade fortsetzen und ob 1917 noch ein besiegtes Rußland, von Frankreich gar nicht zu reden, uns nennenswert auszuhelfen in der Lage gewesen wäre, ist sehr unsicher. Der Kampf gegen England aber wäre dann immer noch von jahrelanger Dauer gewesen und hätte vielleicht unsere Kraft überstiegen, zumal mehr als unberechenbar war, wie lange unsere Bundesgenossen noch an unserer Seite aushalten konnten und wollten. Somit forderte unsere Lage kategorisch die Anwendung jedes Mittels, das uns als wirksam überhaupt zur Verfügung stand.

Nicht voll ausgenutzt aber waren nur zwei: die Hochseeflotte und das U-Boot. Ueber beide ist bereits eingehend auf Seite 91 ff. gehandelt. Es bleibt hier also nur noch festzulegen, wie deren Chancen damals, d. h. 1916/17 auf Grund der tatsächlich vorhandenen Lage waren.

Vielverbreitet ist die Meinung, die Hochseeflotte hätte sich 1916/17 „opfern" und die englische angreifen müssen. Ich weiß nicht, ob die Engländer damals mehr bereit waren, wie 1914/15, eine Entscheidungs-

schlacht in der deutsch-dänischen See anzunehmen. Da sie es für ihre Zwecke nicht nötig hatten, kaum! In englischen Gewässern schon eher, — aber unter für sie so viel günstigeren Bedingungen, daß die deutsche Flotte vielleicht vernichtet worden wäre [1]).

Nehmen wir dieser Möglichkeit gegenüber selbst den günstigsten Fall, an: was hätten wir damit erreicht? Sogar eine erhebliche Dezimierung der Ententeflotten wäre 1916 kriegsentscheidend nur dann geworden, wenn, im Anschluß an sie, die Vereinigten Staaten sich englandfeindlich gestellt hätten, — ein Gedanke, reif für einen Untersuchungsausschuß.

Der Verlust eines größeren Teiles unserer Hochseeflotte hätte aber für uns die Folge gehabt, daß uns das Personal für die U-Boote knapp geworden wäre.

Von dem Augenblick an, wo wir den Entschluß zum rücksichtslosen U-Bootkrieg gefaßt hatten, war es also m. E. richtig, keine Entscheidungsschlacht mehr mit der Hochseeflotte zu suchen, sondern sie als Reservoir für die U-Boote aufzusparen und als ein Mittel, diesen Booten die Ausfahrt aus der Nordsee offenzuhalten. Damit war sie zugleich eine dauernde Drohung (denn solange die Flotte da war, mußte auch England seine Flotte auf voller Höhe halten).

So blieb tatsächlich für die Kriegsentscheidung nur das U-Boot.

Ueber die Frage des U-Bootbaues, den Zeitpunkt des Einsetzens des rücksichtslosen U-Bootkrieges usw. ist schon und wird noch an anderer Stelle gesprochen. Damals, im Herbst 1916, hieß es einfach, wollen wir auf das U-Boot verzichten oder, trotz aller schwerwiegenden Bedenken, es rücksichtslos einsetzen. Die Frage war eigentlich keine, weil das U-Boot allein eine Wahrscheinlichkeit gab, Englands (und der Entente) Zufuhr an Kriegsmaterial, Nahrungsmitteln usw. so zu schädigen, daß tatsächlich England und nicht wir die wirksamer Blockierten waren. Das bedeutete restlos den gewonnenen Krieg. Ob das ein halb oder zwei, ja drei Jahre dauerte, war gleich, wenn wir nur solange aushielten, militärisch und wirtschaftlich.

Aber noch ein anderes kam neben diesem, wenn auch fernliegenden Hauptziel in Betracht. Wir litten schwer unter des „neutralen" Amerikas Hilfeleistung an die Entente. Die Munitionsmassen, die uns

1) Die englische Flotte war inzwischen durch eine ganze Reihe fertig gewordener neuester Linienschiffe verstärkt worden.

entgegengeschleudert wurden, stammten großenteils aus Amerika. Wenn es uns gelang, Munition zu versenken, die Zufuhr an Rohstoffen zu stören und indirekt die Kriegsindustrie der Gegner dadurch zu zersplittern, daß sie sich zum Teil auf Schiffsneubau legen mußte, war viel gewonnen; ja, es war eines der wenigen Mittel, um zunächst gewisse Chancen zu schaffen, die das defensive Durchhalten für 1917 sicherten.

Es ist ganz richtig, wie Ludendorff sagte, daß ohne U-Bootkrieg Gefahr bestand, daß der Krieg 1917 verloren ging. Wenn daran seine Gegner die Folgerung knüpfen: also war der Krieg 1916 schon nicht mehr zu gewinnen, so ist das ein törichter Schluß, der indes, wie alle Spekulationen auf die Dummheit, gewirkt hat. Daß die Erkenntnis der Notwendigkeit des U-Bootkrieges und der Entschluß, ihn durchzuführen, durch schwerwiegende Bedenken, insbesondere im Hinblick auf die Haltung der Neutralen, erschwert wurde, ist richtig. Sicher ist, daß seine Unterlassung eine schwere Verfehlung gewesen wäre, und schon die Einmütigkeit, mit der die entschlossenen Teile des Volkes für den U-Bootkrieg eintraten, spricht für die subjektive Richtigkeit der Erkenntnis im damaligen Augenblick. Aber sie war auch objektiv richtig, denn mit einer Revolution in Deutschland durfte man vernünftigerweise nicht rechnen, und wenn die Revolution den Erfolg zerschlagen hat, so ist sie schuld, nicht der U-Bootkrieg bzw. das Nichtansreifenlassen seiner Wirkung. Betreffs der politischen Wirkung des U-Bootkrieges kann auf das Seite 97—98 Gesagte Bezug genommen werden.

Ein Blick noch auf die Nebenkriegsschauplätze in Asien. Es wäre natürlich erwünscht gewesen, dort die Engländer vernichtend zu schlagen, aber das ging über unsere Kraft, sowohl an Soldaten wie an Gerät. Und siegten wir im ganzen, so war es auch möglich, den Schaden in Asien auszugleichen. England hingegen hatte allerdings das Interesse, möglichst viel dort zu erreichen, um bei dem zu befürchtenden ungünstigen Ausgang Faustpfänder in der Hand zu haben.

Im ganzen also war das, was strategisch-politisch geschehen konnte, durch die Lage vorgeschrieben. Es hieß: Vorläufig defensiv in Ost und West, Versuch der Vernichtung Rumäniens, Stärkung der militärischen, wirtschaftlichen und psychischen Widerstandskraft Deutschlands und rücksichtsloser U-Bootkrieg!

Der Krieg gegen Rumänien.

Höchste Eile war gegen die Rumänen geboten, um ihnen zuvorzukommen. Rückte das rumänische Heer in Ungarn ein, so war der Schaden unübersehbar. Es galt Truppen freizumachen, obwohl Ost- und Westfront, wie erwähnt, selbst aufs äußerste angespannt waren. Trotz aller Proteste wurde es befohlen — und es ging. Die ungeheure Verantwortung — man stelle sich nur vor, die Westfront hätte damals noch einen schweren Stoß bekommen — berührte die beiden Männer gar nicht. Der Schritt war reiflich erwogen, er war notwendig und nun wurde er getan — ruhig und selbstverständlich.

Die Absicht, die dem Feldzugsplan gegen Rumänien zugrunde lag, war, in der Dobrudscha anzugreifen und in Siebenbürgen aufzumarschieren. Nachdem beides erreicht war, sollte der Krieg nach Rumänien hinein fortgesetzt werden, da die Ernährungslage die Eroberung der Walachei forderte. Der erste Abschnitt des Feldzuges verlief planmäßig. Im zweiten kam es zum Donauübergang bei Silistria und zum Eindringen in die Walachei über den Szurdukpaß, da der Weg über das Gebirge bei Kronstadt vom Feinde verlegt war.

Die rumänische Armee wurde geschlagen. Sie ging hinter den Sereth fluchtartig zurück, mit ihr der König. Bukarest fiel ohne Schwertstreich. Die nach Schumann-Grusonschen Grundsätzen gebauten Befestigungen befanden sich in so jämmerlichem Zustand, daß ihre Verteidigung allerdings kaum möglich gewesen wäre. Offenbar hat bei dem Bau der Befestigungen eine geradezu unglaubliche Korruption geherrscht.

Im übrigen kann ich von dem genugsam bekannten Feldzug hier absehen.

Jubel durchbrauste wieder einmal Deutschland nach Bukarests Fall. Gleichwohl, hatte man erkannt, welche Gefahr hier von uns glücklich abgewendet war? Und bot der Jubel Garantien für die Zukunft?

Aenderungen der Taktik.

Die zweite Fürsorge galt der Taktik. Daß diese im Westen nicht auf der Höhe war, hatte Ludendorff schon vermutet; jetzt, beim Vortrag, sah er es rasch ein. Generalleutnant Hoehn wurde ins Hauptquartier befohlen und schrieb dort als Unterlage für unsere Bearbeitung „Die

Abwehrschlacht" [1]). Sie ging dann an Hauptmann Geyer, der sie fertiggestellt hat.

Die Quintessenz war eigentlich einfach. Es galt, gegenüber der feindlichen Waffenwirkung viele kleine Ziele schaffen und die Verteidigung nach der Tiefe auseinanderzuziehen. Es entstanden mehrere Stellungen hintereinander, jede in mehreren Linien, mit zahlreichen Unterständen. Aehnliches galt für die Artillerie.

Der zweite Hauptpunkt war, daß die Division die Gefechtseinheit wurde. So trat auch die schwere Artillerie — mit Ausnahme von Sondergeschützen für Spezialaufgaben — unter den Artilleriekommandeur der Division. Das klingt alles sehr einfach, es gab aber schwere Kämpfe, sowohl im Stabe, namentlich gegen Wetzel, wie gegen viele ältere Generale im Heere. Ludendorff blieb auf der Seite der neuen Taktik. Auch dies war eine Revolution, freilich eine zum Segen des Vaterlandes und gegen den Feind, nicht gegen das eigene Volk gerichtete!

In Verbindung mit der „Abwehrschlacht" entstanden die Vorschriften über den „Stellungsbau", die nicht nur die allgemeinen Anweisungen, die sich aus der neuen Taktik für die Anlage von Befestigungsanlagen ergaben, enthielten, sondern auch viele detaillierte Angaben über Formen der Gräben, Unterstände, Hindernisse usw. sowie über Stärke der Betonwände und Decken brachte. Oberstleutnant Eggeling vom Stabe des Generals der Ingenieure und Pioniere im G.H.Qu. half selbstlos und kräftig dabei, so daß etwas Gutes und Brauchbares in kurzer Zeit geschaffen wurde. In meiner Abteilung war dabei der Hauptmann von Goßler wesentlich mitbeteiligt. Er bearbeitete allgemein pioniertechnische Fragen, für die er bei seinem ausgesprochen praktischen Blick viel geleistet hat.

Der Gedanke, in „Einzelvorschriften" alles Neue den Truppen zugänglich zu machen, derart, daß ein Sammelheft entstand, in dem alles Wissenswerte für die Truppen enthalten war, ist dann für die Dauer des Krieges beibehalten. Er hatte den Vorteil, daß Wechsel in der Auffassung, in der Kampfform und in technischen Dingen sehr schnell in die Truppen kamen und daß, umgekehrt, veraltete Dinge schnell beseitigt werden konnten, indem man das betreffende Einzelheft einzog. Das war wesentlich, denn manche Vorschriften haben 3—4 Umarbeitungen oder Ergänzungen erlebt.

1) Vgl. Urkunden Seite 604 ff.

Neue Truppen und Steigerung der Kriegsgerätbeschaffung.

Hand in Hand mit den taktischen Aenderungen ging die Neuaufstellung zahlreicher Verbände, insbesondere auch an Artillerie (unter gleichzeitiger Umgliederung der Infanteriedivisionen). Das Kriegsministerium kam in dieser Frage allen Wünschen bereitwilligst nach.

Von größter Wichtigkeit war aber, daß, nachdem die Schlachten mehr und mehr durch Masseneinsatz von Munition den Charakter von „Materialschlachten" erhalten hatten, auch mit der Fertigung von Kriegsgerät soweit nur möglich vorgegangen wurde. Es war nicht ganz leicht, das Maximum der Leistnng der Industrie unter Berücksichtigung der Arbeiter- und Rohstoffverhältnisse festzustellen und mit den Bedürfnissen der Front an den einzelnen Gegenständen in Einklang zu bringen.

Denn beide Faktoren waren nnsicher, Irrtümer also möglich. Solche mußten sich aber naturgemäß später rächen, denn ein Umstellen der Industrie kostet immer verlorene Zeit und Arbeit. Es entstand in meiner Abteilung als Forderung der O.H.L. das „Hindenburgprogramm"[1]), das tatsächlich im großen und ganzen gestimmt hat. Die Vertreter der Industrie wnrden nach Berlin entboten, im Kriegsministerium fand die grnndlegende Besprechnng statt, und mit Fenereifer ging die Indnstrie an ihre neuen Aufgaben.

Ich habe, als Vater des Gedankens, mir viele Feinde damit geschaffen, denn es war natürlich in gewissem Sinn ein erheblicher Eingriff in die Rechte nnd Pflichten der Heimatsbehörden. Aber es mußte sein und ich habe dann anch bis zu meinem Ansscheiden im Oktober 1918 diese Dinge nicht mehr losgelassen.

Richtiger wäre fraglos gewesen, wenn in der Heimat dafür eine Zentralstelle gewesen wäre, die die Sache im Zusammengehen mit der O.H.L. einheitlich geregelt hätte. Als solche Stelle war von nns ursprünglich das Kriegsamt gedacht, das außerordentliche Vollmachten bekommen sollte. Dies scheiterte an dem Widerstand des Reichskanzlers nnd des Kriegsministers. Es wurde eine Stelle unter dem letzteren, statt über allen Ministern. Natürlich fügten sich nun andere Ressorts, wie Marine, Landwirtschaftsminister usw., gar nicht oder nur zögernd ein. Tatsächlich fehlte es also, nach wie vor, an einer solchen Zentralstelle. Einer

1) Vgl. Urkunden Seite 64, 158 ff. u. 174 ff.

mußte aber schließlich endgültige Entscheidungen treffen und vor allem die Verantwortung tragen. So blieb es sozusagen auf der O.H.L. sitzen, der zustatten kam, daß sie bei den verschiedenen, zum Teil sehr auseinanderstrebenden Parteien, eine gewisse Autorität besaß. Daß man bei der an allen Enden bestehenden Knappheit niemanden recht befriedigte, war natürlich. Trotzdem glaube ich, daß im allgemeinen gut und richtig verfahren ist. Immerhin hat mir und meinem getreuen Mitarbeiter von Harbou diese Aufgabe bis zum Kriegsende viel Arbeit und Aerger, allerdings oft auch große Befriedigung gebracht. Mit Freude denke ich an das Zusammengehen mit Oberstleutnant Koeth und mit vielen andern, wie z. B. dem energischen Reichskohlenkommissar, Geheimrat Stutz, dem klugen und sachkundigen General Coupette, dem Leiter des Waffen- und Munitionsbeschaffungsamtes.

Tatsächlich bekam die O.H.L. damit allmählich weitgehenden Einfluß auf alle wichtigen Rohstofffragen. Es ging so weit, daß sogar auf die Verteilung der Kohle auf Industrie, Hausbrand, Eisenbahn, Marine und Landwirtschaft in großen Zügen die O.H.L. Einfluß nehmen mußte, weil sonst keine Einigkeit zu erzielen war. Ebenso ging es z. B. mit dem Stahl, bei dem die Erzeugung von Hartstahl auf Kosten des Weichstahls möglichst gehoben werden mußte. Danach galt es dann die Hartstahlquoten für Munition und Schienen festzusetzen, desgleichen den Weichstahl für Marine, wirtschaftliche Zwecke und anderes mehr.

Für mich war von besonderer Wichtigkeit, daß ich auf diese Weise die Vermehrung der Munitionsherstellung in die Hand bekam. Da ich zugleich, als neue Sektion meiner Abteilung, die bisher vom Feldmunitionschef besorgte Zuführung der Munition zu den Truppen bekam, so hatte ich auf die Munitionsfrage im vollen Verlauf ihres Produktionsprozesses, also von der Verteilung der Rohstoffe und der Herstellung der Grundstoffe (Salpeter, Benzol, Zellulose usw.) an, den entscheidenden Einfluß. Ich hielt aber die Munitionsfrage für die wichtigste [1]).

Man hat mir auf Grund des Hindenburgprogrammes vorgeworfen, ich hätte z. B. den Tankbau vergessen. Ich wiederhole hier das auf Seite 112 Gesagte, daß ich selbstverständlich nicht die Konstruktion und Fertigung allen Kriegsgeräts bis ins einzelne übernommen habe, sondern daß diese Fragen bei den betreffenden Ressorts, wie bisher, verblieben.

1) Vgl. Urkunden, „Munitionsversorgung im Kriege" Seite 174—176.

Die Tankfrage wurde demgemäß von Abt. I c der Operationsabteilung, dem Feldkraftfahrchef und der Abt. A 7 V des Kriegsministeriums bearbeitet. Ich wurde davon unterrichtet und hatte dann bei der Stahlzuteilung, bei der Arbeiterfrage usw. zusammen mit der Kriegsrohstoffabteilung und andern Dienststellen mitzusprechen. Das war aber auch alles. Erst Mitte 1918 übernahm ich die Tankfrage von der Abt. Ic (vgl. Seite 112 u. 227 ff.).

Die Marine arbeitete für sich; sie gab dem Kriegsamt wie der O.H.L. nur unvollkommenen Einblick, bis sie mehr und mehr mit Arbeitern und Rohstoffen in die Enge geriet. Dann erst besserte sich das Zusammenarbeiten. Sicher hätte sich dies früher erreichen lassen, zum Vorteil des Ganzen. Erst im Herbst 1918 trat mit dem Admiral Scheer vollkommen offenes Zusammenarbeiten ein.

Auch die Fertigung der Flugzeuge stand mit dem Kriegsamt und der O.H.L. nur in loser Fühlung. Oberst Thomsen, der Chef des Feldflugwesens, hatte dies Ressort für sich behalten. Obwohl er die Einheitlichkeit störte, so war doch die Flugzeugfrage bei ihm in so guten Händen und war zudem von so ungeheurer Wichtigkeit, daß es dabei verblieb. Wo ich konnte, habe ich ihm gern geholfen (s. Seite 231).

Hilfsdienstgesetz.

An die Erkenntnis, daß der Krieg um Sein oder Nichtsein ging, knüpfte sich für uns die sittliche Pflicht, alle Kräfte für den Krieg freizumachen. Nun gaben an sich das Gesetz über den Belagerungszustand und das Kriegsleistungsgesetz ausreichende Handhaben, um alles zu erfassen. Aber schon damals wagte kein kommandierender General, diese Gesetze wirklich anzuwenden, denn sofort wäre ihm mit großem Geschrei die Hetze der liberalen und sozialdemokratischen Presse und Parteiführer entgegengetreten. Und dann gab es, bei der nun einmal bestehenden Regierung, nur ein Zurückweichen unter Opferung des betreffenden Generals.

Sicher war es ja auch besser, das Volk über den Ernst der Lage aufzuklären und seine restlose freiwillige Mitarbeit zu erreichen, statt Zwang anzuwenden. Allein dazu reichte, trotz mehrfacher Mahnung Hindenburgs, der Mut der Regierung aus eigenem Antrieb ebensowenig. So wurde mein früherer Vorschlag[1]) auf Erweiterung der

1) Vgl. Urkunden Seite 65 ff.

Wehrpflicht wieder hervorgeholt und ging, etwas verändert, erneut an Kriegsminister und Reichskanzler. Aber er fand wieder eine Ablehnung.

Man einigte sich auf ein Hilfsdienstgesetz, das die Erfassung aller freien Arbeitskräfte bringen sollte. Es hätte immerhin eine große Tat werden können, wenn es gelang, es im Reichstag als geschlossenen Willen des Volkes darzustellen und durchzubringen. Aber was geschah? Man hörte zunächst die Arbeiterführer, und diese hielten es für richtig, auch hierbei Zugeständnisse für die Arbeiter herauszuschlagen. General Groener, der zum Chef des neu eingerichteten Kriegsamtes ernannt war, gab ebenso nach, wie Bethmann. Sogar die von uns als selbstverständlich geforderte Aufhebung der Freizügigkeit [1]) wurde zu Fall gebracht. Fest war nur Helfferich, aber er erreichte nichts. Nach elendem Kuhhandel entstand ein Gesetz, das sich zu einem schweren Schaden für uns auswachsen sollte. Ich komme darauf später zurück, wenn ich im Zusammenhang die Tätigkeit der Sozialdemokratie im Kriege schildere.

Das Hilfsdienstgesetz war ein schwerer Fehlschlag, ich versuchte dagegen zu protestieren, aber es half nichts. Solange Bethmann da war, konnte man auf eine energische Politik nicht rechnen. Ich stellte alle die Unterlassungssünden Bethmanns und ihre Folgen in ihrer Bedeutung für den Ausgang des Krieges zusammen, legte die Denkschrift Ludendorff vor, und er erkannte an, daß Bethmanns Führung ein Verhängnis für Deutschland werden mußte. Er hoffte, Valentini, den Chef des Zivilkabinetts, zu gewinnen und gab ihm die Denkschrift in die Hände. Nach kurzem erhielt ich sie mit Randbemerkungen abweisendster Art zurück, zugleich erfuhren wir, daß Valentini sowohl dem Kanzler Kenntnis gegeben, wie auch den Kaiser über Ludendorffs Ansicht aufgeklärt hatte. So war alles verpufft, der Kampf gegen Bethmann im Augenblick aussichtslos, aber auch eine Verständigung leider kaum noch möglich.

Wenn man jetzt zurückblickt, so muß man fragen, ob nicht schon damals Ludendorff die Kabinettsfrage hätte stellen sollen. Ich komme später auf diese wichtige Frage noch zurück und möchte hier nur sagen, daß an sich damals die Vorbedingungen günstig waren. Der Feldmarschall hielt in richtiger Erkenntnis, daß die Lage nur mit Ludendorff

1) Diese Aufhebung war nötig. Da sie fiel, kam es später so, daß für eine bestimmte Fabrik Reklamierte nach ein paar Tagen, wenn es ihnen paßte, einfach andere Arbeit suchten. So war der Zweck der Reklamation natürlich hinfällig. Es war aber nicht möglich, den Reklamierten nun wieder zum Heeresdienst zurückzuerhalten.

zu retten sei, fest zu letzterem. Heer und Volk aber blickten damals ausschließlich auf Hindenburg. Schloß sich also Hindenburg der Kabinettsfrage an, so mußte sie zu seinen Gunsten fallen. Das „Berliner Tageblatt“, „Vorwärts“ und „Frankfurter Zeitung“ hätten wohl gejammert, aber auch nicht einmal ernstlich. Denn sie hatten Furcht, daß es an ihre Macht ginge. Nun — die Kabinettsfrage ist unterblieben, und zwar einfach, weil Ludendorff und wir alle damals noch nicht klar genug überschauten, daß wir dem innerpolitischen Zusammenbruch absolut sicher entgegengingen. Und wir überschauten das nicht, weil wir die moralische Widerstandskraft und das nationale Ehrgefühl des deutschen Volkes, wahrlich nicht ihm und nicht uns zur Unehre, erheblich überschätzten. Wenige Monate später sahen wir klar, und da setzte denn auch der Kampf gegen Bethmann-Hollweg entschlossen ein.

Friedensangebot [1]).

Ueber die Grundgedanken, die zum rücksichtslosen U-Bootkrieg zwangen, ist auf Seite 123 gesprochen. Immerhin konnte man ihn erst aufnehmen, nachdem wir überhaupt erst wieder militärisch feststanden, was nach Rumäniens Niederwerfung und Durchführung der sonstigen vorstehend erwähnten Maßnahmen, also Anfang Januar 1917, der Fall war. Aber angesichts der Tragweite dieses Schrittes in inner- und außerpolitischer Beziehung schien es nötig, den Nachweis zu führen, daß ein Frieden auf halbwegs vernünftiger Grundlage für uns nicht zu haben war. Für jeden Klarsehenden war es sicher, daß die Entente mit üblichem Wortschwall ein solches Angebot ablehnen würde. Trotzdem ist es falsch, zu behaupten, unser Friedensangebot vom Dezember 1916 sei unehrlich gewesen. Es gab niemanden in der Regierung und O.H.L., der nicht gern und freudig in Friedensverhandlungen auf der Basis einer gerechten Verständigung eingetreten wäre.

Im übrigen brachte das Friedensangebot eine gewisse militärische Gefahr mit sich. Der Soldat wünschte auch den Frieden, er mußte annehmen, daß begründete Hoffnung auf Frieden sei, da unser Angebot sonst überflüssig und absurd für ihn erscheinen mußte. Wurde diese Hoffnung nun zerstört, so konnte das einen erheblichen Rückschlag in der

1) Vgl. Urkunden Seite 311 ff.

Stimmung geben, da nun die lange Weiterdauer des Krieges feststand.

Bekanntlich kollidierte unser Friedensangebot mit einem „Friedensfühler“ [1]) Wilsons. Tatsächlich entbehrte dieser jeder festen Unterlage, und es war nur richtig, daß wir uns durch ihn nicht stören ließen. Unser Friedensangebot ging also hinaus und fand eine selbst unser Erwarten übersteigende höhnische und verlogene Abweisung. Das war eigentlich günstig für uns, denn nun konnte doch niemand in Deutschland noch auf Verständigungsfrieden rechnen, sondern mußte die unbeugsame Entschlossenheit der Gegner erkennen.

Eröffnung des rücksichtslosen U-Bootkrieges [2]).

Nunmehr war auch die Bahn für den U-Bootkrieg frei.

Es ist gegenüber den nachträglich erhobenen Beschuldigungen nötig, hier zu widerlegen, daß die politischen Nachteile des U-Bootkrieges nicht genügend eingeschätzt seien. Vorweg sei aber erst nochmal bemerkt, daß uns gar keine andere Möglichkeit übrig blieb, daß wir zum U-Boot greifen mußten (vgl. Seite 123).

Die Beschuldigungen gipfeln darin, daß behauptet wird, Amerika sei durch den U-Bootkrieg in den Krieg getrieben worden und durch diesen Eintritt Amerikas sei der Krieg für uns verloren. Beides ist in der Form unzutreffend. Amerika war 1917 (im Gegensatz zu 1914/15) bereits reif für den Krieg; der Lügenfeldzug und unsere Fehler hatten es dahin gebracht. Die amerikanische Hochfinanz und Industrie waren bereits so mit der Entente verbunden, daß sie auch nur die Möglichkeit eines Sieges Deutschlands nicht dulden konnten. Sie wollten also den Krieg und sie hätten ihn zweifellos erreicht, sobald der Sieg sich Deutschland zuneigte. Und als dies im Frühjahr 1917 eintrat, erklärte Amerika den Krieg. Sicher ist auch, daß die immerfort wachsende Unterstützung, die Amerika der Entente mit Kriegsmaterial lieferte, so gewaltig war, daß sie uns, wenn sie ungestört weiterging, zu zermalmen drohte. Und da, wie schon gesagt, der Krieg mehr und mehr „Materialkrieg“ wurde, so war es keine Frage, daß bereits das Jahr 1917 den Zusammenbruch der Westfront zu bringen drohte, wenn es nicht gelang,

1) Urkunden Seite 313 ff. 2) Urkunden Seite 302 ff.

diese Zufuhren wesentlich zu verringern. Bitten halfen nichts, so blieb nur der U-Bootkrieg; das Hemd war näher wie der Rock.

War aber das U-Boot somit nicht am Kriegseintritt Amerikas als solchem, sondern höchstens in unbedeutendem Maße am Zeitpunkt dieses Eintritts schuld, so ist es auch nicht für den verlorenen Krieg verantwortlich, selbst wenn er durch Amerikas Hilfe für uns verloren wäre. Aber auch dies trifft, wie wir sehen werden, ja überhaupt nur sehr bedingt zu, nämlich nur insoweit, als das durch die sich entwickelnde Revolution erschütterte Deutschland seine militärische Kraft nicht mehr voll zu entwickeln vermochte. Denn erst dadurch erhielt Amerikas Hilfe eine so erheblich gesteigerte Bedeutung [1].

Es ist also so, wie hier vorweg bemerkt sei: Ohne die planmäßige innere Zersetzung unseres Volkes hätten wir auch, trotz Amerikas Kriegseintritt, gesiegt; man kann höchstens behaupten, daß wir, wenn Amerika dem Kriege fernblieb, den Krieg glücklich beendet hätten, ehe die Heimat dem Heer in den Rücken fiel. Das beweist aber nur, wie sehr, ja wie allein die Revolution den Kriegsausgang verschuldet hat. Dagegen entfällt der Behauptung, daß das U-Boot den Eintritt Amerikas nicht aufgewogen hätte, jedes Gewicht.

Es ist aber noch zu bemerken, daß, nach Ludendorffs Schätzung, Amerika nicht vor 1918 mit ausgebildeten Truppen in größerer Zahl erscheinen konnte (was sich auch als richtig erwies). Man mußte aber, wie gesagt, zunächst über das Jahr 1917 hinwegkommen und die O.H.L. hatte auch, gestützt auf die für sie bindenden Ausführungen der damaligen verantwortlichen Marinesachverständigen, die begründete Erwartung, daß bis zum Frühjahr 1918 das U-Boot seine Aufgabe mindestens soweit geleistet hätte, daß Amerikas Eingreifen nach Termin und Umfang nicht mehr zu fürchten war.

Nun hat man eingewandt (sogar seitens des parlamentarischen Untersuchungsausschusses), daß, wenn der Krieg im Herbst 1916 ohne U-Boot nicht zu gewinnen war, er es im Winter 1917/18 erst recht nicht war. Das stimmt nicht, denn inzwischen war Rußland ausgeschieden, das „Hindenburgprogramm" wirksam geworden und wir hatten im Westen die Abwehr (dank der U-Boothilfe) bestanden. Das U-Boot hat in den ersten sechs Monaten seiner Wirksamkeit bei unsern Gegnern viel

1) Das Ausscheiden Rußlands wog jede mögliche militärische Unterstützung der Entente durch Amerika vielfach auf.

Verwirrung geschaffen, manche ihrer Pläne „zu Wasser" werden lassen, monatelang lähmend auf ihre Entschlüsse gewirkt, sogar ihre Friedensbereitschaft beeinflußt, bis die unselige Aktion im Reichstag kam und mit ihr die Aera unserer inneren Krisen dauernd auf der Tagesordnung blieb.

Ein Vorwurf ließe sich also, wenn denn nach lieber deutscher Sitte doch vorgeworfen werden soll, höchstens daraus konstruieren, daß die Erwartungen, die man an das U-Boot knüpfte, übertrieben waren. Gewiß, es hat sich nicht erfüllt, daß in fünf Monaten oder in einem Jahr das U-Boot seine Aufgaben völlig geleistet hat. Das lag einerseits an der inzwischen — seit 1914 — verbesserten Versorgung Englands mit Vorräten, zweitens an der schonungslosen Beschlagnahme von neutralem [1]) Schiffsraum durch England, drittens an der ungeahnten Verbesserung der Abwehrmittel und endlich daran, daß man doch nicht mit dem vollen Nachdruck, der möglich und nötig war, den Bau und die Verbesserung der U-Boote betrieben hat. Die ersten drei Punkte konnte man in dem Umfange, wie sie sich auswirkten, kaum in Rechnung stellen. Aus dem vierten kann man jetzt wohl nachträglich eine Schuld konstruieren. Voraussichtlich hätte in der technischen Weiterentwicklung wie im Bau mehr geschehen können. Ich muß aber doch bemerken, daß gelegentlich einer Reise im Winter 1917/18, die der Feststellung galt, wie weit der Bau sich forcieren ließe, sämtliche Werften dies unter den gegebenen Verhältnissen [2]) für nicht möglich erklärten. Diese Erklärungen haben damals auch meine Zweifel völlig behoben, denn in der Rüstungsindustrie war nichts zurückzustellen und Arbeiter konnten wir nicht freimachen. Die tatsächliche Schuld liegt eben weiter zurück, in den Jahren 1914—16, worüber wir oben gesprochen haben.

Ich habe die U-Bootfrage hier, den Ereignissen vorgreifend, im Zusammenhang behandelt. Damals (1916) sahen wir natürlich noch nicht in allem so klar, wie jetzt, aber die grundlegenden Erwägungen waren dieselben, und sie waren richtig.

Man hat aus dem diplomatischen Notenwechsel bei der Erklärung des U-Bootkrieges den Beweis für Amerikas Friedensliebe und eine Herausforderung durch uns führen wollen. Das ist ein falscher Weg.

1) Diese Beschlagnahme stellt vielleicht die gröbste Brüskierung der Neutralen dar. Gleichwohl kaum ein Widerspruch! England handelte eben, und wir verhandelten!

2) Vor allem, weil Serienbau in großem Maß noch nicht möglich war.

Es ist zu bedenken, daß alle die gewechselten Noten großenteils Blendwerk waren. Sie alle waren auf Stimmungsmache in bestimmter Richtung eingestellt, sie alle ließen die wahren Gedankengänge der betreffenden Regierungen nicht erkennen. So sind sie mehr wichtige Dokumente dafür, wie man Völker führt oder verführt, als für historische Wahrheit. Die ganzen diplomatischen Noten haben auf den tatsächlichen Verlauf wenig Einfluß gehabt. Der Krieg mit Amerika wäre gekommen und wenn man mit Engelszungen geredet hätte; nur brauchten wir uns dabei nicht ins Zwielicht zu setzen.

Schlimmer war für uns, daß man im deutschen Volk Hoffnungen erweckte, die unerfüllbar waren und unerfüllt blieben. In einem halben Jahre war es nicht zu schaffen. Ja, wenn wir 1914 im August mit dem U-Bootkrieg so hätten einsetzen können, wie im Februar 1917, dann wäre der Erfolg voraussichtlich in einem halben Jahre unser gewesen. Aber man vergesse doch nicht, daß diese unerfüllten Hoffnungen nur dadurch so schwer auf unser Volk gewirkt haben, weil die Scheidemann, Erzberger und Genossen daraus für sich, d. h. ihre Politik und den Verständigungsdusel Kapital schlugen. Die Ententestaaten haben ihren Völkern ganz andere Versprechungen vorgesetzt, die unerfüllt blieben, — kein Mensch hat sie deswegen getadelt. Freilich, Männer wie Erzberger, Scheidemann, Dittmann usw. wären anderswo sehr bald unschädlich gemacht worden. Die jämmerliche Schwäche der Regierung ist auch hier wieder schuld, was allerdings die genannten „Politiker" nicht entschuldigt.

Die Regierung, d. h. Bethmann-Hollweg, spielte eine eigenartige Rolle. Er nahm einerseits die Entscheidung, ob der rücksichtslose U-Bootkrieg einsetzen solle, als zu seinem Wirkungskreis gehörig in Anspruch, anderseits suchte er von vornherein die Verantwortung auf die O.H.L. zu schieben. Ich glaube nicht, daß er dabei mala fide gehandelt hat, er versprach sich mit Recht nichts davon. Immerhin hätte er es wohl ermöglichen können, durch geschickteres Arbeiten uns Amerika gegenüber nicht ganz ins Unrecht zu setzen.

Ich fasse mich dahin zusammen. Amerika wäre auch ohne rücksichtslosen U-Bootkrieg zum Kriege mit uns gekommen. Der U-Bootkrieg war unbedingt nötig, aber er verlangte Einsatz aller Kraft, nur dann wog er die politischen Nachteile nicht nur auf, sondern konnte die Entscheidung des Krieges zu rechter Zeit bringen. Daß wir im Herbst 1918 dicht davor waren, davon wird später die Rede sein.

Das Königreich Polen.

Es bleibt hier noch die Stellnng der O.H.L. zur Erklärung des Königreichs Polen nachzuholen.

Während es für uns erste Pflicht sein mußte, mit Rußland zu einer Verständigung zu kommen, war diese politische Ungeheuerlichkeit, die Proklamation des Königreichs Polen, im Herbst 1916 geschehen.

Freilich bis dahin hatte das offizielle Rußland noch keinen Friedenswillen gezeigt; es war ja auch nicht vernichtend geschlagen, sondern nur aufgehalten oder zurückgedrängt. Erst mußte schließlich die Kriegslage ernstlich und zwingend auf Rußland drücken. Wenn man aber schon auf einen Sonderfrieden mit Rußland hinarbeitete, so durfte man es nicht unnütz vor den Kopf stoßen. Das geschah aber durch die Erklärung des Königreichs Polen gründlichst. Es war russisches Gebiet, das hier Rußland entrissen und mit der Spitze gegen Rußland selbständig gemacht wurde. Damit war auch für einen an sich günstigen Zeitpunkt der Friedensschluß erschwert. Ein solcher Zeitpunkt stellte sich aber 1917 im Jannar ein, wo Rumänien geschlagen, die Westfront wieder gefestigt war und in Rußland bereits die Revolution wühlte, was wir indes nicht übersahen.

Aber Frieden unter Anerkennung Polens hieß fast bedingungslose Kapitulation. Und das war sehr viel verlangt. Mit Recht sträubte sich der Zar zunächst dagegen, allmählich wurde er allerdings weich, aber nun hatten seine Gegner leichtes Spiel, und englisches Geld half nach. Als der Zar endlich wirklich bereit war, Frieden zu schließen, da setzte die Kerenskirevolution ein, die nach innen die Demokratisierung, nach außen Fortsetzung des Krieges gegen Deutschland bedeutete. Daß Kerenski sich selbst bald betrogen sah und mit ihm Herr Buchanan und die ganze Entente, beweist, daß man sich auch drüben psychologisch zu verrechnen verstand, sonst hätten sie nicht so brav dem jüdischen Bolschewismus vorgearbeitet.

Der ungeheure politische Fehler ist um so unverständlicher, als für uns keinerlei Vorteile daraus erwuchsen; im Gegenteil, ein selbständiges Polen war eine dauernde Gefahr und mußte die deutschen Polen dauernd zum Anschluß reizen. Man kann die ganze Maßnahme nur begreifen, wenn man die in der Einleitung behandelte Stellung des deutschen Reichstagszentrums betrachtet. Der Vatikan sah in dem

orthodoxen Rußland seinen Erzgegner, seine Vormacht war Habsburg im Gegensatz zu dem ihm verhaßten protestantischen Preußen. So schlug er zwei Fliegen mit einer Klappe, wenn er ein katholisches Polen unter einem habsburgischen (oder mindestens katholischen) Prinzen schuf. Und selbstverständlich fand dieser für Deutschland so verhängnisvolle Plan die Unterstützung des Zentrums, d. h. Erzbergers, der seinerseits Herrn von Bethmann in der Tasche hatte. Aber auch die Sozialdemokraten waren für diesen Plan. Angeblich pazifistisch, international, hatten sie auf das zaristische Rußland, als den vermeintlichen Hort des Absolutismus und den Unterdrücker der Juden eine wilde Wut. Sozialdemokratie und Zentrum gingen so in einem Gespann. Wenn Herr von Bethmann aber geglaubt hatte, sich dadurch die Gunst des Zentrums für immer zu erwerben, so wurde er im Juni 1917 grausam enttäuscht.

Als Hindenburg und Ludendorff die O.H.L. übernahmen, war die polnische Frage bereits entschieden. Sie war übrigens so geheim betrieben, daß wir alle plötzlich vor einem fait accompli standen.

Für Ludendorff hatte allein die militärische Seite Wichtigkeit. Der Generalgouverneur von Polen, General Beseler, hatte, auf Grund seiner Verhandlungen mit polnischen Führern, erklärt, Polen würde polnische Truppen zum Kampf gegen Rußland aufstellen. Es handelte sich um eine ganze Reihe von Divisionen, und die hätten wir allerdings brauchen können. Es war ein Traum; ein polnisches Heer gegen Rußland ist damals nicht erstanden, wohl aber haben von 1918 ab die edlen Polen uns, ihre Befreier, bekämpft, beschimpft und mit Dreck beworfen.

Das Leben in Pleß. Uebersiedlung nach Kreuznach.

Trotz der gewaltig gesteigerten Arbeit, die eigentlich den ganzen Tag einnahm, und trotz des Fehlens jeder Abwechslung und Ablenkung war die Zeit in Pleß bis zum Frühjahr 1917 die angenehmste des ganzen Krieges. Es war eben eine Lust zu arbeiten, wenn man Erfolg sah und man in bester Harmonie zusammenlebte. Der Feldmarschall trug mit seiner abgeklärten Ruhe, seinem treffenden Witz und seiner Freundlichkeit viel dazu bei, daß wir uns wie in einer Familie fühlten. Der Kaiser war öfter bei uns zu Tisch und blieb gern länger sitzen. Und außerdem begannen mehr und mehr Vertreter der Heimatbehörden, Männer der Industrie, der Presse usw. bei uns Einkehr zu halten, wobei ein reger Gedankenaustausch sich ergab.

Ich selbst war viel auf Dienstreisen, namentlich in Berlin, um hier mündlich alles das zu besprechen, was zur Ausführung unserer oben erwähnten Maßnahmen zu geschehen hatte. Alles ging gut voran.

So nahte das Frühjahr 1917, wo das Hauptquartier nach Kreuznach verlegt wurde. Die durch Kreuznach laufenden Telegraphenlinien gaben den Ausschlag, im übrigen war es kein glücklicher Griff, und ich habe mich dort niemals wohl befunden. Die Stadt war und blieb eben Badeort, wo wir der Neugierde ausgesetzt waren und keine Möglichkeit hatten, auch nur einmal ein paar Stunden ruhig unsern Gedanken nachzugehen. Namentlich an den schweren Kampftagen, an denen 1917 so reich war, fiel mir die Musik und das Lärmen der Menschen geradezu auf die Nerven. Wußten diese Leute gar nicht, daß Krieg war? Einen Vorteil bot Kreuznach allerdings: ich hatte für meine inzwischen erweiterte Abteilung sehr hübsche Bureauräume. Und das war für uns Arbeitstiere ja die Hauptsache!

Die Kaiserliche Tafel.

In Kreuznach wurden wir öfter zur Kaiserlichen Tafel befohlen und ich kann daher aus eigenem Urteil über die dortige „Schlemmerei" berichten. Es gab z. B. einen Teller Erbsensuppe, eine Frankfurter Wurst mit einem Stück Brot, ein Stück Kuchen, Kaffee und eine Zigarre. Ich stand so hungrig auf, wie ich mich hingesetzt hatte und aß ein paar Butterbrote im Bureau hinterher. Der Kaiser hatte von dem Augenblick an, wo ihm berichtet war, wie es mit der Ernährung des Volkes stand, erklärt, „jetzt müsse auch bei ihm gespart werden, man dürfe nur essen, um sich gerade zu erhalten". Daß es bei Feierlichkeiten (Besuch fremder Fürsten und Würdenträger, Weihnachten usw.) auch mal sehr gut zu essen gab, ist richtig. Kein Vernünftiger wird es tadeln.

Seine Majestät erschien auch öfter an der Tafel des Feldmarschalls. Es wurden deswegen im allgemeinen keine besonderen Umstände gemacht, wohl aber gab es einen vortrefflichen Tropfen aus dem Vorrat des Feldmarschalls. Seine Verehrer sandten ihm als Liebesgabe manche gute Flasche.

Die Kaiserin.

Ich hatte die Ehre, hier in Kreuznach auch von Ihrer Majestät, die ich schon von Pleß her kannte, zum Vortrag befohlen zu werden. Frei von der Leber weg berichtete ich über die schwere Lage der Heimat

und die heranziehende Revolution. Die hohe Frau erschrak sichtlich, sie erkannte instinktiv die Gefahr. Meine Bitte am Schluß aber, Seine Majestät zu unterrichten, lehnte sie ab. Das könne sie nicht, sie dürfe sich nicht in solche Sachen mischen, Seine Majestät höre dazu seine Ratgeber. Ihre Majestät befahl mich kurz danach nochmals (in Berlin) zu sich und war in großer Sorge, trotzdem wagte sie nicht zu warnen.

Ich habe kein Recht, von Ihrer Majestät ein Bild zu entwerfen, dazu kenne ich sie zu wenig. Sie galt als hochmütig. Mein Eindruck war der, daß sie eine Frau von großer persönlicher Liebenswürdigkeit war, die sich einfach und natürlich gab und dadurch sehr gewinnend wirkte. Ihre Sorge um Gatten und Kinder war rührend, speziell der mütterliche Zug brach stets bei ihr durch. Der Krieg lastete auf ihr schwer, sie fand zwar im Glauben Trost, aber die Frage „warum dies alles" kam doch aus ihrem Munde.

Jedenfalls gedenke ich in aufrichtiger Verehrung dieser Frau, die so treu und echt deutsch war als Gattin, Mutter und Fürstin.

Beginn der Kämpfe im Westen im Frühjahr 1917.

Am 4. Februar 1917 wurde der Befehl zum Beziehen der inzwischen fertiggestellten rückwärtigen Stellung, der sogenannten Siegfriedstellung gegeben. Es war immerhin ein Entschluß, denn, wenn schon bei Erfolgen die Stimmung in der Heimat mäßig geblieben war, wie würde ein Rückzug beurteilt werden? Es hatten denn auch im Stabe die Warner und Schwarzseher nicht gefehlt. Ich war der Ansicht gewesen, daß das deutsche Volk alles tragen würde, wenn man es richtig unterrichtete. Das letztere war auch gut vorbereitet. Und, siehe da, — der Rückzug wurde in Deutschland als „Erfolg" gebucht, was er ja nun eigentlich nicht war, denn er blieb naturgemäß ein Eingeständnis unserer Schwäche. Aber er erreichte, was er sollte, nämlich den Raum, auf dem der Gegner 1917 angreifen konnte, zu beschränken. Wie nötig das war, zeigten die nun beginnenden feindlichen Offensiven.

Am 9. April, Ludendorffs Geburtstag, erfolgte der erste Stoß und brachte uns schwere Einbuße an Gelände. So herrschte am 9. April 1917 abends im G.H.Qu. keine sehr schöne Stimmung. In unserem Kreise verstand es allerdings der Feldmarschall mit seiner wunderbaren Ruhe, die bösen Geister zu bannen, und so verlief Ludendorffs Geburtstag

doch noch ziemlich harmonisch; um so mehr, als sich viele schlimme Meldungen abends als Tartarennachrichten erwiesen.

Natürlich setzten in den nächsten Tagen die Zweifler ein und erklärten, das käme von den falschen Lehren der „Abwehrschlacht". Es gab heiße Auseinandersetzungen, zum Glück blieb Ludendorff fest. Bald zeigte sich mehr und mehr, daß die „Abwehrschlacht" eine ganze und richtige Tat gewesen war; sie hat uns 1917 durchhalten lassen.

Am 16. April begann auch in der Champagne der französische Ansturm. Die Heeresgruppe hielt im wesentlichen und wir begannen mit Vertrauen auf die Kämpfe zu sehen. Ein Glück war es freilich gewesen, daß Rußland, gelähmt durch die inzwischen ausgebrochene Revolution, nicht einheitlich, d. h. gleichzeitig mit angegriffen hatte. Eine immer wieder erörterte Frage war aber, ob sich Rußland nochmal zur alten Kraft erholen könne. Es war eigenartig, wie wenig man die russische Psyche und die innerpolitischen Verhältnisse kannte. Daß dieses Reich ohne straffe, ich möchte sagen militärische Regierung auseinanderbrechen mußte [1]), auch wenn es sich vorübergehend nochmal zu kriegerischen Anstrengungen hochreißen ließ, war doch eigentlich klar.

Wenn englische Diplomatie die russische Revolution in der Hoffnung angezettelt hatte, nach Sturz des friedensbereiten Zaren das neue Rußland zur kräftigen Fortsetzung des Krieges zu bewegen, so hat sie hierin nur teilweise Erfolg gehabt. Indirekt hat sie freilich damit dem Bolschewismus in die Arme gearbeitet, der dann wesentlich mitgeholfen hat, unsere Kraft im Innern zu zermürben.

Innerpolitische Verhältnisse in Deutschland im Frühjahr 1917.

Inzwischen verschärften sich die innerpolitischen Verhältnisse in Deutschland; die Wirkung auf das Heer konnte nicht ausbleiben. Die O.H.L. durfte aus militärischen Gründen nicht ruhig zusehen und so wurden die Beziehungen zwischen O.H.L. und Reichskanzler, die schon seit Dezember 1916 recht gespannt waren, immer schlechter. Der Burgfrieden war in Volk und Reichstag längst dahin, der Reichstag schlug die Zeit in Parteigezänk tot, und die Sozialdemokratie begann in immer schnellerem Tempo ihren zum Verlust des Krieges und zum Verderben des Vaterlandes führenden Weg zu gehen. Die Reichsleitung dachte

1) In noch höherem Maße, wie wir.

nicht daran, das Volk über den Krieg aufzuklären, dachte nicht daran, daß es „siegen oder untergehen" hieß; sie lavierte, verhandelte und gab regelmäßig nach. Das Kriegsamt, unter Groener, ging dieselben Wege, speziell mit den Arbeitern der Rüstungsindustrie. Die „Gewerkschaften" bekamen einen unheilvollen Einfluß. Groener tat alles, was ein von diesen besetzter Ausschuß ihm riet — besser gesagt — abforderte. Die Arbeiter wurden absolut auf die politischen Ziele der Sozialdemokratie eingestellt, trotzdem die Führer natürlich nicht so beschränkt waren, um nicht einzusehen, daß sie den Kriegsausgang in Gefahr brachten. Im Gegenteil, sie wünschten in unglaublicher Verblendung keinen Sieg Deutschlands, „weil dies den Militarismus und Absolutismus stärken würde" [1]). Die O.H.L. erhielt zahlreiche warnende Zuschriften. Auch ich bekam persönlich viele Briefe. Am klarsten aber und richtigsten beurteilte die damalige Lage Generaldirektor Eugen Zimmermann vom Verlag Scherl, der uns eingehende und überzeugende Berichte zusandte. Sie bildeten die Grundlage für meine Aufgabe, in der O.H.L., beim Kaiser und bei dessen Umgebung vor der drohenden Gefahr zu warnen. Zimmermanns Berichte wurden gelesen und dabei blieb es.

Es ist wohl von Interesse, wie ich damals, d. h. im März 1917, die Entwicklung der Demokratie (bürgerliche und Sozialdemokratie) in einer Denkschrift beurteilt habe, die ich dem General Ludendorff und dem Kronprinzen einreichte.

Es heißt da:

„Demokratie oder Monarchie!"

Als zu Beginn des Krieges flammende Begeisterung unser Volk ergriff und alles sich um seinen Kaiser scharte, da konnte S. M. sagen: Ich kenne keine Parteien mehr, kenne nur noch Deutsche. Es war wirklich so! Führer und Presse der bisher staats- und verfassungsfeindlichen Elemente standen völlig vereinsamt und mußten unter diesem Druck weitgehend einlenken, wenn sie nicht ihre Rolle ausgespielt haben wollten. Im Innern haben sie sich natürlich nicht geändert, sie zeigten nur vorübergehend ein anderes Gesicht. Tatsächlich herrschte aber „Burgfriede". Es wäre, zumal angesichts der ungeheuren Leistung des von S. M. geführten Heeres für eine zielbewußte Regierung ein leichtes gewesen, die bisher sozialdemokratischen Massen von ihren Führern loszulösen, die alten Gegensätze für immer auszurotten und ein einiges Volk zu schaffen.

Wie sieht es dagegen jetzt aus?

1) Es ist das keine Uebertreibung. Die sozialistischen Zeitungen, aber auch das noch deutschfeindlichere Berliner Tageblatt haben dies wiederholt ausgesprochen.

Der Parteihaß ist wilder denn je. Die königstreuen Männer stehen der Regierung oder besser ihrem Haupt — dem Reichskanzler — fremd und fast feindlich gegenüber. Das Vertrauen zur Monarchie ist erschüttert. Ihre Vertreter und ihre Presse bewahren zwar noch immer eine ruhige Haltung, aber wer schärfer hinsieht, findet eine fast verzweifelte Stimmung. Dagegen lassen Sozialdemokratie und jüdischer Liberalismus unbekümmert um die Gefahren, die sie gerade jetzt heraufbeschwören, um so lauter ihre Stimme erschallen, sie erringen täglich mehr die Gunst der Massen, insbesondere der Frauen und halbwüchsigen Jungen, die sie durch das Fordern von Volksrechten, d. h. des demokratisch-parlamentarisch regierten Staates, ködern. Die durch die schlechte Lebensmittellage geschaffene Erregung tut das weitere. Mit Genugtuung begrüßen sie die offene Revolution in Rußland und spielen stark darauf an, daß auch bei uns das „Volk" sich seine Freiheit verschaffen würde und müßte. Die jetzige Regierung versage ja völlig. Und trotz allem sind diese Elemente die „Stütze" des Kanzlers. Die von den Gewerkschaften „belehrten" Arbeiter scheuen sich nicht, selbst durch Streiks höhere Löhne zu erpressen, obwohl sich z. B. ein Facharbeiter besser steht als ein Stabsoffizier, eine Maschinenschreiberin besser als der in verantwortungsvollster Stelle befindliche Unterzahlmeister, Zeugfeldwebel usw. Daß auf diesen Grundlagen Wucher, Geldgier, Genußsucht immer mehr Raum gewinnen, kann jeder täglich sehen. Für die Kämpfer draußen fehlt jedes Verständnis und Mitgefühl. So treiben wir auf abschüssiger Bahn, und wenn nicht bald Abhilfe kommt, ist der Sturz der Monarchie nur eine Frage der nächsten Zeit.

Wie hat das alles geschehen können?

Es dürften 3 Punkte hauptsächlich in Betracht kommen:

I. Die Person des Kanzlers und seiner nächsten Gehilfen.

1. Die monarchisch-staatserhaltenden Parteien sind — abgesehen davon, daß sie dem Kanzler in der Leitung unsrer äußeren Politik nicht folgen konnten — vom Kanzler um so mehr abgerückt, als er seinerseits sich zum willenlosen Werkzeug der Linken machte und sich im übrigen als der Mann der halben Maßregeln erwies, der sich immer nur treiben ließ, niemals selbst Verantwortung übernahm.

2. Die staatszersetzenden Parteien schätzen den Kanzler auch nicht und mißtrauen ihm. Aber sie sehen in ihm ein gefügiges Werkzeug zur Erreichung ihrer Zwecke. Macht er ihnen Zugeständnisse, wird er gefeiert, tanzt er nicht gleich nach ihrer Pfeife, wird er angefeindet mit dem Erfolg, daß er in bombastischen Reden nachgibt, um nur seine Stellung zu retten.

Aus 1. und 2. folgt, daß eigentlich niemand wirklich hinter dem Kanzler steht.

II. Die verfehlten Maßnahmen der Regierung des Kanzlers in ihren Wirkungen auf das Volk.

1. Die wichtigste Frage war wohl die Versorgung des Volkes mit Lebensmitteln. Daß wir bei längerer Dauer des Krieges damit schlecht stehen

mußten, wußte jeder mit dem Wirtschaftsleben Vertraute. Es mußte also großzügiger gearbeitet werden, und zwar einmal in bezug auf Steigerung der Produktion, zweitens auf Sparsamkeit im Verbrauch. In beiden Beziehungen ist halbe Arbeit gemacht und zu spät. Es gab mehrere gangbare Wege, wir sind überhaupt keinen Weg gegangen, sondern sind fast planlos getrieben und stehen nun tatsächlich vor dem Hunger. Dabei ist das Volk durch nicht gehaltene Versprechungen, überstürzte Anordnungen und unzählige Bestimmungen, die kein Mensch behalten kann, zur Demoralisation geradezu gezwungen. Es wird gehamstert, gewuchert, Kettenhandel getrieben, unterschlagen. Es gibt keinen Menschen in Deutschland, der nicht die Bestimmungen so und so oft überschritten hätte, weil er sie überschreiten mußte und sie nicht kennt. Das Vertrauen zur Regierung ist verschwunden und so der Boden für eine „Volksregierung", wie die Linke verheißt, geebnet. Denn sie verspricht ja die „Freiheit" für jedermann.

2. Die durch falsche Maßnahmen oder Unterlassung herbeigeführte Begriffsverwirrung des Volkes über seine Pflichten.

Die „allgemeine Wehrpflicht" legt tatsächlich nur einem Bruchteil der Männer die Pflicht auf, Leib und Leben Kaiser und Reich zu weihen. Viele von ihnen haben außerdem Stellung und Vermögen opfern müssen. Diesen gewaltigen Opfern, die in einem höchster Bewunderung werten Pflichtgefühl gebracht sind, steht ein anderer Teil des Volkes pflichtlos gegenüber. Der Krieg forderte aber unerbittlich die Ausnutzung aller heimischen Kräfte. Es ist einfache Pflicht, dem Vaterlande zu helfen und alle egoistischen Regungen zu ersticken. Dem hätte eine erweiterte Heimatsdienstpflicht entsprochen, wie sie das Hilfsdienstgesetz wohl plante. Unter dem Druck der linken Parteien entstand, ohne ernsten Widerstand der Reichsleitung, ein Gesetz, das im wesentlichen den Hilfsdienstpflichtigen, besonders den Arbeitern nur Rechte brachte und außerdem die Löhne in schwindelnde Höhen trieb. Dabei glaubt jeder und jede, daß sie ganz besondere Opfer mit ihrer über Gebühr bezahlten Arbeit brächten, brüsten sich als „Heimatssoldaten" und verlangen politische Rechte. Wer Kriegsanleihe zeichnet, betrachtet dies als besonderes Verdienst, obwohl es doch nur ein gutes Geschäft ist. Das ist ein unsinniger Zustand. Was hat der Mann und die ledige Frau, die daheim im Grunde wie im Frieden leben und arbeiten, nur viel mehr Geld dabei verdienen, gemein mit dem Manne im Felde, der bei kärglichem Lohn täglich sein Leben fürs Vaterland einsetzt und seine Familie daheim mehr und mehr in Not geraten sieht?

III. Völliges Versagen in der Belehrung des Volkes.

Wie sich die Reichsleitung offenbar nicht klar war über den Zusammenhang zwischen Pflichten und Rechten, so hat sie es auch völlig unterlassen, das Volk in richtiger Weise zu belehren. Dies hätte namentlich hinsichtlich der Lebensmittelerzeugung und -verwertung geschehen müssen. Ebenso wäre durch Presse, Geistlichkeit, Lehrer und Beamtenschaft auch über die obenerwähnte Pflicht zur vaterländischen Arbeit Belehrung nötig gewesen. Der Genußsucht mußte gesteuert werden.

Nichts von alledem ist durch die Regierung geschehen. Dagegen hat man die sozialdemokratischen Gewerkschaften — die übrigens aus Klugheitsrücksichten (s. o.) zunächst bei entsprechender Gegenleistung ihre Dienste angeboten haben — beauftragt, die Arbeiter zu belehren. Das haben sie auch getan, aber in absolut altem, sozialdemokratischen Sinne. So ist das fast Unmögliche geschehen, daß jetzt eine stärkere sozialdemokratische Arbeiterschaft besteht als im Frieden. Besonders Frauen und Jugendliche lassen sich leicht verhetzen. Alle Warnungen der Industrie und der christlichen Arbeiter werden in den Wind geschlagen und verlacht, die Warnenden selbst verdächtigt, — ein probates Rezept, denn semper aliquid haeret.

Dies sind in kurzem die Ursachen der Zustände, wie sie in der Einleitung geschildert sind. Man muß fragen, wie geht es weiter? Nehmen wir an, wir bekommen selbst einen siegreichen Frieden, so ist der Uebergang zur Friedenswirtschaft enorm schwer. Es bleibt die Lebensmittelnot und die Knappheit an gewissen Rohstoffen. Der Ueberseehandel ist zerstört, die Rüstungsindustrie ist umzustellen, wird aber nicht sofort lohnende Arbeit finden. Es wird stellenweise Arbeiterüberschuß vorhanden sein. Die hohen Löhne müssen verschwinden, wir können sie nicht tragen und vor allem schalten sie unsern Wettbewerb im Auslande aus. Die Arbeitskonkurrenz wird namentlich auch durch die zwar schlechter aber billiger arbeitende unverheiratete bzw. kinderlose Frau verheerend wirken, denn die schwerste Sorge bildet das Heben der Geburtenziffer. Sie ist nur auf dem Boden der Familie denkbar, z. Z. aber beherrscht alles die unfruchtbare familienzerstörende, jüdisch-sozialdemokratische Frauenbewegung, die bis in die höchsten Kreise gedrungen ist mit all ihren unmoralischen und unnatürlichen Erscheinungen. Und nun heißt es aus allen diesen Schwierigkeiten einen Weg finden! Können Parlamente, können demokratische Einrichtungen solche schweren Aufgaben lösen? Nein, denn noch nie, die Geschichte lehrt es, hat ein Parlament in entscheidenden Lagen etwas geleistet. Und ein Blick auf die oft ins Alberne ausartenden Redereien und die widerlichen Anpöbeleien in unsern Parlamenten muß doch jede Zuversicht nehmen. Ein Parlament ist eben nicht die Auswahl der Edelsten und Tüchtigsten, sondern größtenteils eine Versammlung von ehrgeizigen, egoistischen Durchschnittsmenschen mit engem Horizont, die einerseits eigensinnig Parteipolitik treiben, anderseits ganz auf Masseninstinkte basiert sind. Jeder verdankt ja der Gunst der Masse seine Stellung. Wollte man aber gar unser jetziges Regierungssystem noch demokratischer gestalten, so gehen wir rettungslos über eine Revolution zur Demokratie und zum Untergang. Es hilft also nichts, nur die energische Hand und der weit ausschauende feste Wille eines Mannes, des Monarchen, kann uns zum Ziel führen. Dazu muß er sich natürlich mit ihm treu ergebenen, starken und zielbewußten Männern umgeben. Leben wir später in friedlichen, sicheren Zeiten, so mag die Monarchie dem Volk politische Rechte geben, jetzt wäre es falsch.

Zum Schluß muß noch auf eine Frage hingewiesen werden. „Sozialpolitik“ wird oft mit „sozialdemokratischer Politik“ verwechselt und doch haben sie nichts gemein. Sozialpolitik müssen wir allerdings großzügig treiben, sie liegt in den oben erwähnten Aufgaben eingeschlossen, insbesondere z. B. Fürsorge für den, der seine Gesundheit dem Vaterlande geopfert hat, Sorge für die Hinterbliebenen unserer Gefallenen, Unterstützung der weniger bemittelten Familien usw. Auch ist es recht und billig, daß die politischen Rechte nach den dem Staat und der Allgemeinheit gegenüber erfüllten Pflichten bemessen und abgestuft werden. Der Kriegswucherer muß recht- und ehrlos bleiben, der heimgekehrte Krieger muß belohnt werden. Die Volksvertretungen müssen zur Mitarbeit erzogen werden, nicht zur unfruchtbaren, lähmenden Politik.

Auch diese Aufgaben können nur von einer starken Monarchie gelöst werden, nur ein Wille kann Ganzes vollbringen. Ein Parlament würde in einem Jahre nicht damit fertig werden und obenein Unbrauchbares leisten.

Eine neue Konfliktzeit reift vielleicht heran. Die jetzige schlaffe Regierung hat sie verschuldet. Diese Zeit muß ertragen werden und ist zu überwinden, wenn wir nicht noch weiter nach links nachgeben. Wir stehen an der Schwelle zu einer neuen Weltepoche und große Aufgaben sind zu erfüllen. Glückt ihre Lösung, so gehört die Welt den Germanen, glückt sie nicht, so sind wir dem Untergang geweiht.

Ein Blick noch auf unsere Feinde: Rußland, Frankreich[1]) und Italien gehen der Herrschaft der Masse ziemlich rettungslos entgegen, was uns nur recht sein kann. Anders steht es mit England. England hat die Schwere der Schicksalsstunde erkannt, und wie es mit glänzender Energie auf den militärischen Sieg hinarbeitet, so treibt es großzügig Sozialpolitik und man muß zugestehen, daß Volk und Regierung sich im allgemeinen vortrefflich in die Hände arbeiten. Der Stolz und glühender Patriotismus spornen jeden einzelnen zu höchster Opferfreudigkeit an. Es wird den Krieg überwinden und bleibt unser Nebenbuhler. Wir sind England überlegen an Wissen, Arbeitsleistung und Idealismus. Der Sieg bleibt uns nur, wenn wir unter starker Hand zielbewußt unsern Weg gehen.“

Ich führe die Denkschrift an, weil sie zeigt, daß das Bild, das ich damals von den inneren Zuständen und den zu erwartenden Wirkungen hatte, im wesentlichen richtig war.

Zur Erläuterung muß ich noch einiges hinzufügen! Es mag sich mancher daran stoßen, daß ich die „Demokratie“ so absolut bekämpfe. Richtig ist, daß der Ausdruck „Demokratie“ eigentlich nicht das Wesen der Sache trifft, besser lautete er „Pseudodemokratie“. Um richtig verstanden zu werden, sei mir hier eine kurze Begriffsbestimmung der beiden noch oft wiederkehrenden Schlagworte „Demokratie“ und „Sozialismus“ gestattet.

---

1) Es sah damals so aus. Clémenceau hat dann mit starker Hand durchgegriffen. Ihm dankt Frankreich seinen „Sieg“ im Innern und Außen.

Das Wort „Demokratie" hat in England, Amerika usw. eine andere Deutung als in Deutschland, und in Deutschland ist wieder die „süddeutsche" Demokratie der „Berliner" Demokratie wesensfremd. Echte deutsche Demokratie verlangt, daß keine unverdienten Rechte, insbesondere die Herrschaft im Staate und sonstige Vorrechte in den Händen einer Klasse, eines Standes oder einzelner liegen. Sie will also die „Auslese der Tüchtigen" nach Anlagen, Können und Charakter für alle Berufe. Ihr Prinzip ist also in diesem Sinne aristokratisch und sie ist gleichzeitig von dem echten Sozialismus nicht zu trennen. Viele deutsche Demokraten denken so und diese Art Demokratie ist berechtigt und entspricht deutschem Wesen.

Es herrscht aber tatsächlich falsche Demokratie, und zwar einerseits in Gestalt des spezifisch jüdischen „Liberalismus", d. h. der Freiheit der Ausbeutung des Schwächeren durch den Stärkeren, der Vorherrschaft des unproduktiven —aber wuchernden — Kapitals und geradezu der Regierung der Staatsautorität; anderseits der Sozialdemokratie mit der Idee der Diktatur des Proletariats und der Herrschaft der Masse auf Grund des gleichen Stimmrechts. Beide Sorten „Demokraten" sind absolut „antidemokratisch". Die echte Demokratie erkenne ich an, der Kampf gilt nur den beiden Arten von Pseudodemokratie.

Aehnliches gilt vom Sozialismus. Echter Sozialismus bedeutet das Aufgehen des einzelnen in der Pflicht für alle, ist also dem Altruismus verwandt und ruht auf idealer, nicht materieller Grundlage. Deutschland war weitgehend echt sozial, mehr wie alle andern. Jetzt herrscht der Pseudosozialismus, denn der Sozialismus der Sozialdemokratie ist re vera (als Reaktion auf den Kapitalismus des Besitzes) der Kapitalismus des Proletariats, was jetzt wohl niemand mehr bestreitet (vgl. Spengler, Preußentum und Sozialismus).

Der Pseudosozialismus ist nur in Verbindung mit der angegebenen Pseudodemokratie denkbar. Das stolze, ideal klingende Wort „Sozialdemokratie" ist eine Lüge in sich. Der Kampf gegen den Pseudosozialismus ist ebenso Vernunftgebot, wie das Eintreten für den echten Sozialismus.

Weiter fällt in der Denkschrift vielleicht auf, daß ich die Unabhängigen, Spartakisten und Bolschewisten kaum erwähnt habe. Diese Gruppen waren aber damals erst im Entstehen und im übrigen ist ja kaum eine Grenze zwischen der sogenannten gemäßigten Sozialdemokratie und ihren radikalen Formen. Die Ziele sind dieselben; der häusliche Streit betrifft nur die Taktik. Die letzten und äußersten Kampfformen des Radikalismus müssen aber, wie schon Treitschke und E. von Hartmann vor mehr als vierzig Jahren überzeugend ausgeführt haben, notwendig kommen, sobald es an die Verwirklichung des sozialdemokratischen Gedankens geht. Denn ist schon die sozialdemokratische Theorie praktisch undurchführbar, so ist die Kampfweise selbst mit ihrer Entfesselung der Masse und Aufpeitschung der niedrigsten und gewalttätigsten Instinkte (Klassenhaß, Geldgier, Faulheit) geradezu verbrecherisch. Sie steht zudem in

offenem Widerspruch zu der eigentlichen Lehre, die ja in der sozialen Tendenz, also dem Altruismus und der Pflicht wurzelt, während die Aufreizung der Massen lediglich an den Egoismus, d. h. an „Rechte" appelliert. Diese Kampfweise muß dazu führen, daß die Masse die Erfüllung der ihr vorgegaukelten Versprechen und Rechte verlangt. Dieser Weg endet eben im Bolschewismus. Die Führer müssen also entweder sich der Masse beugen, um ihre Führerschaft zu erhalten, oder auf ihre Führerrolle verzichten, da ihnen die Massen aus den Händen entgleiten.

Im übrigen zeigten sich damals schon die ersten Ansätze zum Bolschewismus in der Marine. Ein Komplott wurde aufgedeckt. Nach dem Rezept „die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen" erschoß man zwei Matrosen, ließ aber die Verführer, noch dazu Abgeordnete, unter Aegide einiger Weiber, frei ausgehen. Nicht nur das: der stets erleuchtete und gewissenhafte Reichstag benützte, als Michaelis zwischen der Regierung, der Parlamentsmehrheit und diesen Elementen den längst gebotenen Grenzstrich ziehen wollte, solches „Vermessen" als Vorwand, um den Kanzler und den Marinestaatssekretär Capelle zu stürzen. Anstiftung zum Landesverrat war also erlaubt, die Zukunft des deutschen Volkes vogelfrei von Parlaments wegen! Die Herren Dittmann, Cohn, Barth und Konsorten konnten sich freuen: die Bahn war für ihr Wirken frei.

Eigenartig genug war es, daß ich mit meiner Ansicht ziemlich allein stand. Der richtige Grundsatz: „Der Offizier soll keine Politik treiben", war einfach dahin ausgelegt, „er braucht nichts davon zu verstehen". Da ich aussprach, wir stünden vor großen sozialen Aenderungen, die wir freiwillig geben müßten, war ich als halber Sozialdemokrat selbst bei vielen Herren des Stabes verschrien. (Uebrigens waren es — versteht sich, möchte man fast sagen — dieselben „aufrechten, königstreuen" Männer, die nachher den Weg zur Republik am leichtesten fanden.) Sie verwechselten einfach den falschen sozialdemokratischen Sozialismus mit dem sozialen Pflichtgefühl, das an sich natürlich mit Regierungsformen und „Politik" herzlich wenig zu tun hat.

Umgekehrt war ich in Regierungskreisen und bei den Gewerkschaften als stark konservativ, als begünstigter „Agent" der Großindustrie und „Reaktionär" verschrien. Alle drei Etiketten, mit denen ich überklebt werden sollte, bargen baren Unsinn, ich verlangte einfach, daß regiert wurde und Ordnung herrschte, was bitter not tat.

Bethmanns Abgang.

Als die Hauptfeinde jeder starken Regung beim Kaiser und der Zivilregierung sah ich Bethmann Hollweg und den Chef des Zivilkabinetts, von Valentini, an. Beide bekämpfte ich mit aller Kraft. Bethmanns Schwäche und völliges Versagen in jedem Punkt der Innen- und Außenpolitik hatte nun allerdings auch den Feldmarschall und Ludendorff überzeugt, daß er weg müsse. Dem Feldmarschall widerstrebte dieser „politische" Schritt; nur zögernd entschloß er sich dazu, selbst mitzuwirken. Der Konflikt spitzte sich zu, der Kaiser schien Bethmann stützen zu wollen, so daß Hindenburg und Ludendorff sich entschlossen, am 12. Juni 1917 ihr Abschiedsgesuch[1]) einzureichen. Ich war in größter Sorge, da ich fürchtete, genau wie es 1918 kam, daß Ludendorff allein fallen würde. Es wäre auch wohl so gekommen. Und dann wäre schon damals alles verloren gewesen.

Erfreulicherweise wurde Bethmann dann im Reichstag schwer angegriffen. Er war auch dort unbeliebt; bei den einen, weil er zu schlapp war, bei den andern, weil sie nicht schnell genug alles erreichen konnten und weil sie in ihm das Friedenshindernis sahen. Tatsächlich hatten ihn ja seine unbedachten Reden und seine Ziellosigkeit bei unsern Feinden in stärksten Mißkredit gebracht, allein den Frieden konnten wir weder mit noch ohne ihn haben. Für die Attacke im Reichstag gab das angebliche Versagen des U-Bootkrieges (nach viereinhalb Monaten!), die allgemeine Kriegslage und der durch gefügige Werkzeuge nach Berlin verschleppte Wunsch Habsburgs den Anlaß; in Wirklichkeit sollte aber eine „Friedensresolution" und damit eine Machterweiterung des Reichstags erpreßt werden. Es bestand die schönste Aussicht, daß damals schon die Parlamentarisierung und Demokratisierung, der Verlauf der sozialistischen Revolution wenigstens inauguriert werden konnte.

Ich war damals in Berlin und stand natürlich mit der O.H.L. in engster Fühlung. Ich sah nur den Ausweg, selbst mit an Bethmanns Sturz Hand anzulegen. Ich telephonierte dem Kronprinzen, er müsse kommen und veranlaßte zugleich, daß er gerufen wurde. Ich trug ihm die Lage vor und überzeugte ihn von ihrem Ernst. Er trat beim Kaiser für Bethmanns Entlassung ein, wurde aber abgewiesen. Doch er blieb fest. Er empfing auf meinen Rat die hauptsächlichsten Parteiführer, mit

1) Vgl. Urkunden Seite 407.

denen ich, soweit nötig und zweckmäßig, vorher Fühlung genommen hatte. Das Ergebnis war, daß die Mehrheit den Reichskanzler nicht mehr haben wollten. Erzberger gab den Ausschlag.

Mit dem Protokoll [1]) über die Aussagen der Abgeordneten in der Hand erreichte der Kronprinz endlich Bethmanns Entlassung, nachdem dieser schnell noch den Erisapfel des gleichen Wahlrechts für Preußen hingeworfen hatte. Es nutzte ihm nichts, der Monarchie versetzte er damit den ersten Todesstreich. Es war klar geworden: die Krone gab auf Parlamentsdruck nach. Der Rückschluß auf unsere innere Stärke lag, auch für unsere Gegner, auf der Hand. Northcliffs goldene Zeit begann, während unsere Auslandspropaganda, die sich, mangels jeglicher Psychologie, längst um jeden Kredit geschrieben hatte und für die Herr Erzberger, nach Inhalt und Organisation, die Verantwortung trug, völlig versumpfte. Ich sagte damals bei einer Unterhaltung zum Kronprinzen: „Bethmann reißt Preußen für fünfzig Jahre, die Monarchie für hundert hinein." Gebe Gott, daß ich mich geirrt habe!

Hindenburg und Ludendorff kamen am 13. Juli nach Berlin. Der Kaiser erklärte ihnen beim Empfang, im Hinblick auf die Abschiedsgesuche, „sie hätten als Generale zu gehorchen und im übrigen sei Bethmann entlassen".

Charakteristik Bethmanns.

Bethmann wird für immer der eigentliche Totengräber Deutschlands bleiben. Denn ein starker Mann mit klarem Wollen an seiner Stelle — und Deutschland hätte gesiegt!

Wie war Bethmann beschaffen und worin liegt seine Schuld?

Bethmann war ein recht verbreiteter Typ des preußischen Beamten der nachbismarckischen Periode, deren Grundsatz allmählich geworden war: „Nur kein Aufsehen und keinen Kampf." So fehlte ihnen einmal selbst die Schöpferkraft — denn Schaffen ist Kampf —, anderseits wichen sie jeder Kraftandrohung aus. Bezeichnenderweise wollte Bethmann selbst im Krieg es immer vermeiden, die „Feinde zu reizen".

Hinzu kam ein Anderes! Bethmann glaubte — ähnlich wie Kaiser Wilhelm II. — in den Schlagworten des Liberalismus und der Sozialdemokratie das Säuseln einer neuen, schöneren Zeit zu hören, er hat gar nicht gefühlt, daß es die Vorzeichen des Unwetters waren, die das,

1) Vgl. Urkunden der O.H.L. S. 408.

was Preußen und Deutschland groß gemacht hatte, die deutsche Weltanschauung der Pflicht des einzelnen gegen den Staat, niederreißen sollten. Seiner selbst spottend hat er die klassischen Worte geprägt: „Wehe dem Staatsmann, der die Zeichen der Zeit nicht erkennt." Diese beiden Faktoren erklären restlos, daß Bethmann nicht führte, sondern sich von der Reichstagsmehrheit führen ließ. Daß er dabei in gutem Glauben gehandelt hat, entschuldigt ihn nicht.

Er war nachtragend und unduldsam, wie es unentschlossene unklare Naturen stets sind. Seine einzige Stärke war ein gutes Redetalent.

Man hat ihm vorgeworfen, er sei zu sehr „Philosoph" gewesen. Nun, jeder Staatsmann muß — oder müßte — Philosoph sein, nur ist nicht jeder Philosoph Staatsmann, weil dazu noch einiges mehr gehört. Bethmann war aber leider jedenfalls nicht Philosoph. Hätte er von Hartmann, Nietzsche, Hegel und Kant gelesen und verstanden, so wäre er andere Wege — richtige — gegangen. Das Studium der Werke dieser Männer wäre auch heute für Politiker nützlich, bezeichnenderweise rümpft aber jeder Esel hochmütig die Nase über „Philosophen", die ihm als unpraktische Spintisierer erscheinen. Dafür liest er den „praktischen" Marx. Wir Deutschen wissen eben einfach selbst nicht mehr, was unsere Philosophen uns geschenkt haben und schenken wollten; — das hat mit seinem Singen der Materialismus getan!

Michaelis, Fürst Bülow und die O.H.L.

Zu einer reinen Freude über Bethmanns Weggang kam es nicht. Erzbergers unselige Friedensresolution ging trotzdem in die Welt und wurde als Zeichen unserer Schwäche aufgefaßt. Der nun entstehende Mehrheitsblock (Zentrum bis einschließlich Sozialdemokraten) arbeitete nur noch in Verständigungsfrieden, den unsere Gegner nie anzunehmen gedachten. Es war fast, als ob diese Parteien im Dienst der Entente arbeiteten, so erschütterten sie Deutschland mit ihrem Defaitismus, ihrem Friedensgewinsel und ihrer Schlappheit.

Der neue Reichskanzler, Michaelis, fühlte sich zudem nach eigenem Urteil der innerpolitischen Lage nicht gewachsen. Er hatte folgerichtig zuerst das angetragene Amt abgelehnt, wußte allerdings auch keinen geeigneten Mann namhaft zu machen. Jedenfalls, er nahm an — und

mußte, wie er vermutet hatte, als ehrlicher, gerader und anständiger Mann in wenig Wochen dem unanständigen Parteigezänk des Reichstages weichen. Er „flog", wie das schöne Wort lautet, über die Tatsache, daß er mit den intellektuellen Urhebern von Landesverrat nicht zusammen arbeiten wollte.

Unbegreiflich aber wird stets bleiben, daß der Kaiser aus den von der Tagesordnung nun nicht mehr verschwindenden, bei jeder Gelegenheit vom Reichstag provozierten Krisen noch immer keine Lehren zog, nicht sehen wollte, wohin die Reise gehen sollte und ging. So war also wenig gebessert, ich selbst war dafür bête noire geworden, dem man die politische Betätigung sehr übel nahm. Immerhin hatte ich eine Gefahr von Ludendorff abgewendet.

Man hat der O.H.L. vorgeworfen, es sei falsch gewesen, Bethmann zu stürzen, ehe man einen Nachfolger hatte. Das stimmt nicht! Die O.H.L. hatte sich für den Fürsten Bülow entschlossen. Ueber den Fürsten hatte die Koterie Bethmann verbreitet, er sei zu alt, halb vertrottelt usw. Ich hatte Gelegenheit, den Fürsten im Hause des schon öfter genannten Generaldirektors Zimmermann für mehrere Stunden zu sprechen. Der Fürst war völlig frisch und rüstig und sprühte von Geist. Seine Auseinandersetzung über die außen- und innerpolitische Lage, seine Gedanken, wie dem Unheil zu steuern sei, waren klar, überzeugend und deckten sich vielfach mit der der O.H.L. Dem Fürsten lag an einem neuen Reichskanzlerposten wohl wenig, mehr schon an der Führung der äußeren Politik. Und dafür gerade brauchten wir einen Meister, wie er es war, und der bereit war, mit der O.H.L. Hand in Hand im festen Vertrauen zu arbeiten. Bülow bot aber auch Aussicht, mit dem Reichstag fertig zu werden, — und wenn nicht, so hätte er jedenfalls richtig die Konsequenzen gezogen.

Ich berichtete über meine Eindrücke an Ludendorff, er teilte mir mit, daß die O.H.L. jedenfalls für Bülow eintreten würde. Das ist auch geschehen, aber im entscheidenden Augenblick, wo es nötig war, ein Zusammengehen der O.H.L. und der künftigen Reichsleitung sicherzustellen, entschied — Herr von Valentini auf Grund persönlicher Empfindung des Kaisers zuungunsten der O.H.L.

Im übrigen haben die O.H.L. und Exzellenz Michaelis dann absolut in allem einstimmig und im Vertrauen zusammengearbeitet. Ich habe noch heute vor Michaelis aufrichtige Hochachtung und Verehrung.

Politik und Strategie.

Man hat der O.H.L. und mir die Einmischung in die Politik zum Vorwurf gemacht. Ein besonders kluger Abgeordneter hat sogar einmal gesagt: „Das Heer hat zu kämpfen, und wir machen die Politik.“ Man schob also die Strategie der O.H.L., die Politik aber der Regierung — natürlich unter Reichstagskontrolle — zu. Man gab vielleicht zu, daß beide im Zusammenhang arbeiten müßten, aber wo die Grenzen lagen und ob es überhaupt eine scharfe Grenze gab, das war nicht klar erkannt. Wie ist es nun möglich, daß dieser apodiktisch erhobene Vorwurf der unberufenen Einmischung ungeprüft nachgesprochen und geglaubt, die Frage des Rechts, ja der Pflicht zur Einmischung aber gar nicht gestellt wird? Die Antwort gibt uns Clausewitz, dem wir nachstehend folgen wollen, indem er sagt: „In diesen Dingen glaubt jeder das, was ihm einfällt, eben gut genug, um gesagt und gedruckt zu werden und hält es für ebenso unzweifelhaft, als daß zweimal zwei vier ist. Wollte er sich die Mühe geben, wie ich, jahrelang über den Gegenstand nachzudenken und ihn immer mit der Kriegsgeschichte zu vergleichen, so würde er freilich mit der Kritik behutsamer sein.“

Das klingt hart, ist aber gerecht. Und ist es nicht überhaupt ein Zeichen unserer Zeit, daß Männlein und Weiblein urteilen und entscheiden in Dingen, die sie gar nicht durchdacht haben und nach Veranlagung und Bildung gar nicht durchdenken können?

Es gilt also zunächst einmal die Begriffe zu klären. Was ist Politik? Heute, wo jeder „politisch denken“ lernen soll und das Volk angeblich „politisch reif“ ist, müßte also auch jeder wissen, was heißt denn Politik?

Zweifellos verstehen die weitaus meisten Menschen darunter das, was in dem politischen Programm der Partei, der sie angehören, festgelegt ist. Das ist aber in Wirklichkeit nur ein unter einem subjektiven Gesichtswinkel gesehener Ausschnitt aus dem Begriff Politik. Dieser umfaßt in Wahrheit alles, was einerseits die Verhältnisse und den Verkehr des einzelnen (oder bestimmter Gruppen) innerhalb des Staates, anderseits der Staaten untereinander betrifft. Das erstere ist das Spezialgebiet der inneren, das letztere das der äußeren Politik. Je nach dem Gegenstand unterscheidet man richtig soziale, wirtschaftliche, Religions- oder Rassenpolitik usw. Daraus folgt nun einmal, daß die Politik objektive, genaue Kenntnisse auf allen diesen Gebieten voraussetzt. Bei wie vielen das zutrifft, darüber überlasse ich die Schätzung dem Leser. Und wie wenig man diese wahre Politik aus dem Besuch von Parteiversammlungen lernen kann, dürfte auch einleuchten.

Beides ergibt aber zur Evidenz, daß die Politisierung der Massen ein Unsinn ist. Sie werden gar nicht „politisiert", sondern suggestiv in ein mehr oder minder starres Parteischema eingezwängt. Und das Wort „Parteipolitik" hat mit dem Begriff „wahrer Politik" herzlich wenig zu tun. Der Politiker muß vielmehr objektiv über den Parteien stehen und über umfassendes Wissen verfügen. Deshalb hatte Plato nicht unrecht, wenn er das Regieren, d. h. die Ausübung der Politik für den Philosophen in Anspruch nahm. Tatsächlich war jeder große führende Politiker (d. h. Staatsmann) auch Philosoph. Freilich gehört zum Politiker noch mehr, vor allem Willenskraft, praktischer Sinn usw., so daß nicht jeder Philosoph sich zum Politiker eignet.

Betrachtet man die Politik so, dann ist die Richtigkeit des Wortes: „Die Politik ist die Kunst des Möglichen" klar. Denn aus all den teils mit-, teils gegeneinanderlaufenden, immer wechselnden Erscheinungen das Gesetzmäßige zu erkennen und praktisch zu gestalten, ist eine Kunst und kann doch immer nur einen möglichst guten, vorübergehenden Ausgleich schaffen.

Es entsteht die zweite Frage: Was ist der Krieg? Mancher mag denken, „eine dumme Frage, das ist doch klar". Nun, viele haben es heute noch nicht begriffen.

Clausewitz sagt, „daß Krieg ein Teil des politischen Verkehrs, also durchaus nichts Selbständiges sei". Und weiter sagt er: „Der Krieg ist nichts als eine Fortsetzung des politischen Verkehrs mit anderen Mitteln."

Das ist tatsächlich eine vollgültige Erklärung, wenn sie auch den Anschein erweckt, als ob danach der den Krieg Leitende unter dem die Politik Leitenden stehen müsse. Das ist aber nicht gesagt, denn der Krieg kann eben ein so tief einschneidender und entscheidender Akt der Politik sein, daß er dann alle andern Seiten der Politik entweder bedeutungslos macht oder sie in seinen Dienst stellt. Dies galt vollends für den Krieg 1914—18.

Der Krieg hat nun die Niederwerfung des Gegners zum Zweck, und das hat wieder die Vernichtung seiner militärischen Macht zur Voraussetzung. Dies kann unter Umständen mittelbar z. B. durch eine Hungerblockade erreicht werden (auch diese Maßregel erfordert militärische Kraftentfaltung). In der Regel oder gleichzeitig damit geschieht es durch Schlachten oder, wie Clausewitz sagt, durch das Gefecht.

Und damit kommen wir zum Begriff der Strategie. Sie ist die Theorie des großen Krieges und besteht letzten Endes im Gebrauch des Gefechts zur Erreichung des Zweckes des Krieges. Das scheint zunächst etwas eng gefaßt. Aber da das Gefecht der entscheidende Faktor, die einzige Wirksamkeit im Kriege ist, muß tatsächlich alles darauf eingestellt werden.

Alle kriegerische Tätigkeit bezieht sich notwendig auf das Gefecht, entweder unmittelbar oder mittelbar. Der Soldat wird ausgehoben, gekleidet, bewaffnet, geübt, er schläft, ißt, trinkt und marschiert, alles nur um an rechter Stelle und zu rechter Zeit zu fechten.

Wenn nun, wie in dem großen Kriege, die Völker mit ihrer ganzen Kraft sich in den Krieg einsetzen, so gewinnen damit die an sich inner-

politischen Fragen, wie z. B. das ganze Gebiet der Ersatzfrage, der Ernährung, des Finanzwesens, der Rüstungsindustrie, der Presse usw., mit allen ihren Wechselwirkungen zwischen Heimat und Heer eine entscheidende Bedeutung für die Strategie und die Führung des Krieges. Da letztere aber zweifellos in den Händen der O.H.L. lag, so hatte sie nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, in allen diesen Punkten entscheidend mitzusprechen.

Anderseits müssen die Völker alle innerpolitischen Fragen, die nicht auf den Gewinn des Krieges Bezug haben oder sogar schädlich wirken (z. B. die Wahlrechtsfrage, Beseitigung des Jugendparagraphen usw.), zurückstellen.

Mit einem Worte, es gibt eigentlich während eines Krieges gar keine Innenpolitik, sondern nur eine „K r i e g s p o l i t i k“, und für diese durfte es keine Parteien, Mehrheit oder sonst etwas geben, sondern die harte Notwendigkeit des Krieges hatte zu entscheiden. Und somit hatte die O.H.L. auch Recht und Pflicht, hierin mitzusprechen.

Und so ergibt sich: Der Gegensatz zwischen Heimat und Heer, zwischen Politik und Strategie war widersinnig, beide m u ß t e n e i n s sein, und vielleicht nur weil es nicht der Fall war, ging der Krieg verloren. Die Heimat war die Wurzel, aus der das Heer Kraft und Nahrung nehmen mußte. Also mußte die Heimat einmal ihr möglichstes geben, anderseits aber auch selbst so stark bleiben, daß sie zu diesem Geben befähigt blieb. Das Heer durfte somit nichts Unnützes fordern, um die Wurzel nicht vorzeitig zu entkräften, ja es mußte unter Umständen durch Kampf dafür sorgen, daß der Heimat die Wurzelkraft erhalten wurde. Das ist oft und ausgiebig geschehen.

Noch klarer als für diese Gebiete der i n n e r e n Politik ist der Zusammenhang der Strategie mit der ä u ß e r e n. Auch sie mußte dahin wirken, die m i l i t ä r i s c h e E n t s c h e i d u n g des Gefechts zu unsern Gunsten zu beeinflussen. Damit lagen ihre Aufgaben klar, nämlich einerseits Sorge für Bundesgenossen und für Zufluß aller zur Kriegführung nötigen Gegenstände aus dem Auslande und anderseits möglichste Unterbindung dieser Kraftquellen für unsre Gegner.

Da es um Sein oder Nichtsein ging, standen diese Aufgaben absolut allen andern voran, insbesondere also der Frage späterer wirtschaftlicher Abkommen usw. Natürlich erforderte die Erfüllung dieser Aufgaben fast immer militärische Aktionen in bestimmter Richtung. Kurz, Strategie

und äußere Politik hätten erst recht völlig eins sein müssen. Die Arbeitsteilung wäre trotzdem geblieben, denn für die Ausarbeitung diplomatischer Noten, die Führung von Verhandlungen usw. war natürlich das Auswärtige Amt berufen, genau so, wie für die militärischen Befehle und Anordnungen die O.H.L. Zweifel und Reibungen hätten daraus kaum entstehen können.

Clausewitz hatte also zweifellos recht, wenn er sagte: „Um einen ganzen Krieg zu einem glänzenden Ziele zu führen, dazu gehört eine große Einsicht in die höheren Staatsverhältnisse. Kriegführung und Politik fallen hier zusammen und aus dem Feldherrn wird zugleich der Staatsmann. Der Feldherr wird zum Staatsmann, aber er darf nicht aufhören, das erstere zu sein; er umfaßt mit seinem Blick auf der einen Seite alle Staatsverhältnisse, auf der andern ist er sich genau bewußt, was er mit den Mitteln leisten kann, die in seiner Hand liegen." Diese Worte finden ihre Bestätigung in den Namen der größten Feldherrn, eines Hannibal, Cäsar, Friedrichs des Großen, Napoleons und anderer. Es ist auch jedenfalls das einfachste, wenn Regierung und Kriegführung bzw. Politik und Strategie in einer Hand liegen. Liegen sie in den Händen zweier Männer, so ist zum glücklichen Ausgang entweder eine gemeinschaftliche Spitze, die zur Entscheidung in Streitfällen fähig ist, nötig, oder die beiden Männer müssen von gleichen Ansichten getragen sein, oder endlich einer von beiden muß tatsächlich leiten, der andere läßt sich leiten. Im Kriege 1870—71 war das aufs glücklichste gefügt, 1914—18 sehr unglücklich.

Wir haben das traurige Bild erlebt, daß Strategie und Politik nicht eins gewesen sind. Im Gegenteil, die politische Leitung bzw. die ihr unterstellten Behörden nahmen jede politische Anregung oder Forderung der O.H.L. als einen Eingriff übel. Zu dem umgekehrten Fall konnte es schon deshalb nicht kommen, weil die politische Leitung sich meines Wissens überhaupt nicht auf strategisches Gebiet begeben hat. Daß sie es sehr wohl gedurft, ja unter Umständen gemußt hätte, dürfte nach den obigen Ausführungen nicht zweifelhaft sein.

Tatsächlich war ja die Sache dadurch noch viel verfahrener, daß nicht nur zwei, sondern eigentlich vier Stellen selbständig arbeiteten: der Reichskanzler, der Oberbefehlshaber in der Heimat (preußischer Kriegsminister), die O.H.L. und die Seekriegsleitung. Wieviel besser wäre alles gewesen, wenn Feldherr und Politiker in einer Person vereinigt oder wenigstens völlig einig gewesen wären!

Ich glaube mit Vorstehendem jedenfalls nachgewiesen zu haben, daß die O.H.L., der ich angehörte, nur ihre Pflicht getan hätte, wenn sie auf einheitliche politisch-strategische Führung bestanden hätte. Der Vorwurf, der sie treffen kann, ist höchstens der, daß sie dies nicht genügend getan hat. Indes an ihrem Willen hat's nicht gelegen, wie wir weiterhin sehen werden.

Militärische Ereignisse im Sommer 1917.

Am 31. Juli 1917 entbrannte die große Flandernschlacht. Es gab schwere, sorgenvolle Tage, der Munitionsverbrauch war ungeheuer und unsere Reserven ziemlich knapp. Die Neufertigung stieg nur langsam. Es war ein beklemmendes Gefühl, nicht so helfen zu können, wie man gewollt hätte. Ich habe selbst Ludendorff meine Sorgen möglichst ferngehalten, nur wenn ein Befehl wegen Munitionsersparnis an die Truppen oder ein Hilferuf an das Kriegsministerium nötig war, mußte ich ihm naturgemäß die Schwere der Lage schildern. Dadurch, daß er die Wichtigkeit der Munitionsfragen voll erkannt hatte und stets genau unterrichtet war, stieg naturgemäß das Verständnis und die Fürsorge der untergebenen Dienststellen entsprechend, und das kam der Truppe unmittelbar zugute.

Auch die Flandernschlacht wurde überstanden, an unserer Abwehrtaktik zweifelte nun niemand mehr.

Russische Offensive. Unser Gegenstoß bei Sloczow.

Im Osten hatte sich das russische Heer endlich soweit von der Revolution erholt, daß es einen neuen Angriff wagen konnte. Die Oesterreicher, die der Stoß traf, wichen aus, aber es war klar, es lag nicht an der Güte der russischen Truppen. So wurde der Gegenstoß von Sloczow angesetzt. Wir hatten nur wenige Divisionen freibekommen, aber trotzdem führte der Stoß tief in den Gegner hinein. Die alte Erfahrung, daß Revolutionen unter allen Umständen auch die Heere infizieren, hatte sich erneut bestätigt. Ein Jahr später spürten wir es am eigenen Leibe. Immerhin gab auch Sloczow die Zuversicht, daß Rußland bald ausscheiden würde. Wir konnten allmählich Truppen, Artillerie und Munition im Osten freimachen, was für die im Westen weiter zu erwartenden Kämpfe dringend nötig war.

Leider verkannte man die drohende Weiterentwicklung der russischen Revolution. Rußland, das ohne festen Bürger- und Bauernstand des inneren Haltes entbehrte und somit nur diktatorisch geführt werden konnte, mußte durch eine auf die Masse gestützte Revolution notgedrungen in den Bolschewismus treiben. Die Gefahr, die daraus für Deutschland entstand, wollte nicht erkannt werden. Ich habe manchen Spott deswegen zu hören bekommen und galt als Schwarzseher. Als ich eines Tages ernstlich erklärte, ich sähe den Tag, wo Scheidemann (Sozialdemokrat und Defaitist) Reichskanzler würde, antwortete mir sogar der Feldmarschall lachend: „Na, na, das könnte gut werden."

Man hat den Vorwurf erhoben, „wir hätten den Bolschewismus in Rußland dadurch entfesselt, daß die Hauptführer Lenin, Trotzki und andere aus der Schweiz mit freiem Geleit durch Deutschland nach Rußland zurückgelassen wären. Das sei erstens unmoralisch gewesen und zweitens hätte es uns die Revolution gebracht". Die Sache liegt aber doch anders. Die russische Republik unter Kerenski bekämpfte uns weiter und schlug Friedensangebote aus. Weshalb wir nicht nach englischem Muster unsern Feinden eine Revolution bringen sollten, die sie zum Ausscheiden aus dem Kriege zwang, ist nicht zu ersehen. Sollten wir lieber den Krieg verlieren? Falsch war es nur, daß wir uns nicht gegen den russischen Brandherd abgesperrt haben; (England und Frankreich haben es 1918 uns gegenüber vermocht).

Im übrigen ist das freie Geleit Herrn Lenins usw. doch wohl auf Konto der Reichstagsmehrheit zu setzen, deren linker Flügel ja direkt mit den Bolschewisten sympathisierte.

Sorge um das Durchhalten der Heimat.

Für mich trat im Laufe des Jahres 1917, nachdem zu übersehen war, daß das Hindenburgprogramm einerseits zu leisten war und anderseits annähernd den Bedürfnissen des Krieges Rechnung trug, die Sorge für das Durchhalten der Heimat in den Vordergrund. Es waren vielseitige Fragen, die sich da aufrollten.

Die Kohlenfrage[1]).

Souverän beherrschte die Kohlenfrage alle Gebiete der Kriegführung, Wirtschaft und des täglichen Lebens. Die Rüstungs-

1) Vgl. Urkunden Seite 178 ff.

industrie schluckte ungeheure Mengen Kohle unmittelbar, namentlich für Herstellung des Roheisens, Stahls und aller Hüttenprodukte. Daneben verschlangen Kraftwerke und Dampfmaschinen, vor allem die Eisenbahn, große Mengen. Dazu kam Kohle für Hausbrand, Licht und Gaswerke. Und endlich gebrauchte die Marine viel Kohlen, und zwar die besten.

Fast so wichtig wie die Kohle selbst waren ihre Destillationsprodukte. Vorweg das Gas, das für Beleuchtung und Gasmotore gebraucht wurde, dann das Benzol für Kraftwagen und Motore aller Art, die schweren Oele für die U-Bootmotoren und endlich die Schmieröle. Zum Teil ergänzten sich diese Destillationsprodukte mit denen aus dem rumänischen Erdöl. Es galt die Produktion aller dieser Gegenstände dem dringendsten Bedarf und der Wichtigkeit entsprechend zu steigern. Es war also ein fortwährendes Nachprüfen und vorausschauendes Berechnen. Das Wichtigste blieb die Kohlenförderung. Für sie wurden sogar viele Tausende Arbeiter aus dem Feldheer an die Heimat zurückgegeben. Es war ein großzügiger Schritt Ludendorffs, bei der gespannten Lage an der Front.

Schwer war aber auch die Verteilung der Kohle, denn trotz aller Anstrengungen bestand Mangel und zeitweise traten noch Transportstockungen hinzu. Man hatte nicht rechtzeitig an die Vermehrung der Lokomotiven gedacht, nun galt es, auch ihre Fertigung zu erhöhen.

Wir hatten bereits im Februar 1917 die Stellung eines Reichskohlenkommissars angeregt. Der erste versagte, der Nachfolger, Geheimrat Stutz, hat glänzend gearbeitet, stets in enger Fühlung mit der O.H.L. und mit restloser Energie. Er hatte im Grunde ein undankbares Amt, denn alle Bedürfnisse zu befriedigen, war unmöglich. Seine Verdienste sind daher auch nicht gebührend anerkannt, vielleicht auch, oder gerade, weil er zu sehr mit der O.H.L. ging. Das belastete jeden schwer.

Neben der Kohle war es das Rohöl, das große Sorgen machte und das wir in erster Linie aus Rumänien bezogen. Es gelang, sowohl die Gewinnung wie den Abtransport allmählich zu ungeahnter Höhe zu steigern. Damit stieg die Benzingewinnung, die uns allein den Luftkampf bis zum Ende zu führen ermöglicht hat[1]) (vgl. Seite 231/232).

1) Vgl. Urkunden Seite 162.

Ernährungsfragen[1]).

Nicht so wichtig aber fühlbarer noch wie die Kohlenfrage war die Ernährungsfrage. Die landwirtschaftliche Produktion reichte nicht, es galt, sie zu steigern, die leibliche, aber auch die seelische Widerstandskraft der Heimat hing davon ab. Zuschüsse vom Ausland waren nicht zu erwarten, nur das besetzte Gebiet und Rumänien gaben etwas. Wir mußten also den Acker, dem künstlicher und natürlicher Dünger fehlte, möglichst ertragfähig zu erhalten suchen. Nur mit künstlichem Dünger ließ sich helfen. Es handelte sich um Phosphate, Stickstoff, Salpeter und Kali.

Zitronensauerlösliches Phosphat hatten wir in der phosphorsäurehaltigen Thomasschlacke. Aber wasserlösliches Phosphat besaßen wir nicht in der Heimat, und so galt es, die Gruben in Belgien und Nordfrankreich bis zum äußersten auszunutzen. Es ist geschehen.

Der künstlich hergestellte Salpeter wurde überwiegend für Pulver und Sprengstoffe gebraucht. Es war etwas einzusparen dadurch, daß man Chlorate und flüssige Luft als Sprengstoff zu Hilfe nahm und daß die Gasmunition erheblich vermehrt wurde, aber das reichte nicht. So galt es, die Fabriken für künstlichen Salpeter zu erweitern. Die Anlagen bei Merseburg verdanken diesem Gedanken ihre Entstehung. Es gab viel Widerstände, vor allem der Einwand, daß wir eventuell nach dem Kriege „Ueberschuß an Salpeter" hätten. Tatsächlich hätten wir beim Ende des Krieges die doppelte Menge Stickstoff der Landwirtschaft geben können, wie vor dem Kriege, und zwar ohne jede Einfuhr aus Chile. Dank der Streikwut und Faulheit ist nur ein Bruchteil produziert. Das ist auch eine Errungenschaft der Revolution gewesen.

Im übrigen tut es mir noch heute leid, daß ich nicht den Bau der Anlage in Bayern — unter Ausnutzung der dortigen Wasserkräfte — angeregt und durchgesetzt habe. Bayern war tatsächlich das Stiefkind, wenn von Reichs wegen große wirtschaftliche Anlagen geschaffen wurden.

Kali hatten wir genug, während die übrige Welt Mangel litt. Immerhin mußte auch bei uns die Kaliproduktion gesteigert werden, wozu Arbeiter nötig waren und gegeben wurden.

So hat die O.H.L. damals tatsächlich aus eigener Initiative für die nötigen Düngemittel, soweit es überhaupt in ihrer Macht lag, vor-

1) Vgl. Urkunden Seite 195 ff. u. 203 ff.

gesorgt. Es gelang nicht, alle Anforderungen zu erfüllen, aber es ist doch Erhebliches geleistet worden.

Ferner mußten landwirtschaftliche Maschinen beschafft und die zum Betriebe der Maschinen nötigen Kohlen, Oel, Benzol usw. freigemacht werden. Namentlich mit Benzol war das schwierig, es wurde ja für die Lastkraftwagen des Heeres so bitter nötig gebraucht.

Eine wesentliche Rolle spielten die landwirtschaftlichen Fachleute, Inspektoren, Führer der Motorpflüge, Stellmacher, Schlosser usw. Sie mußten in den landwirtschaftlich wichtigsten Zeiten beurlaubt werden, was bei den fortdauernden Kämpfen an der Front auf großen Widerstand stieß.

Immerhin lohnte alle diese der Landwirtschaft zugewandte Sorge. Wir haben dadurch wenigstens wirklicher Hungersnot vorgebeugt. Dank haben wir, habe ich, dafür nicht geerntet, — im Gegenteil.

Die Arbeiterfrage[1]).

Das Heer brauchte Ersatz, er mußte trotz der Vergrößerung der Aufgaben der Rüstungsindustrie gestellt werden. Sollte diese also das Nötige leisten, so wurde Sparsamkeit mit Arbeitskräften Pflicht. Große Betriebe arbeiten meist rationeller wie kleine, also mußten diese zurückstehen, wenn es nicht möglich war, sie sozusagen als Abteilungen eines größeren Werkes einzurichten, indem sie für ein solches Spezialartikel lieferten. Sie erhielten dann die Halbfabrikate usw. von dem großen Werk. Dies Verfahren stieß naturgemäß auf große Widerstände, aber im ganzen gingen die Heimatbehörden doch schließlich diesen Weg.

Weiter aber galt es, Arbeitskräfte zu gewinnen durch Heranziehung von Frauen, Jugendlichen und Kriegsbeschädigten. Wir forderten besondere Kurse zu deren Ausbildung, um sie möglichst auch an Stelle von Facharbeitern einstellen zu können. Es ist mancherlei auf diesen Gebieten geleistet, durchgegriffen ist leider nicht.

Die Frauenarbeit und ihre Bewertung.

Insonderheit hat die Frau nicht das geleistet, was sie hätte leisten können. Die meisten Frauen der sogenannten besseren Stände dachten gar nicht daran, sich zur Arbeit zu drängen (und Zwang war den „Damen"

1) Vgl. Urkunden Seite 61 ff.

gegenüber ja nicht möglich). Sofern sie also nicht durch Not dazu getrieben wurden oder die sich bietende pekuniäre und sonstige, namentlich sexuelle, Unabhängigkeit sie lockte, blieben sie in Scharen fern. So hatte z. B. ein Aufruf an die Studentinnen einen sehr bescheidenen Erfolg. Ein paar hundert gingen für ein paar Monate — meist in den Ferien — in die Fabrik, schrieben pathetische Artikel über ihre Erlebnisse und ihre Arbeit, und dann empfahlen sie sich wieder. Man muß demgegenüber feststellen, was der Student im Kriege an der Front und in der Heimat geleistet hat. Das Verhältnis ist 100 : 1. Aber auch sehr viele Arbeiterfrauen zogen es vor, sich unterstützen zu lassen, um ein freies Leben zu führen. Immerhin stieg die Zahl der Frauen in allen Berufen erheblich. Eine wirkliche Begeisterung, ein Idealismus der Arbeit ist leider nie zu spüren gewesen.

Es kam hinzu, daß die Frau nur sehr langsam und sehr bedingt wirkliche Männerarbeit ersetzen lernte. Man wird ja nicht behaupten können, daß gerade ein Straßenbahnschaffner, Postbote usw. besondere Stützen der Männlichkeit ihrem Beruf nach sein müssen. Die wirklich hochwertige Facharbeit, ebenso alle schwerste und vor allem die führende geistige Arbeit ist, man kann ruhig sagen, ausschließlich von Männern geleistet. Und je mehr Frauen notgedrungen Stellungen von einiger Selbständigkeit nehmen mußten, um so mehr zeigte sich ein Stocken in dem Gesamtorganismus.

Obwohl ca. 12 000 000 Männer im Felde standen bzw. gestanden haben, war die Zahl der männlichen Arbeiter noch immer weit höher wie die der weiblichen.

Die Gesamtleistung der Frau ist also qualitativ und quantitativ hinter den Erwartungen zurückgeblieben, genau wie in den andern Ländern. Dies soll kein Vorwurf sein, soll nur zeigen, daß es ein Unding ist, Mann und Weib gleichzustellen. Und ich würde diese alte Binsenwahrheit auch gar nicht predigen, wenn nicht eine umfangreiche Selbstbeweihräucherung der Frauen vielfach das Bild total verdreht hätte. Die albernen Lobhudeleien, zum Teil deswegen in die Welt gesetzt, um die Frauen zu ködern, sind unrichtig und haben nur die Anmaßung gesteigert. Dazu bleibt zu bedenken, daß die ganze schwere Arbeit des Krieges, das Kämpfen, Leiden und Sterben, auf den Männern allein lag.

Die durch die Berufstätigkeit von der Familie emanzipierte Frau zeitigte aber noch weitere Schattenseiten. Die allgemeine Moral sank

zusehends. Vergnügungs- und Genußsucht blühten, die Mode wurde immer extravaganter, herausfordernder, und wer in jener Zeit abends durch die Großstädte ging, konnte den Ekel vor dem Volk, besonders den Juden und den Weibern, bekommen. Wußte niemand mehr, daß wir im schwersten Kriege standen, daß stündlich fast 100 Männer ihr Leben für das Vaterland gaben?

Der feldgrane Soldat, der ja nicht zahlen konnte, wurde kaum beachtet, während der junge, gut verdienende Lümmel mit seinem Mädchen sich breit machte. Die unverheiratete oder kinderlose Frau lebte einen schönen Tag. Anders stand es mit den meisten Müttern. Sie, die keine Verdienstmöglichkeit hatten und nicht von ihren Männern ausgiebig unterstützt werden konnten, litten Not. Die Regierung half nicht und so war deren Erbitterung berechtigt. Leider fehlte es aber mancher dieser Frauen an Würde, ihr hartes, unverdientes Geschick fest und mutig zu tragen. Sie schrieben Klagebriefe an ihre Männer in der Front, und so hatten diese Armen zu all ihrem Schweren auch noch die bangen Familiensorgen. Was Wunder, daß auch die Stimmung dieser Männer litt, daß sie die Ungerechtigkeit empfanden, die zwischen ihnen, dem alles opfernden, schlecht bezahlten Kämpfer und dem gut bezahlten, genießenden Heimgebliebenen klaffte. Aber alle Versuche der O.H.L., hier Wandel und Gerechtigkeit zu schaffen, waren vergebens. Kriegsminister und Reichskanzler wetteiferten im Ablehnen aller Besserung; ihre Verantwortung ist groß.

Rückgang der Geburtenziffer[1]). Allgemeine sexuelle Demoralisation.

Von der Haltung der Frauen im Kriege ist kaum die der allgemeinen sexuellen Demoralisation zu trennen. Der schon vor dem Kriege beginnende Geburtenrückgang nahm rapide zu, desgleichen aber die Geschlechtskrankheiten. Wie gewöhnlich wurde zunächst der beurlaubte Soldat beschuldigt. Es war umgekehrt! Im Feldheer wurde auch in diesem Punkte auf Ordnung gehalten und außerdem waren die sanitären Maßnahmen sehr weitgehend. In der Heimat waren sie angeblich „nicht durchzuführen", wie alles.

1) Vgl. Urkunden Seite 215 ff.

So kehrten viele Ehemänner vom Urlaub geschlechtskrank ins Feld zurück, die eigenen Frauen waren die Schuldigen. Bei den unverheirateten Männern wars noch ärger. Der Mangel an Männern einerseits, die infolge der Berufstätigkeit größere persönliche Freiheit der Frauen anderseits und die geringe Aufsicht durch Gatten und Väter trieben gerade das Weib zum „Sichausleben“. Hand in Hand damit nahm die Modenarrheit und Vergnügungssucht zu. Die verführten Männer — sie waren es tatsächlich — mußten das Geld schaffen und so stieg wieder das Schieber- und Wucherwesen, ein wahrer circulus vitiosus.

Es wäre wohl gut gewesen, diesen Verbrechen zu steuern, die eine maßlose Verbitterung unter vielen Urlaubern und damit im Heere schufen. Indes es geschah nichts. Wer hätte denn auch wagen sollen, gegen die allmächtige Koalition von Schieber- und Dirnentum anzugehen. Nur in der Stille regte es sich, es fanden Besprechungen und Beratungen in Parlament und Regierung statt, wie dem Unheil zu steuern sei. Merkwürdigerweise sahen alle nur die Wirkung, d. h. den Geburtenrückgang und die Geschlechtskrankheiten, nicht die Ursache, d. h. die Demoralisation der Heimat und besonders des Großstadtweibes. So kam es, daß alle Gesetzesentwürfe von vornherein falsch und nur Papierarbeit waren. Mit dem Verbot des Verkaufs antikonzeptioneller Mittel hebt man nicht die Geburtenzahl — nicht einmal die uneheliche —, aber man vermehrt die Erkrankungen.

Es konnte nur eine moralische Gesundung helfen. Diese war in den Großstadtwohnungen, bei der ungebundenen Freiheit, nicht möglich. Es galt also eine Bevölkerungspolitik anzuregen, die die Schäden erfaßte. Als wesentliche Teilfaktoren erschienen eine gesunde Bodenreform, die schärfere Kontrolle der Großstadtjugend und ihre seelische und körperliche Gesundung, das Hinausbringen der Jugend aufs Land und vor allem die Rückgabe der Frau aus der Fron der Fabrikarbeit in die Familie. Es ging um die Zukunft Deutschlands und so nahm sich die O.H.L. dieser Frage an. Zwei wackere Männer, der Oberstabsarzt Dr. Hochheimer und Stabsarzt Dr. Münter, nahmen im Auftrage des Feldsanitätschefs die Sache in die Hand und sie gewannen im Verkehr mit Abgeordneten, Aerzten und Regierungsmitgliedern an Boden. Auch Herr Damaschke[1]) kam nach Kreuznach. Es konnte allmählich etwas Ganzes und Großes werden. — Die Revolution hat auch hier alles zerschlagen,

1) Vgl. Urkunden Seite 244.

die Demoralisation ist gestiegen, Kinder kommen kaum noch zur Welt, die Syphilis wütet, — aber das Weib ist dem Mann gleich, das entschädigt für alles; namentlich den Mann!

Die innere Politik.

Michaelis gab nur eine Gastrolle. Hertling, der dann kam, war ein Greis, verbraucht und arbeitsunfähig; unfähig auch, die Zeit zu erkennen. Er hatte vorher in Bayern gelegentlich völlig unberechtigt die O.H.L. angegriffen. Vielleicht war das ein Grund für Valentini, gerade ihn der O.H.L. vorzusetzen. Im übrigen bot Ludendorff Hertling sofort loyales Zusammenarbeiten an. Er ging dann in seiner Loyalität leider so weit, jeden Schritt zur Beseitigung dieses unfähigen Greises abzulehnen. Doch davon später! Hertling sah seine Aufgabe darin, die Parteigegensätze möglichst auszugleichen, während straffe Führung not tat. Die Linke nutzte dies aus, Jugend- und Streikparagraphen fielen, und so wurde auch die Jugend in den politischen Kampf gezogen und der Streik für erlaubt erklärt. Das preußische Dreiklassenwahlrecht — zweifellos überlebt, aber immer noch besser, wie ein gleiches Wahlrecht, das unmündige Kinder beiderlei Geschlechts dem pflichttreuen, klardenkenden Manne und der sich aufopfernden Mutter gleichstellt — wurde das Hauptkampfobjekt im Reichstag, obwohl es ganz gewiß eine innerpreußische Angelegenheit war, die bis nach dem Krieg Zeit hatte. Unser Rat, die Sache rechtzeitig, d. h. im Jahr 1916, mit einem vernünftigen Wahlrecht abzutun, war seinerzeit ungehört verhallt. Die O.H.L. wurde in den Streit hineingezogen. Einmal sollte Ludendorff erklärt haben, „das gleiche Wahlrecht müsse sofort gegeben werden, um Streiks zu verhindern", das andere Mal wurde er als Reaktionär hingestellt, „der das gleiche Wahlrecht verhindere". Beides war falsch, wir wollten innerpolitische Ruhe haben und wollten, daß jeder seine Pflicht täte.

Um ihrem Willen Nachdruck zu geben, drohten die Sozialisten mit Streiks, wobei immer Lohnfragen geschickt mit Wahlrechts- und politischen Fragen verquickt wurden. Die Gewerkschaftsführer stellten sich scheinbar „loyal" hinter die Regierung, d. h. — was regelmäßig geschah — wenn sie nachgab; anderseits ließen sie mindestens die Streiks schweigend zu. Griff einmal ein kommandierender General durch, so gab es ein Wettern

und Schimpfen, Toben und Drohen im Reichstag, bis der General nachgab oder — ging.

Irgend etwas, was nach Siegeswillen und Durchhalten aussah, gab es nicht mehr. Die Führer der Gewerkschaften usw. kamen schließlich, auf unsern Wunsch, ins G.H.Qu. nach Kreuznach. Während die Führer der katholischen Arbeiterverbände, der Angestelltenverbände und andere sehr verständig und treudeutsche Männer waren, merkte man denen der sozialdemokratischen Gewerkschaften an, daß sie mehr Parteipolitik wie sonst etwas trieben. Der Feldmarschall sagte ihnen, Gott sei Dank, kräftig, wie er über Streiks dächte. Landesverrat! Geholfen hats nicht. Gern gedenke ich an dieser Stelle des damaligen Verbandssekretärs der katholischen Arbeitervereine, des Zentrumsabgeordneten Dr. Fleischer, mit dem mich in sozialen Fragen weitgehende Ideenverwandtschaft verband. Seine gründliche Bildung, die Lauterkeit seines Charakters, die durchdachte Beherrschung der sozialen Probleme und Strukturverhältnisse, seine Klarsicht und gute Informiertheit auf diesen Gebieten, haben mein Zusammenarbeiten mit ihm mir zur Freude gestaltet. Er war einer der wenigen, die die kommende Revolution, und zwar als Weltrevolution, am frühesten erkannten, ihre notwendig katastrophalen Folgen in ihrem ganzen verheerenden Umfang erfaßten und unermüdlich im Warnen waren. Jedenfalls überragte er turmhoch alles, was bisher die sozialen Ministersessel drückte.

Die Löhne stiegen durch die Streiks und Streikdrohungen rapide. Die Industrie gab stets nach, teils weil sie den Ausfall an Leistung fürchtete, teils weil es ihr im Grunde recht war. Sie schlug die Erhöhung auf die Preise auf und sie hatte selbst Vorteil davon, da ihr Gewinn ja im Prozentualverhältnis zu den Gestehungskosten stand (vgl. Seite 204 ff.). So verdiente der Unternehmer zum Teil sinnlos, der Arbeiter über Gebühr und alles übrige — insbesondere der Mittelstand und das draußen stehende Heer — hatten das Nachsehen. Trotzdem erfüllten Heer und Bürgerschaft ihre Pflicht, der Arbeiter aber benutzte die zu hohen Löhne, um mehr zu feiern und — weniger zu arbeiten. Die Arbeitsleistung sank von der normalen immer mehr. Es war nicht so sehr die Folge von Unterernährung, wie oft behauptet ist. K e i n Arbeiter ist im Kriege tot vor Entkräftung an der Drehbank umgesunken. Es war Mangel an Pflichtgefühl und e s w a r d e r G e d a n k e d e r p r o l e t a r i s c h e n

Solidarität, durch Arbeitsminderung das Heranziehen weiterer Arbeiter für das Heer zu verhindern.

Durch das fortgesetzte Steigen der Löhne und der Unternehmergewinne wurden auch die Kriegskosten immer höher. Es wurden neue Anleihen aufgenommen und die Notenpresse schleuderte immer mehr Papiergeld auf den Markt. Das Gold wanderte ins Ausland. Der Erfolg war, daß die Geldentwertung[1]) zunahm, an der wir noch heute leiden. So bildeten Lohnstreiks, Papierinflation und Geldentwertung eine Kette von Uebeln, die das Reich zugrunde richten mußten. Aber die Regierung tat nichts, obwohl diesmal der Reichsschatzsekretär gemeinschaftlich mit der O.H.L. immer wieder und energisch auf Verminderung der Kriegskosten (d. h. eben der Unternehmergewinne und Löhne) drängte. Ebensowenig entschloß sich die Regierung dazu, durch ausreichend hohen Kriegsgewinn und sonstige Steuern das Geld wieder einzuziehen und dadurch Geldinflation und -entwertung zu verhindern.

Es war allerdings mit dem Reichstag, wie er war, nichts zu machen; nur eine Diktatur hätte nachhelfen können. Im Volke hofften die Besten auf eine solche, aber weder der Kaiser noch der Kanzler konnten sich dazu entschließen. Und bei der O.H.L. stimmte zwar Ludendorff an sich diesem Gedanken zu, aber er konnte ihn nicht verwirklichen, zumal er persönlich die Uebernahme der Diktatorrolle ablehnte. Der Feldmarschall war zu einem solchen „politischen Schritt" nicht zu bekommen und ohne ihn hätte ein energischer Schritt Ludendorffs nur des letzteren sofortige Entlassung bedeutet.

Die Friedensduselei.

Sank so schon durch alle vorerwähnten Faktoren die Stimmung und der Siegeswillen indirekt erheblich, so wurde schließlich noch durch die Verständigungsfriedensduselei direkt dem Volk das Verständnis, um was es ging, genommen. Schon das Friedensangebot vom 12. Dezember 1916 war innerpolitisch ein Fehler, aber sein Scheitern hätte den Forderern nun wenigstens die Augen öffnen müssen. Gewiß, die mit Hohn verbundene Ablehnung der Entente wirkte günstig — aber nur für kurze Zeit! Selbst Scheidemann (der zuerst im Reichstag das Wort Revolution fallen ließ) fand damals — 1916 — ein paar Worte, die

1) Den eigentlichen Anlaß haben schon die Gesetze vom 4. 8. 14 gegeben, die tatsächlich die Papiervaluta an die Stelle der Goldvaluta gesetzt haben.

nach Kampfkraft aussahen, ebenso Erzberger. Sie mußten wohl, weil der gesunde Sinn im Volk plötzlich erwacht war und ihnen unheimlich wurde. Dann aber gings mit erneuter Kraft an die „Verständigung". Wars persönliche Feigheit, Mangel an Vertrauen zu Deutschland? Nein, gewiß nicht, es war Parteitaktik; „Deutschland durfte ja nicht siegen, denn das hätte die Monarchie gestärkt und die demokratischen und pseudosozialen ‚Fortschritte' gehemmt". „Vorwärts" und „Tageblatt" waren sich darin einig und sprachen es gelegentlich auch offen aus. Der Gedanke war richtig, und so zogen sie es vor, auf einen schlechten Frieden zu wirken. Das Ergebnis war die Friedensresolution vom Juli 1917 (s. Seite 143); sie war der entscheidendste Schritt auf der gefährlichen Bahn. Erzberger ging im Fahrwasser Habsburgs und machte diesen Schritt in dessen Auftrag. Noch schlimmer wirkte dann die unglaubliche Fahrlässigkeit Erzbergers, als er seine Kenntnis von einem Czerninschen Immediatberichte (in welchem Oesterreich am Ende seiner Kraft dargestellt wurde) preisgab zur Freude der Entente. Das schlug dem Faß den Boden aus und die Entente, die nach den U-Bootserfolgen und dem Versagen ihrer Offensive an sich im November 1917 wenig Hoffnung mehr auf Sieg hatte, schöpfte neuen Mut zum Ausharren. Sie konnte es ja auch, denn zur Not, wußte sie genau, gab es einen billigen Frieden jeden Augenblick. Das Risiko war ihr, durch deutsche „Politiker", ja abgenommen [1]).

Für die O.H.L. war die Lage widerlich. Zu sehen, wie die Entscheidung nahte, wie militärisch unsere Lage fester und besser wurde, und dazu ohnmächtig zusehen zu müssen, wie Narren und Verbrecher im Innern „arbeiteten", um uns den Krieg verlieren zu lassen, war hart. Ich sah bei meinen vielen Besuchen in Berlin eine Hauptaufgabe darin, die Stimmung wieder zu heben, denn in Versammlungen wie in Unterhaltungen hörte ich immer dasselbe Lied des Defaitismus. Man sah mich infolgedessen ungern in Berlin, stand ich doch auch im Verdacht, mancher unfähigen Person aus ihrer Stellung verholfen zu haben. Soweit meine Kräfte reichten, habe ich es getan, leider reichten sie nicht weit genug. Bezeichnend war, daß ich auch bei Graf Hertling verschrien war. Es gelang mir einigermaßen, ihn zu überzeugen, daß das, was ich wollte, nötig und richtig war.

---

1) Das Unbegreiflichste ist, daß das Volk solche Leute immer noch als seine Man-

Militärische Lage im Herbst 1917.

Es war gelungen: Wir hatten die uns für 1917 drohend bevorstehende Katastrophe abgewendet, dank Rußlands allmählichem Ausscheiden, dank unserer strategischen Frontverkürzung, dank der militärischen Leistung unserer Truppe, dank der wunderbaren U-Bootstätigkeit! Freilich waren auch wir ganz außerordentlich erschöpft. Die Truppen hatten hohe Verluste und zu wenig Ruhe gehabt, der Munitionsmangel war zeitweise noch empfindlich. Aber dafür brachte uns der Ausfall Rußlands Zuschuß an Truppen und stellte Entlastung an Gerät usw. in Aussicht. Das gab guten Grund zum Hoffen, zumal die Stimmung im Heer im allgemeinen gut und zuversichtlich war, trotz des bevorstehenden vierten Kriegswinters.

In der Heimat hatte man die Gefahr nie richtig eingeschätzt, bewertete also auch ihre Abwendung nicht genügend. Defaitismus, Friedenssehnsucht, Verständigungsduselei, vor allem aber elendester Parteiegoismus hatten jedes Interesse, wie wir sehen, abgestumpft.

Alles das wirkte, wenn auch sehr allmählich, auf das Heer zurück. Anderseits begannen wir langsam zu merken, daß Technik und Industrie trotz aller Hemmnisse anzogen; es stand zu hoffen, daß wir mit dem Kriegsgerät über das Gröbste hinaus waren und bald auf ausreichende Lieferungen rechnen konnten.

Alles in allem war unsere militärische Lage nicht nur besser, wie man je hätte hoffen können, sie war direkt aussichtsreich, wenn man die Gegenseite besah.

England und Frankreich hatten bei ihren Kämpfen, die die Entscheidung bringen sollten, nichts weiter erreicht, als sehr hohe Verluste. Sie waren mehr noch, wie wir, am Ende mit ihren Reserven. Die Stimmung in ihren Heeren war schlecht, bei den Franzosen kamen ernste Meutereien vor, die allerdings blutig niedergeschlagen wurden. Der U-Bootsschrecken wirkte lähmend auf England und seine Bundesgenossen. Ueberall zeigte sich bedrohlicher Mangel. Der Krieg mußte restlos verloren scheinen, wenn nicht einzelne Lichtblicke gewesen wären.

Der wichtigste war Amerikas Hilfe! Zwar lag sie noch in weiter

danten in den Reichstag schickt. Ein sprechender Beweis dafür, wie es selbst heute noch um das politische Urteil dieses Volkes bestellt ist.

Ferne, vor Mitte 1918 konnte sie nicht wirken, aber sie war doch schon ein Trost, auf den man die Völker verweisen konnte.

Es kam hinzu, daß man ja wußte, wie man jeden Augenblick einen guten „Verständigungsfrieden" haben könne. Die Haltung des Deutschen Reichstags und seiner Regierung ließ keinen Zweifel. Es war also kein Risiko, den Krieg fortzusetzen, sofern man noch Aussicht auf Gewinn, wenn auch in einiger Zukunft, hatte.

Und der dritte Lichtblick war Oesterreich. Die Verwandten des Kaisers Karl, die Herzöge von Parma, die als Offiziere bei der Entente Dienst taten, drängten mit Hilfe des Klerus und der Kaiserin Zita — die sich selbst übrigens ihrer „politischen" Rolle vielleicht nie wirklich bewußt gewesen ist — ihren Vetter zum Verrat am Bündnis mit Deutschland. Sie haben oft mit Poincaré, Cambon, Lloyd George einerseits, dem Kaiser Karl anderseits verhandelt, auf der Grundlage, daß Deutschland allein die Zeche bezahlen solle.

Schlimmer als dieses war, daß auch Graf Czernin in einem schriftlichen Memorandum dem Kaiser klargelegt hatte, Oesterreich könne nur noch kurze Zeit durchhalten. Dieses Memorandum war, durch Erzbergers Schuld, zur Kenntnis der Entente gekommen, die aus ihm nun natürlich neue Hoffnung schöpfte (s. Seite 160).

Immerhin war es ein Entschluß für die Staatsmänner der Entente, jeden Friedensgedanken damals zu verbannen und das Spiel fortzusetzen. Mit stolzen Worten und energischem Handeln rissen sie ihre Völker mit sich, man muß ihnen höchste Anerkennung zollen. Ohne Clémenceau und Lloyd Georges wäre die Entente damals erlegen. Denn mit Oesterreichs Abfall wurde es damals noch nichts, im Gegenteil, die Isonzooffensive verschlechterte auch in Italien die Lage der Entente. Aber inzwischen hatten Clémenceau-Lloyd George bereits ihr Ziel, die Wiederaufrichtung ihrer Völker, erreicht.

Noch immer hält sich das Gerücht, wir hätten im Herbst einen billigen Frieden haben können. Wäre es wahr, so läge allerdings eine Schuld der Leute vor, die ihn haben scheitern lassen. Es ist aber eben nicht wahr, und inzwischen hat auch Herr von Kühlmann eidlich bezeugt, daß die Entente allen Friedensfühlern gegenüber ablehnend geblieben ist. Das bestätigt meine Darstellung. Anderseits bleibt bestehen, daß im Frühherbst 1917 die Lage für die Entente sehr ernst war und daß man dort an Frieden gedacht hat.

Es wäre also vielleicht ein Friede möglich gewesen, zerstört ist diese Möglichkeit durch Erzberger, Scheidemann, Czernin und die Reichstagsmehrheit, nicht durch die O.H.L., den Kaiser und die „Militaristen".

Isonzooffensive.

Es sei hier bemerkt, daß das österreichische Ränkespiel damals bei der O.H.L. nicht bekannt war. Wohl aber sah man, daß Oesterreich schwach war, daß auch im österreichischen Heer der Siegeswille erlahmte. Deshalb schien es nötig, dem drohenden Einbruch der Italiener an der Isonzofront zuvorzukommen. Die Isonzooffensive sollte Oesterreich militärisch und politisch wieder zu Selbstvertrauen bringen, gleichzeitig natürlich den Italienern einen empfindlichen Schlag versetzen. Das Gelingen der Offensive zerstörte dann bis auf weiteres die unheilvolle Saat des Verrats, die aus den Schritten des Kaisers und Czernins bereits aufgegangen war. Tatsächlich hatte die deutsche militärische Hand wieder einmal gut gemacht, was die Diplomatie verdorben hatte. Die Schuld trägt unabwälzbar Czernin: ohne seine laue Haltung wäre Kaiser Karls Ränkespiel nie möglich gewesen.

Die Isonzooffensive war eine der schönsten Waffentaten des Krieges. Sie ist im übrigen wesentlich von dem Oberstleutnant Wetzel betrieben, was ein großes Verdienst ist und viele seiner Fehler wett macht.

Ich fuhr im Sommer 1920 die Isonzostellung entlang, sah mit Staunen die ehemaligen beiderseitigen Stellungen. Ich fragte mich immer wieder: „Ists möglich, hier haben Deutsche angegriffen, diese Höhen erstürmt?" Stolz und Bewunderung erfüllten mich in Gedanken an diese Wunderleistung deutscher Truppen. Wahrlich, nichts war für das kaiserlich-deutsche Heer unmöglich, es war unbesiegbar! Ich fragte meinen Begleiter, einen hohen italienischen Offizier, wie es gekommen sei, daß die Italiener durch den Angriff überrascht seien. „Wir hielten ihn für unmöglich", erwiderte er und fügte einige Worte höchster Achtung vor dem früheren deutschen Heer hinzu. Ich war tief erschüttert, neigte mein Haupt und entbot den dort gefallenen Kameraden einen ehrfürchtigen Gruß.

Der Brester Friede.

Ueber kein Ereignis des Krieges gehen die Ansichten so auseinander, wie über den Brester Frieden. Das Merkwürdigste ist allerdings vielleicht, daß es heute noch Leute gibt, die den Frieden wegen seiner „schweren" Bedingungen für Sowjetrußland tadeln. Und das angesichts des uns von der Entente aufgelegten „Verständigungsfriedens".

Richtig ist aber, daß beim Brester Frieden viel verfahren ist, weil die politisch-militärische Gesamtlage damals von allen Seiten verkannt wurde. Wie stand es damit?

In Rußland tobte der rote Terror. Die bürgerlichen Kreise schauten nach Westen, sie hofften von deutschen Truppen Erlösung. Der Wunsch, den roten Mörderbanden ihre Opfer zu entreißen, lag menschlich nahe. Die militärische Macht der Bolschewisten war gering. Zwar hemmte die Jahreszeit etwaige Operationen, aber man konnte Petersburg vielleicht retten und im Frühjahr weiter vorgehen.

Doch das kostete Truppen und die fehlten uns, weil wir sie im Westen brauchten, wo England und Frankreich Deutschland vernichten wollten.

Die Lage wurde dadurch noch erschwert, daß man in Deutschland von links bis in die demokratischen Kreise hinein auf die russische Revolution mit großer Sympathie sah. Die Sozialdemokratie und ihre radikalen Abarten schlug die tollsten Purzelbäume vor Bewunderung der russischen Befreiung des Proletariats, und sie beeilten sich, auf dem schon selbst beschrittenen Wege zur Revolution nunmehr im Galopp vorzugehen. Die lieben Menschenfreunde aus Rußland halfen ihnen mit Rat und Tat und Geld.

Unsere Regierung sah dem tatenlos zu; ihr fehlte immer noch die Erkenntnis der Gefahr, daß der russische Brand auch unser Haus entzünde. Sie gab nach, ließ sich bereits im Reichstag mit Revolution drohen. Natürlich verlangten unsere Sozialdemokraten mit Anhang einen billigen Frieden mit Rußland, d. h. also Wiederherstellung der alten Grenzen und Räumung des besetzten Gebietes. Alles andere war ein „Gewaltfriede", als welcher ja dann auch der Friedensschluß hingestellt wurde. Daß ein solcher Friede den Mord von Millionen bedeutete, focht unsere Genossen nicht an, es waren ja nur Bourgeois, und die stehen außerhalb der Menschenrechte des sozialistischen Proletariats.

Weiter war zu bedenken, daß jedes Verhandeln mit diesen organisierten Mördern für uns eine Schande in den Augen der Neutralen und Amerikas bedentete. Und zudem war es zwecklos! Daß die Bolschewisten gegebene Versprechen und Eide nur als erlaubte List betrachteten, hatten sie gezeigt und gelehrt. Was sollte da das Verhandeln? Bei allen Erwägungen über einen Friedensschluß mit Rußland hätte man dies voranstellen müssen. Das geschah aber nicht. Ich freue mich, sagen zu können, daß in meiner Abteilung diese richtige Erkenntnis fast allgemein herrschte.

Ein weiterer Faktor war, daß Oesterreich und Deutschland keineswegs einig waren. Oesterreich verfolgte die austropolnische Lösung, d. h. die Besetzung des polnischen Königsthrones mit einem österreichischen Erzherzog mit äußerster Zähigkeit. Natürlich, muß man bedenken, daß der ganze Krieg für den Vatikan den einen besonderen Zweck hatte, wenn es gelang, den Konkurrenten, die griechisch-katholische Kirche zu schwächen — dies Ziel war über Erwarten erreicht — und die eigene Kirche zu stärken. Das Hans Habsburg war die katholische Vormacht und es war also richtig, ihm das katholische Polen in irgendeiner Form zuzuführen. Die Stärkung des katholischen Habsburg war um so wichtiger, als in dem Augenblick noch ein Sieg der deutschen Waffen auch im Westen möglich, ja wahrscheinlich war, was den Augen des Vatikan als eine ungeheure Stärkung des protestantischen Preußen — Dentschland — erscheinen mußte.

Deutschland verlangte Oesterreich gegenüber nur eine Aenderung der deutsch-polnischen Grenze, die etwa bis zum Narew vorgeschoben werden sollte. Das war die alte preußische Grenze noch 1806 gewesen. Unsere damals schon ebenso schlechte Diplomatie hatte trotz der Freiheitskriege es nicht fertigbekommen, im Wiener Frieden diese Grenze zurückzuerhalten.

Man muß nun endlich noch die in Brest Verhandelnden selbst betrachten.

Czernin war ein sehr kluger und fleißiger, aber hinterhältiger und treuloser Mann, ganz im österreichisch-römischen Sinn orientiert. Dazu litt er an temporären Zusammenbrüchen, die Willen und Denken stark beeinflußten.

Kühlmann, ebenso zwiespältig, war nur darauf bedacht, es für sich nicht mit den entscheidenden Stellen — damals Kaiser und Erzberger

und die Linke im Reichstag — zu verderben. Ehrlich vielleicht nur in seinem Haß gegen Ludendorff! Dazu von erstaunlicher Interesselosigkeit und mit einem ungezügelten Hang zu recht zweifelhaften Vergnügungen ausgestattet — das war der deutsche Vertreter.

Die Russen waren in der Hauptsache durch Juden, hartgesottene Verbrecher, vertreten, dazu ein paar völlig ungebildete Soldaten und eine Frau. Die Soldaten hatten als Berater höhere Offiziere bei sich. Einer der letzteren beging, erdrückt ob all des Schimpfes, schließlich Selbstmord. Was mag der Unglückliche gelitten haben! Das Weib war aus der Hefe des Volkes mit finsterster Vergangenheit, vielfache Mörderin, und für uns — „gnädige Frau!" Mit diesen Vertretern gingen nun Czernin und Kühlmann tatsächlich wie mit ihresgleichen um. Im übrigen spielten die russischen Führer Trotzki und Genossen mit den deutschen und österreichischen Vertretern nach Pläsier, versprachen etwas und hielten es nicht, vor allem aber betrachteten sie das Ganze als Propagandatheater für ihre Ideen.

Die Frechheit ging so weit, daß sie die deutschen Soldaten aufforderten, ihre Offiziere totzuschlagen. Trotzdem wurde weiter verhandelt, bis auf Ludendorffs Befehl der General Hoffmann, der ebenso kluge wie energische Chef des Befehlshabers Oberost, eingriff. Nun ging die Sache vorwärts; daß der Friede tatsächlich eine Mißgeburt war und zudem keinen Frieden brachte, war nicht Ludendorffs und Hoffmanns Schuld. Es lag an den vorstehend geschilderten u n g e k l ä r t e n inneren Widersprüchen.

Eigentlich bestand der Kriegszustand fort. Jedenfalls mußten wir erhebliche Truppen im Osten (einschließlich der Ukraine) belassen, schon zum Schutze der Bewohner gegen die Mörderbanden, wodurch die Freimachung von Truppen für den Westen vermindert wurde. Es wurden nur die besten, kampffähigsten Truppen und Leute herausgezogen, mit dem Erfolg, daß der minderwertige Rest selbst dem Bolschewismus erlag. Der Schade war also doppelt groß.

Und der andere von einem Frieden erhoffte Vorteil, Zuschüsse an Verpflegung usw. zu gewinnen, reduzierte sich auch auf ein Minimum. Wir hätten beim Fortbestehen des Kriegszustandes genau dasselbe herausbekommen. Immerhin war auch dieser Zuschuß nötig und wichtig.

Wenn man fragt, was hätte man richtigerweise tun sollen, so lautet die Antwort, man mußte die innere Unmöglichkeit der Lage erkennen

und beseitigen. Dann gab es ein klares Ziel: man mußte der deutschen Revolutionspropaganda den Hals abdrehen, und zwar mit diktatorischer Gewalt, nachdem Reichstag und Regierung hiefür nicht die nötige Einsicht hatten.

Man mußte vor allem im Feld- und Besatzungsheer reinen Tisch machen. Und dann kein Verhandeln mit den Bolschewisten, sondern mit schwachen, aber entschlossenen Truppen vordringen, die Bolschewisten schlagen und überall, wo man hinkam, aus bürgerlichen Elementen und zaristischen Offizieren und Soldaten russische, sagen wir Einwohnerwehren sowie einzelne gute Truppen aufstellen.

Gleichzeitig mußte man sich verpflichten, dem künftigen Rußland billige Friedensbedingungen zu stellen. Wenn man ihm dabei Polen im alten Umfange zurückversprochen hätte, so wäre das zweckmäßig und auf Grund der perfiden Haltung der Polen seit der Schenkung der Autonomie nur berechtigt gewesen. Ein Friede mit einem monarchischen Rußland war leicht zu finden, wenn man die unberechtigten österreichischen Ansprüche herabsetzte. Dafür mußte Ungarn im Südosten gegen Rumänien usw. Gebietsteile bekommen, die ihm historisch zustehen.

Das wäre m. E. die einzige richtige Lösung gewesen. An der Halbheit sind wir gescheitert.

Militärisches und wirtschaftliches Verhalten im Osten nach dem Brester Frieden.

Man hat der O.H.L. den Vorwurf gemacht, daß sie nach dem Brester Frieden zuviel Truppen im Osten belassen habe und daß durch die unnütze Ausdehnung unseres Verwaltungs- bzw. Interessengebiets bis an das Kaspische und Schwarze Meer unsere Kräfte zersplittert seien, die wir sämtlich nach dem Westen hätten werfen müssen.

Wir müssen die Frage militärisch und wirtschaftlich betrachten, obwohl beide eng zusammenhängen.

Militärisch.

Einen Frieden mit Sowjetrußland hatten wir zwar, aber der Kriegszustand dauerte latent fort. Und wenn wir großmütig verzichtet hätten und bis an die alte Grenze zurückgegangen wären, so hätte der Bolschewismus die Ukraine, Polen und Baltikum sofort erobert und er

hätte im Frühjahr 1918 an der ganzen deutschen-österreichischen Grenze gestanden. Wir hätten dagegen Truppen stehen lassen müssen, vielleicht nicht so viel wie bei unserm tatsächlichen Verhalten, vielleicht schon Ende 1918 noch mehr. Denn der Bolschewismus ist in seinem Wesen aggressiv, will die Welt erobern und hätte, von uns völlig in Ruhe gelassen, sich mächtiger entfalten können.

Das Aufgeben der genannten Länder hieß aber zunächst ihre Auslieferung an den roten Terror. Ferner hatten wir den Bolschewismus dann vor den Toren Deutschlands und die Infektionsgefahr war sehr groß. Schlimmer aber als dies war die wirtschaftliche Rückwirkung, die einfach den verlorenen Krieg bedeutet hätte, wie wir weiter unten nachweisen werden.

Kurzum das Räumen dieser Länder kann ernstlich gar nicht diskutiert werden. Hielten wir sie aber, mußten wir auch Truppen dort lassen. Selbstverständlich so wenig wie möglich, aber doch ihren Aufgaben entsprechend. Wir mußten aber weiter versuchen, im Kampf gegen Sowjet Bundesgenossen zu gewinnen, die ihn uns allmählich ganz abnahmen. Diesen Zweck verfolgten wir in der Ukraine, ihm diente aber auch die Expedition nach Finnland, die Verhandlungen mit den Donkosaken und mit der Republik Georgien. Das Ergebnis war in Finnland sehr günstig, weniger bei den andern Ländern, aus mancherlei Gründen. Einmal lehnte es die deutsche Regierung ab, diesen erbitterten Feinden Sowjets Waffen zu liefern, weil dies mit dem Brester Frieden (der doch kein Friede war) unvereinbar sei! Moralische Bedenken siegten in höchster Gefahr für das Vaterland über die gebotene Zweckmäßigkeit.

Sicher ist, daß in Kiew nicht sehr rasch, energisch und geschickt gearbeitet wurde, wo der General Groener und das A.A. gemeinsam die Zügel führten. (Uebrigens ist es sehr bezeichnend, daß gerade Groener unsern „Expansionsdrang" verurteilt hat, — vielleicht nach dem Grundsatz: die beste Verteidigung ist der Angriff!)

Im übrigen war es klar, daß die Schaffung einer militärischen Hilfe Zeit erforderte. Der vorzeitige Kriegsausgang zerschlug natürlich alles. Zur Illustration der „Kräftezersplitterung" sei noch bemerkt, daß uns Finnland etwa eine Division, Georgien zwei Kompagnien entzogen hat.

Wirtschaftlich.

Hier sei gestattet, wenn auch nur im größten Rahmen, etwas weiter auszuholen.

England hatte uns vom Weltmarkt abgeschnitten. Die „Hungerblockade“ haben fast alle am eigenen Leibe erfahren, weitaus gefährlicher war die Rohstoffblockade. Sie gefährdete den Kriegsausgang unmittelbar. Ich führe nachstehend nur die Hauptstoffe an, die uns fehlten und von denen jeder einzelne den Kriegsausgang mehr oder minder in Frage stellen konnte. Es fehlte infolge der Blockade an:

Salpeter Schwefel Glyzerin Baumwolle Quecksilber	für Pulver und Sprengstoffabrikate.
Kupfer Nickel Zinn Edeleisenerze Schrott	für die Rüstungs- und Heimatindustrie.
Baumwolle Wolle Flachs Hanf (Jute) Leder	für Bekleidung von Heer und Volk und Ausrüstung.
Benzin Benzol Petroleum Schweröle Schmieröle	als Betriebs- und Schmiermittel für Flieger, Kraftwagen, U-Boote, Dieselmotoren und alle sonstigen Maschinen.
Salpeter Phosphate	für Landwirtschaft.
Hartgummi Weichgummi Guttapercha	für U-Boote, Räder für Kraftwagen, Dichtungen, Schläuche, medizinische Zwecke, Gasmasken usw.

Außerdem noch besondere Stoffe, z. B. Arzneimittel (Opiate), Tabak, gewisse Chemikalien, z. B. für optische Gläser, Platin, ferner Iridium, Wolfram usw.

Es würde wohl lohnen, über alle diese Stoffe, ihren Bedarf, ihre Beschaffung und ihren „Ersatz" ein Buch zu schreiben, es würde ein Preislied auf die deutsche Wissenschaft, Industrie, Technik und — trotz aller Mißgriffe — deutschen Verwaltung.

Eine große Reihe dieser Stoffe wurde durch neue bzw. verbesserte Verfahren ausreichend gewonnen, so Salpeter, Schwefel, Glyzerin, Hartgummi. Für andere lieferte die Wissenschaft nur unvollkommene Behelfsstoffe, z. B. für Weichgummi [1]), Textilien und Leder; weitere Stoffe konnte man weitgehend durch andere ersetzen: z. B. Kupfer durch Eisen, Zink und Aluminium, Baumwolle (für Pulver) durch Zellulose, Zinn durch Zink usw. Man darf kühn behaupten, daß kein anderes Volk Aehnliches geleistet hätte.

Immerhin blieb Mangel an gewissen Gegenständen, und zwar (abgesehen von Getreide, Fleisch und Fett) an Betriebs- und Schmiermitteln, Phosphat, Leder, Flachs, Hanf u. a. bestehen und dieser Mangel zwang uns kategorisch, unser besetztes Gebiet so auszudehnen, daß wir sie erhalten konnten.

Es sei nunmehr hier auf die einzelnen Länder eingegangen.

Daß uns das russische, vom Oberbefehlshaber Ost besetzte, Gebiet erhebliche Verpflegungszuschüsse für das Heer geliefert und damit die Heimat entlastet hat, ist vielfach vergessen, muß aber betont werden. Außerdem bekamen wir von dort Leder, Wolle, Flachs, Holz (Zellulose, Aceton), Vieh usw. Gerade die von Ludendorff geschaffene Verwaltung Oberost hat sehr gut gearbeitet.

Das besetzte Serbien lieferte uns, außer anderem, Kupfer und in geringen Mengen Kohle. Wir sparten dadurch deutsche Kohle für die Türkei bzw. den Balkan, vor allem aber ließen sich die weiten, viel Zeit und Eisenbahngerät schluckenden Transporte aus Deutschland bis in den Balkan verringern, was bei der dauernden Transportkrisis nicht zu unterschätzen war.

Wir mußten Rumänien, nachdem es uns den Krieg erklärt hatte und geschlagen war, besetzt halten, einmal seiner Lebensmittel-

1) Der Mangel an Weichgummi für Kraftwagen hat die Kriegführung außerordentlich behindert. Das Liegenbleiben der 1. und 2. Offensive kann man 1918 nicht unwesentlich mit auf dies Konto setzen. Die Lastkraftwagen mit Eisenreifen zerstörten schnell die wenigen Nachschubstraßen. Genügende Lastkraftwagen mit Weichgummibereifung hätten den Nachschub wohl bewältigt und die Straßen geschont.

vorräte, dann seines Erdöls wegen. Ohne die Verpflegungszuschüsse, die aus Rumänien (zusammen mit denen des Oberostgebiets) Frühjahr 1917 gezogen wurden, wäre uns, wie Oesterreich, das Durchhalten 1917 sehr erschwert, vielleicht unmöglich gewesen.

Das Erdöl lieferte uns als Destillationsprodukt vor allem das Fliegerbenzin. Ohne dies wären unsere Flieger 1917/18 kampfunfähig gewesen, die Rückwirkung auf unser Heer ist gar nicht abzuschätzen.

Aber auch die andern Destillationsprodukte (Petroleum, Schweröl, Anthrazen, Schmieröle) waren, ergänzt durch unsere Kokereiprodukte, geradezu Lebensbedingung für Heer und Heimat.

Die Ukraine lieferte uns Lebensmittel (Brotgetreide), Pferde, Vieh, Felle, Wolle usw. Es sei bemerkt, daß Czernin betont hat, Oesterreich müsse ohne Lebensmittelzuschüsse aus der Ukraine zusammenbrechen.

Außerdem reichte das rumänische Erdöl allein bei längerer Kriegsdauer nicht aus. So mußten wir versuchen, uns das Erdöl des Kaspischen Meergebiets nutzbar zu machen. Aus dem Donbecken war Kohle zu gewinnen, mit der man die Ukraine und die Schwarzmeerländer versorgen konnte.

Und schließlich war die Möglichkeit, aus der Ukraine die für unsere Landwirtschaft immer unentbehrlicheren Phosphate zu gewinnen.

Die Ukraine hat letzten Endes nur zum kleinen Teil den Erwartungen entsprochen. Das lag nicht an einem Mangel der von dort erwarteten Gegenstände, sondern einmal an der Kürze der Zeit — es mußte ja das meiste erst organisiert werden —, ferner an dem passiven Widerstand der Bewohner und der Behörden und letzten Endes, und wohl am meisten, an der unzweckmäßigen deutschen Arbeitsweise. In Kiew saß nicht nur die Militärbehörde (Groener), sondern auch das Auswärtige Amt (Mumm) und das Reichswirtschaftsamt. Alle Versuche der O.H.L., hier ein gedeihliches Zusammenarbeiten zu erreichen, sind gescheitert. Dazu kamen erhebliche Reibungen mit den österreichischen Behörden und der ukrainischen Regierung. Jedenfalls wurden alle Mahnungen der O.H.L., z. B. mehr Lebensmittel usw. zu schaffen, mit dem Hinweis auf die „Schwierigkeiten“ oder die zu geringen militärischen Kräfte beantwortet.

Immerhin ist anzunehmen, daß bei weiterer Dauer des Krieges die Ukraine uns erheblich hätte helfen können. So hätte bei längerer Kriegsdauer das Donezbecken (Eisen und Kohle) auch unsere Rüstungs-

industrie stützen können, ferner hätten wir nötigenfalls, d. h. bei Sperrung der schwedischen Edeleisenerze, auf die Erze des Donezbeckens zurückgreifen können.

Der wirtschaftliche Nachkrieg der Entente nach dem Brester Frieden.

Die O.H.L. hat stets den Standpunkt vertreten, daß während des Krieges die Frage des Sieges allein ausschlaggebend und daher auch entscheidend für die wirtschaftlichen Maßnahmen in und außerhalb Deutschlands sei. Demgemäß hatte auch die Frage des wirtschaftlichen Wiederaufbaus nach dem Kriege und die Führung des von der Entente angedrohten „wirtschaftlichen Nachkrieges" nur insoweit Bedeutung, als sie sich mit den Kriegsnotwendigkeiten vereinigen ließ. Aus diesem Gesichtspunkt heraus war die Schaffung eines selbständigen, von der Entente unabhängigen Wirtschaftsgebietes erwünscht.

Tatsächlich wäre ein solches durch Deutschland, Oesterreich-Ungarn, den gesamten Balkan, Rußland, Finnland, die Ukraine, die Türkei, Georgien usw. entstanden. Hier fielen also die wirtschaftlichen Interessen während des Krieges und nach dem Kriege zusammen.

Aber während man in Deutschland eigentlich nur bei den führenden Industriemännern Verständnis fand, hatte die Entente, besonders England, diese Gefahr und Möglichkeit dauernd im Auge und hat sie ja dann im „Verständigungsfrieden" entsprechend behandelt. Für England war der Krieg eben Wirtschaftskrieg, oder besser die Verfolgung der in seiner Weltanschauung begründeten Raub- und Beutepolitik. Und, da Deutschland zu konkurrieren wagte, mußte es weggefegt werden und — ist weggefegt. Bei uns glaubten Toren an die Gültigkeit des Freihandels und der offenen Tür und schwärmten für England, das diese Theorien allerdings einst „wissenschaftlich" begründet, der Welt gepredigt und befolgt hatte, solange dies für es günstig war. Aber die Zeiten ändern sich, und schon vor dem Kriege ging Englands Bestreben dahin, sich monopolistisch die Handelsmöglichkeiten zunächst innerhalb seines Imperiums, dann aber darüber hinaus in allen von ihm abhängigen Staaten zu sichern. Aus diesem Gedanken heraus erklärt sich der angekündigte und — nach dem Friedensschluß — schonungslos durchgeführte „Nachkrieg". Die

Ausweisung der Deutschen (selbst aus China), die Liquidierung deutscher Firmen, wo es nur immer geht, all dies gehört dahin. Und nie wird England freiwillig zugeben, daß Deutschland Handelsbeziehungen nach dem Osten, nach Rußland, anknüpft, die England benachteiligen könnten. Unter englischer Kontrolle und zu Englands Vorteil — ja!

Ich habe hier den Gedanken des Wirtschaftskrieges, wie er von England gedacht und von uns nicht verstanden wurde, kurz skizziert, einmal, um zu zeigen, wie die Frage des Wirtschaftskrieges jetzt und für die nächste Zukunft souverän die Führung der Kriege beherrschen wird. „Die Kabinetts- und Religionskriege sind tot, es lebe der Wirtschaftskrieg." Das ist die Parole. Weiter aber wollte ich zeigen, daß es somit für jeden Staat nötig ist, sein Wirtschaftsleben auf die Macht zu basieren, die Macht seiner Waffen sowohl wie die seines eigenen Wirtschaftslebens in bezug auf Rohstoffe und Fertigung aller für Volk und Heer (Flotte) notwendigen Dinge.

Ich glaube, die O.H.L. kann in Anspruch nehmen, diese Dinge frühzeitig erkannt zu haben, und daraus war eben der Gedanke des oben erwähnten deutschen Wirtschaftsgebiets entstanden und allmählich ausgebaut.

Trotzdem die Revolution alles zertrümmert hat, ist es wohl von Interesse, nachstehend noch einige Punkte zu berühren.

Dauerte der Krieg bis 1919, so war auf jeden Fall größter Schiffsraummangel zu erwarten. In Deutschland konnten wir den Handelsschiffbau im Krieg nur in sogenannter „Pufferarbeit" [1]) notdürftig fortsetzen, sonst war er eingestellt. Die Inbesitznahme der Schwarzmeerhäfen gab die Aussicht, hier den Schiffbau mit ukrainisch-russischen Arbeitskräften zu betreiben und das schon genannte Donezbecken mit seiner reich entwickelten Industrie konnte dafür Eisen, Stahl und Kohle liefern.

Der Einstellung auf den „Nachkrieg" galten auch die Schaffung des Instituts für Kohle und das für Eisenforschung. Aus dem Gedanken der Förderung des wirtschaftlichen Aufschwunges waren seinerzeit vor dem Kriege die „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaften" entstanden. Wie sie befruchtend und anregend gewirkt und dem deutschen Volke reichen Gewinn zugeführt haben, ist ja in breiten Kreisen nicht bekannt (höchstens

1) Vgl. Urkunden Seite 211. Schreiben Nr. 3 und 5. (Die Schreiben selbst sind leider nicht mehr zu erhalten.)

im Ausland, das zahlreiche Schüler in sie entsandt hat). Kohle und Eisen, die wichtigsten Rohstoffe, hatten aber ein Recht, in besonderen Instituten erforscht zu werden. Es gaben sich da fast ungeahnte Ausblicke.

Es ist alles zerronnen! Gleichwohl habe ich dies kurz gestreift, um zu zeigen, daß die O.H.L. großzügig gedacht und gehandelt hat. Wenn der Erfolg versagt blieb, ihre Schuld ist es nicht. Weshalb hat sich der Reichstag dieser wirtschaftlichen Fragen nicht angenommen? War es wirklich wichtiger, daß die „Mehrheitsparteien" den Siegeswillen des Volkes brachen und die Heimatsfront revolutionierten? Sie wußten nicht, was sie taten, möglich, aber das entschuldigt nicht, entschädigt das deutsche Volk nicht für sein namenloses Unglück. Ich vermag nicht zu beten: „Herr, vergib ihnen . . . ." Vorläufig aber regieren ja dieselben Leute im neuen Reich noch munter weiter mit derselben unfehlbaren Sach- und Fachkenntnis. Armes Deutschland!

Es sei mir gestattet, am Schluß meiner Betrachtung die Männer zu nennen, die die O.H.L. wesentlich in allen diesen Fragen unterstützt haben. Neben dem Major von Harbou war es der Major von Keßler und der Oberleutnant d. L. Schlubach, die in Berlin, aber meiner Abteilung zugeteilt, die wirtschaftlichen Fragen bearbeiteten. Es waren zwei äußerst befähigte Männer, die das große Arbeitsgebiet mustergültig beherrschten. In Odessa befand sich der Admiral Hopmann, der sein vielseitiges und viel Umsicht, Takt und Arbeitskraft heischendes Amt mustergültig versah. Besonders aber hat sich der Nachfolger Groeners, der General von Oldershausen, als Feldeisenbahnchef außerordentliche Verdienste um die wirtschaftlichen Fragen erworben.

Ich bin den Ereignissen, um das Wirtschaftliche im Zusammenhang zu behandeln, vorausgeeilt und kehre nun zur Zeit des Brester Friedens zurück.

Strategisch-politische Erwägungen im Winter 1917/18.

Wir hatten immerhin durch den Brester Frieden Truppen im Osten freibekommen, aus den verbleibenden wurde zum Teil das Beste an Mannschaft, Pferden und Gerät herausgeholt. Es kam zunächst in Frage, **wo** sollte man mit dem Kräftezuwachs die Entscheidung suchen.

Der U-Bootkrieg hatte zeitlich nicht geleistet, was wir erwartet hatten, er wirkte, doch langsam; ob er noch im Jahr 1918 eine Ent-

scheidung bringen konnte, war ungewiß. Sicher war nur, daß der U-Boot-krieg der Entente trotz aller gegenseitigen Versicherungen auf die Nerven ging. Anderseits war zu erwarten, daß nunmehr im Laufe des Sommers die amerikanischen Truppen kommen würden. Man konnte für 1918 immerhin auf eine Million rechnen. Daß die Amerikaner nicht besonders für den Stellungskrieg und noch weniger für den Bewegungskrieg ausgebildet sein konnten, war sicher, immerhin waren sie tapfer und entlasteten die Entente, die mit ihren Reserven, bis auf die schwarzen Franzosen, am Ende war.

Die erste Frage war d i e: ist es möglich, im Frühjahr anzugreifen und vor dem Eintreffen der Amerikaner den Krieg zu beenden?

Wir waren an Divisionszahl stark überlegen, unser Kriegsmaterial reichte aus und es stand zu hoffen, daß wir mit einem neuen Angriffsverfahren Erfolg haben würden. Was konnten wir damit erreichen? Den Uebergang zum Bewegungskrieg und Eroberung Frankreichs in einem Zuge, wie es 1914 begonnen, gewiß nicht. Die Beweglichkeit der meisten Truppen und die Nachschubfrage war durch Mangel an Pferden, Kraftwagen (letzteren fehlten besonders die Gummireifen) unmöglich. Man konnte nur mit wiederholten Offensivstößen rechnen und hoffen, bei jedem einzelnen Angriff ein mehr oder minder großes Stück Gelände zu nehmen.

Es war s e l b s t v e r s t ä n d l i c h, dann zu versuchen, diesen Geländegewinn so zu legen, d a ß m a n d e n G e g n e r t r e n n t e u n d a n d e n K a n a l h e r a n k a m. Damit war die Richtung auf Amiens nördlich der Somme entlang gegeben. Glückte dies, so rückte die Möglichkeit nahe, den nördlichen Gegner a l l e i n gründlich zu schlagen. Man stand dann nach Süden zu in einer wesentlich verkürzten und leicht zu haltenden Linie, durfte also erwarten, diese auch, trotz Amerikas Hilfe, beliebig lange zu halten, d. h. bis das U-Boot und die auch bei der Entente beginnende Kriegsmüdigkeit eine Friedensbereitschaft zeitigten.

Aber es kam noch ein Moment hinzu. Glückten unsere Offensivstöße so, wie zu hoffen war, so mußten die Verluste unserer Gegner weit höher wie die unsern werden. Wir gewannen dann eine wachsende numerische Ueberlegenheit, die durch die amerikanische Hilfe kaum ausgeglichen wurde, vor allem nicht, wenn wir handelten, ehe deren Hauptkräfte eintreffen konnten.

Numerische Ueberlegenheit aber konnte im Verein mit der nach einigen glücklichen Offensiven zu erwartenden Demoralisation des Gegners

die Chancen erheblich bessern, ja den ehrenvollen, siegreichen Frieden bringen [1]).

Man mußte aber auch erwägen, was eintrat, wenn man entweder ganz defensiv blieb und somit nur Reserven aufstellte, oder wenn man auf einem andern Kriegsschauplatz offensiv wurde.

Warteten wir ab, so war zunächst ein späterer — etwa Juli, August — Uebergang zur Offensive aussichtslos, weil dann ja die amerikanische Hilfe bereits im vollen Gange war. Wir waren mit andern Worten endgültig in die Verteidigung gedrängt. Das bedeutete zunächst eine erhebliche moralische Belastung des Heeres, der Heimat und unserer Bundesgenossen. Die Defaitisten waren ja überall und ungehindert am Werke, abwarten hieß Wasser auf ihre Mühle geben [2]).

Zu dieser moralischen Belastung wäre noch die der dauernd schwerer werdenden Verpflegung und der in der Verteidigung doppelt fühlbaren hohen Verluste gekommen. Und wenn dann das U-Boot nicht bis zum Frühjahr 1919 eine Entscheidung brachte, so standen wir in dieser Zeit einem an Zahl, an Kriegsgerät (Tanks) und an Nachschubmitteln überlegenen Gegner — auch die Amerikaner wären bis dahin auf französischem Boden gut ausgebildet worden — gegenüber, der dann jedenfalls wieder einige Wahrscheinlichkeit gewann, uns zu schlagen.

Es bleibt noch die Frage, ob man zweckmäßig nicht auf einem andern Kriegsschauplatz durch Offensiven die Entscheidung hätte bringen können.

Truppen nach Asien zu senden, wäre zwecklos gewesen, die Gründe dagegen sind früher erwähnt. Aber man konnte in Mazedonien vorgehen und die Entente ins Wasser werfen. Es mag sein, daß es geglückt wäre, dann war Bulgarien frei. Es hätte wahrscheinlich einen Sonderfrieden angestrebt und erhalten, vielleicht hätte es auch dann seine alten Streitigkeiten mit der Türkei ausgetragen.

Jedenfalls hätte es gar nicht mehr daran gedacht, uns etwa im Westen zu helfen, abgesehen davon, daß wir bulgarische Truppen im Westen kaum brauchen konnten. Wir hätten also

1) Voraussetzung war, daß unser Ersatz so floß, wie er zugesichert war, und daß er etwas taugte. An beidem hat es gefehlt und so stimmte die an sich richtige Rechnung schließlich nicht. Wir waren im April bis Juni dem siegreichen Frieden näher wie wir selbst dachten. Uns fehlte der Wille zum letzten Streich.

2) Man bedenke, daß selbst ein so gewaltiger Erfolg, wie die erste Offensive ihn brachte, nicht genügt hat, um den Defaitismus zu bannen. Wie anders war es bei Franzosen und Engländern!

nur erhebliche Verluste an deutschen Truppen gehabt, die fast unersetzlich waren, und hätten dadurch später — Juli-August — an der Westfront schon keine Ueberlegenheit mehr gehabt. Wenn man wenigstens auf die Gefangennahme der mazedonischen Ententearmee hätte rechnen können, aber die war ausgeschlossen, man hätte diesen Gegner lediglich auf den Westkriegsschauplatz verdrängt. Und im übrigen war Saloniki gar kein Objekt, um eine Entscheidung herbeizuführen.

Aehnlich stand es mit Italien. Eine neue Offensive mit starken deutschen Truppen hätte Erfolg gehabt, in welchem Umfange, ist nicht zu ermessen. Ein Vordringen durch Italien, um die Kapitulation der italienischen Armee zu erreichen, war jedenfalls zu schwer, zeitraubend und verlustreich. Zudem konnten die Engländer und Franzosen stets Truppen aus Frankreich entsenden und den Vormarsch dadurch abstoppen. Auch zu Lande blieb unser Rücken gefährdet. So waren die Aussichten nicht groß, und dazu kam, daß wir von den in Italien eingesetzten Divisionen nur Trümmer wieder zu sehen bekommen hätten.

Wenn man also damals die Chancen abwog, so stand es in Kürze so: Eine Sicherheit, den Krieg militärisch durch den Endsieg zu erringen, gab es nicht, weder durch Offensiven noch durch Defensive. Aber wir konnten auf beide Arten den Krieg noch sehr lange, mindestens bis 1919 Herbst, fortsetzen, wenn die Heimat hielt.

Für das Ergreifen der Offensive (und zwar dann auf der immerhin allein entscheidenden Front, der Westfront) sprach einmal das moralische Element und dann, sofern unsere Hoffnungen auf die neue Angriffstaktik sich erfüllten, die große Möglichkeit, durch Erreichung des Kanals, Trennung und schwere Schädigung des Gegners ihn unmittelbar friedensbereit zu machen. Standen wir aber z. B. in Le Havre, so bekamen wir dadurch eine U-Bootbasis in die Hand, die einer Verdoppelung unserer U-Boote mindestens — ich sage ausdrücklich: mindestens — gleichkam. Unter allen Umständen wirkte das U-Boot kräftig und entscheidungbeschleunigend weiter. Wie lange das dauern würde, war schwer abzuschätzen, wir glaubten damals an September 1918 oder Frühjahr 1919 [1]).

Alle diese Erwägungen stimmten bis auf eine: die Hoffnung auf den fest versprochenen, tatsächlich auch vorhandenen Ersatz und auch das

1) Es kamen aus U-Boot-technischen und wirtschaftlichen Gründen nur Frühjahr oder Herbst in Betracht.

Halten der Heimat. Dieser eine Fehlschluß warf dann allerdings alles um. Aber liegt da die Schuld bei der O.H.L. oder bei den politischen Schiebern, die einen Sieg aus Parteidoktrin fürchteten, mit ihrem Anhang von Schwätzern, Flaumachern, Bequemlichkeitsfanatikern und Seufzern, die es zu Hause am Stammtisch so unendlich viel schwerer hatten als die Front? Sie allein tragen die Schuld, nicht die Hungerblockade, so schwer sie auch auf uns lastete. Diesen Beweis zu führen, soll ganz wesentlich Aufgabe der nachfolgenden Schilderungen des Jahres 1918 sein.

Mit Zuversicht ging die O.H.L., nachdem der einzig mögliche Entschluß einmal gefaßt war, an die nun nötige Arbeit. Die Stimmung der Truppen war vorzüglich, wir hatten ausreichend Nachschub an Gerät und Munition und wir hofften in der neuen Vorschrift „Die Angriffsschlacht" eine Taktik zu schaffen, die einen vollen Erfolg der Offensiven gewährleistete. Das Heer arbeitete danach mit aller Kraft an seiner Ausbildung für den Angriff, zahlreiche Besichtigungen im Vorfrühjahr 1918 gaben die Gewißheit, daß alles verständnisvoll und erwartungsfroh dem Frühling entgegensah.

Das psychologische Moment in Volk und Heer.

Man hat der O.H.L. oft vorgeworfen, namentlich aber mit Bezug auf die Offensiven des Jahres 1918, „sie habe sich in der Psychologie des Volkes und Heeres geirrt, sei Illusionen nachgejagt, statt Wirklichkeiten zu sehen, hätte schädlichen Konservativismus und falsche Einschätzung der Tradition bewiesen".

Es wird ohne weiteres für jeden aufmerksamen Leser dieses Buches klar sein, daß diese verschiedenen Vorwürfe tatsächlich eins sind und aus jenen Kreisen stammen, die der andern „neuen" Weltanschauung huldigten. Diese Kreise müssen allerdings zu ihrer eigenen Rechtfertigung so urteilen.

Wie stand es aber mit der Einschätzung der psychologischen Werte bei der O.H.L.?

Zunächst betreffs des Feldheeres! Hier hat sie sich ganz gewiß nicht geirrt, wenn sie auf die Tapferkeit, den Siegeswillen, das Durchhalten bis zum Ende und die Treue vertraute. Daß die

Disziplin sich seit 1917 verschlechtert hatte und im Sommer 1918 an einigen Stellen abzubröckeln begann und daß dies in vollem Umfang verspätet erkannt wurde, ist richtig, ändert aber an dem Gesamtbild nichts. Wie sollte es auch anders sein? Die O.H.L., besonders aber Ludendorff und viele andere Offiziere, standen ja dauernd in engstem persönlichen Verkehr mit der Front und lebten nur für sie. Und jedes, auch das bitterste, Wort wurde bei uns freundlich aufgenommen und nachgeprüft. Ich rufe das Urteil der vielen Offiziere aller Grade an, die bei uns im G.H.Qu. geweilt haben.

Und wer speziell die Truppen vor der Frühjahrsoffensive 1918 draußen gesehen hat, nur eine der „Besichtigungen" mitgemacht hat, der weiß, welcher Geist des gegenseitigen Vertrauens zwischen O.H.L. und Truppe herrschte! Daß viele gegen Ende auch an der O.H.L. irre geworden sind, glaube ich. Mein Buch wird ihnen zeigen, wo die Ursache lag.

Was die Einschätzung der Psychologie des Volkes betrifft, so war es an sich gewiß richtig, damit zu rechnen, daß das Volk gleich dem Heer seine Pflicht tun, es ihm an idealem Schwung und Willen zum Durchhalten gleichtun würde. Der Fehler liegt in der Unterschätzung der Macht der Verführung, der Skrupellosigkeit der Verführer selbst und in der unrichtigen Bewertung des Versagens der berufenen Leitung, d. h. der Regierung und des Reichstags. Was hätte Bismarck aus dem deutschen Volk geholt! Die O.H.L. hat zu lange zugesehen, daß nicht an die idealen Seiten des Volkes, sondern an die Masseninstinkte, die Gewinn- und Genußsucht, appelliert wurde.

Es ist mindestens originell, daß auch General Groener den Vorwurf der falschen Einschätzung erhebt, der Mann, der an den neuen Geist der Demokratie glaubte und sich so Demagogen — das waren die Gewerkschaftsführer — in die Hand gab. Er hat natürlich nicht geahnt oder gefühlt, welche Kraft aus dem Volk zu holen war, wenn man es im Idealismus der Pflicht erhielt und noch höher emporhob. Hier gilt das Wort Tells: „Und auf den Schützen springt der Pfeil zurück." Groener hat die wahre deutsche Volksseele nicht erfaßt.

Richtig bleibt also nur, daß die O.H.L. das Volk anfangs für urteilsfähiger gehalten und daß sie nach Erkennen des Irrtums nicht gegen

Regierung und Reichstag durchgegriffen, d. h. eine Diktatur verlangt hat. Zu dem zweiten ist aber zu sagen, daß sie das, auch wenn selbst Hindenburg wollte, gegen den Kaiser und gegen sämtliche Immediatstellen nicht erreicht hätte. Die Macht der O.H.L. war — und das ist in weiten Kreisen unbekannt — auf ihr Ressort beschränkt. Daneben wirkten Oberkommando in der Heimat, Seekriegsleitung, Reichsmarineamt, die Kabinettschefs, der Reichskanzler — alle absolut selbständig und dachten nur zum Teil daran, sich unterzuordnen. So hätte der Kaiser persönlich Ordnung schaffen müssen. Er hat es nicht getan, hätte es auch gegen alle andern Stellen, nur auf Drängen der O.H.L., nicht gekonnt.

Der Vollständigkeit wegen sei noch darauf hingewiesen, daß die O.H.L. oder sagen wir Ludendorff die Psychologie unserer Gegner richtig eingeschätzt hat, den Nationalstolz der Franzosen, die Zähigkeit der Engländer, den Idealismus der Amerikaner, ebensowohl wie die einzelnen führenden Personen von Clémenceau, Foch bis zu ihrem Antipoden Wilson.

Hauptkennzeichen der neuen Taktik [1]).

Die neue Taktik bestand im wesentlichen darin, durch ein völlig überraschend einsetzendes, nur einige Stunden anhaltendes, aber überwältigend starkes Artilleriefeuer die feindliche Infanterie und Artillerie zu zermürben und lahmzulegen, um dann der Infanterie das Hindurchkommen durch das Grabengewirr möglichst verlustlos zu gestalten.

Es war natürlich unmöglich, die hierzu nötige zahlreiche Artillerie sich, wie bisher, einschießen zu lassen. Es mußte daher ein Verfahren gefunden werden, das ohne vorheriges Einschießen der Artillerie ausgiebige Wirkung sicherte. Wir hatten schon in den Abwehrschlachten uns bemüht, das fortwährende Nachprüfen der Lage des Sperrfeuers dadurch zu ersetzen, daß die Tageseinflüsse (Wind, Luftgewicht) sowie die besonderen Einflüsse der Geschütze (Größe der Verbrennungsräume und sonstiger Zustand von Rohr und Lafette) dauernd ermittelt und beim Schießen verwertet wurden. Dieses Verfahren wurde jetzt auf das sorgfältigste ausgebaut. Der „artilleristische Wetterdienst" wurde einheitlich im Verein mit dem kommandierenden General der

1) Vgl. Urkunden Seite 641 ff.

Luftstreitkräfte geregelt, so daß allen Batterien schnellstens die Tageseinflüsse zugehen konnten. Ferner erschossen sämtliche Geschütze hinter der Front ihre besonderen Einflüsse. So war es möglich, mit Hilfe von Tabellen für jedes Geschütz jederzeit zu ermitteln, wieviel Mehr- oder Minderbedarf es gegenüber der normalen Erhöhung für jedes Ziel bedurfte. Voraussetzung war natürlich hierfür, daß die Entfernung zu dem Ziel einwandfrei gemessen wurde. Es bedurfte also tadellosen Planmaterials, der trigonometrischen bzw. topographischen Festlegung aller Batterienullpunkte [1]) im Gelände sowie einer möglichst richtigen Eintragung aller Ziele in die Pläne. Alles in allem war das eine gewaltige Arbeit.

Das neue Verfahren stieß namentlich bei alten Artilleristen auf starken Widerstand. Trotzdem mußte es angenommen werden und es hat sich voll bewährt.

Die Ausbildung und Belehrung der Truppe für das Verfahren war in die Hände des Hauptmanns Pulkowski gelegt, der seine Aufgaben mit großem Eifer und Geschick gelöst hat. Die Artillerie ist ihm zu großem Dank verpflichtet. Mit ihm gebührt dem klugen und unermüdlichen Kriegsvermessungschef, dem Major Boelcke, Anerkennung. Das hervorragende Arbeiten unseres Kriegsvermessungswesens ist in hohem Maße seiner Initiative zu danken.

Gleichwohl konnte man nicht erwarten, mit Brisanzmunition die feindliche Artillerie so rasch außer Gefecht zu setzen, daß sie nicht mehr imstande war, sich gegen die zum Angriff bereitgestellte Infanterie zu wenden. Das ging nur mit Gasmunition, deren Vervollkommnung dank angestrengter Tätigkeit in erwünschtem Maß gelungen war.

Aber ein derartiges Gasschießen setzte günstiges Wetter voraus, und so gewann der Wetterdienst auch in dieser Beziehung große Bedeutung. Er wurde neu organisiert und namentlich der Münchener Professor der Meteorologie, Dr. Schmauß, hat sich dabei größte Verdienste erworben.

War so zu hoffen, daß die Infanterie im allgemeinen die feindlichen Stellungen ziemlich ungehindert würde überwinden können, so war doch noch mit dem Widerstande einzelner Maschinengewehrnester usw. zu rechnen. Sie vermochten aber den ganzen Angriff in Frage zu stellen, deshalb gingen mit der Infanterie einzelne Feldgeschütze (Infanteriebegleitgeschütze) und bespannte Minenwerfer vor, die solche Ziele außer Gefecht

1) Aufstellungsort des sogenannten o-Geschützes jeder Batterie.

setzen mußten. Die Geschützführer wurden für diesen Zweck auf den Uebungsplätzen besonders im Punktschießen ausgebildet. Es war überraschend, welche Fertigkeit darin gewonnen wurde.

Es war bald zu erkennen, daß wir taktisch auf dem richtigen Wege waren. Die Truppe war für den Angriff besser vorbereitet und ausgebildet als je, selbst 1914. Auch die Stimmung war gut. Aber nachgelassen hatte die Disziplin, die Manneszucht. Das lag daran, daß eben die meisten der aktiven Offiziere und Unteroffiziere aus dem Frieden her der grüne Rasen deckte. Der verbliebene, noch gute, Rest war auf ein um das Vielfache vergrößertes Heer verteilt, sein Einfluß damit verwässert. Mehr als zuträglich regierte so der junge und der inaktive (Reserve-, Landwehr- oder verabschiedete) Offizier. Sie haben Tüchtiges geleistet, aber nie das erreichen können, was dem Friedensoffizier gegeben war; das rückhaltlose Vertrauen der Mannschaft. Es entstand ein Riß zwischen Offizier und Mann, zum Teil auch zwischen Offizier und Unteroffizier. In diesem Riß schlug die böse Saat der revolutionären Umtriebe langsam Wurzel, begreiflicherweise weit mehr in der Heimat und in der Etappe als in der Front, wo die gemeinschaftlich getragene Gefahr immer wieder den besten und festesten Kitt bildete.

Arbeiterlage und Streiks.

Während so das Heer fieberhaft arbeitete, kümmerte sich die Heimat um den Krieg nach wie vor beschämend wenig. Es war ja alles — da wir auf allen Fronten tief in Feindesland standen — für den Normalspießer, wie einst für den Goetheschen, „hinten, weit in der Türkei". Innere Anteilnahme im Sinne herzempfundenen Miterlebens war mehr wie selten; im Gegenteil: unsere Mahnung, möglichst viel Leute freizumachen und gleichzeitig möglichst viel Munition und Kriegsgeräte zu erzeugen, gab Ende Januar den Gewerkschaftsführern, angespornt durch die Entwicklung der Lage in Rußland, als der Zeit nach „höchst opportun" den Gedanken zu einem Generalstreik ein. Das schlichte Wort Gemeinheit deckt die Sache am besten. Das preußische Wahlrecht sollte äußerlich herhalten, daneben die Ernährungslage, als ob die letztere durch die Streiks sich hätte bessern lassen. Das Wahlrecht war übrigens auch gesichert, — aber es ging ja gar nicht darum, es ging um die Macht.

Ich ahnte Unheil und fuhr nach Berlin, wo ich gerade noch zur Zeit ankam. General Scheuch verhandelte mit den Gewerkschaftsführern Legien, Bauer, Schlicke, Noske, Ebert u. a. — d. h. all den späteren Kaiserstürzern, Revolutionären und Ministern. Sie spielten alle dasselbe Spiel, erklärten „sich persönlich gegen die Streiks einsetzen zu wollen, aber den Arbeitern müsse ihr Recht werden. Sonst sei der Streik mit allen Folgen unausbleiblich." (Gleichwohl ließ sich, wer so sprach und die Masse so wenig in Händen hatte, Arbeiter-„Führer" nennen.) Es war die „falsche Schraube ohne Ende". Kurz entschlossen erklärte ich, „die O.H.L. nehme die Folgen des Streiks, d. h. die Verminderung der Lieferungen, für nicht so tragisch, wie ein Nachgeben auf die unsinnigen Forderungen hin". Großes Erstaunen, aber, nun konnte die Regierung kaum anders, als „Starksein" zu spielen. Ich erklärte dasselbe auch in der Reichskanzlei. Die Regierung lehnte die Arbeiterforderungen ab — und der Streik war zu Ende, ehe er angefangen hatte. Abermals großes Erstaunen in Berlin bei der Regierung über ihren „Erfolg" und ihren eigenen Mut. Freilich, um so wildere Wut gegen die O.H.L. und mich.

Auf der andern Seite war es klar: es war kein Frieden bei den Arbeitern erreicht, und zu diesem Zweck war es nötig, daß Arbeitgeber und -nehmer sich zusammenfanden. Denn dieser Verständigungsfrieden war möglich. Die Regierung aber mußte dabei die Führung übernehmen und dahin wirken, daß die schon oben behandelten sinnlosen Unternehmergewinne verschwanden. Dann erst konnte man auch die Lohnsteigerungen aufhalten und beides hätte wieder der zunehmenden Teuerung entgegengewirkt, soweit diese nicht eine Folge der Papiergeldinflation war. (Man hätte übrigens damals auch der Papierinflation noch wirksame Mittel entgegenstellen können, freilich auch nur mit rigoroser Strenge, die es ja im „militärischen" Deutschland nicht gab.)

Nun, die Versuche, das Kriegsamt zu bestimmen, Arbeitgeber und -nehmer an einen Tisch zu bringen, waren, wie alles, vergeblich. So mußte ich denn, so gut es ging, persönlich mit beiden Teilen einzeln verhandeln. Erfolg hatte ich nicht viel, aber ich bekam restlos Einsicht, wohin wir trieben.

Vorzeichen der Revolution.

Kein Wunder war, daß die unabhängigen Sozialdemokraten und die Spartakisten (Kommunisten) zweifellos an Boden gewonnen hatten. Es wurde klar, daß sie mit den russischen Bolschewisten offen verhandelten

und die Organisation des Umsturzes planmäßig mit russischem Golde vorbereiteten. Die Zentrale dieser Wühlarbeit wurde bald die russische Botschaft, wo die deutschen Radikalisten in absoluter Sicherheit „arbeiten" durften. Später, etwa im August 1918, wurde festgestellt, daß ganze Kisten mit Hetzblättern als Kuriergepäck aus Rußland an Herrn Joffe gelangten. Wir baten das Auswärtige Amt, einzuschreiten; es lehnte es ab. Das ginge gegen die Unverletzlichkeit des diplomatischen Verkehrs. Endlich — ich glaube, es war im Oktober — fiel „zufällig" eine solche Kiste auf dem Bahnhof den Aufzugschacht hinunter. Sie zersprang und die Flugblätter lagen frei. Jetzt hörte die Regierung, Herr Joffe verschwand!

Auch sonst entdeckten wir, daß der russische Bolschewismus Schule machte. Es kam in der Heimat zu Meutereien. Die aus Rußland zurückgezogenen Leute und die zurückgekehrten Kriegsgefangenen weigerten sich teilweise, nach dem Westen zu gehen. Manche dieser Leute mochten schon von dem Bolschewismus angefressen sein. Bei den meisten war es die Erbitterung über die unwürdigen Zustände in der Heimat, über die plumpe Genußsucht, Schieberei und Drückebergerei. Dafür hatten sie gekämpft und gelitten und dafür sollten sie weiter kämpfen! Man kann verstehen, daß sie dies verweigerten.

Wenn wenigstens noch möglichst ein Austausch dieser Leute gegen Reklamierte erfolgt wäre. Aber diese hatten ja ihre „guten Verbindungen" und das Hilfsdienstgesetz, die sie vor der Rückkehr in die Front schützten. Wir erfuhren davon und baten das Kriegsministerium, durchzugreifen. Es geschah nichts, im Gegenteil! Die Strafen auf Fahnenflucht, Meutereien usw. waren an sich im militärischen Deutschland milder wie bei irgendeiner Macht. Statt sie zu verschärfen wurden sie noch gemildert. Todesstrafe gab es überhaupt nur für gröbste Fälle von Fahnenflucht am Feinde [1]). Es wurden aber auch die zulässigen Strafen nicht einmal angewendet, aus lauter Angst vor dem Geschrei des Reichstags, der jüdischen Presse und der Gewerkschaftsführer. Verhängte Strafen wurden außerdem „aufgeschoben", womit sie bei den fortdauernden Amnestien überhaupt hinfällig wurden. Schließlich aber war Gefängnisstrafe in dem humanen Deutschland ein Vergnügen gegenüber den Kriegsschrecken und

1) Bei unsern freiheitlichen nicht militaristischen Feinden sind Tausende von Leuten wegen Fahnenflucht und Defaitismus mit dem Tode bestraft. Bei uns kaum einer.

wurde daher von gewissen Elementen entschieden bevorzugt. An der Front kam die Unmöglichkeit hinzu, die Fälle gerichtlich abzuurteilen, dazu war das Verfahren zu umständlich. Und etwa doch verhängte Strafen entzogen den Verbrecher den Gefahren des Krieges.

Es war ein heilloser Zustand, der bei zunehmender Zersetzung einfach katastrophal wirken mußte und gewirkt hat. Schriftliche Vorstellungen der O.H.L. beim Kriegsminister hatten ebensowenig Erfolg wie meine persönlichen. Dabei konnte man an der sich zuspitzenden Lage gar nicht mehr zweifeln, die sogenannten „Monatsberichte" der stellvertretenden Generalkommandos schilderten mit größter Sachlichkeit und Klarheit alle die schlimmen Zustände in der Heimat. Auch Abgeordnete, Großindustrielle, führende Pressevertreter und nicht zuletzt die A.O.K.s berichteten und meldeten in gleichem Sinne.

Mißstände im Heer.

Die Wühlarbeit im Heer setzte recht geschickt bei zweifellosen Mißständen an.

Es war einmal die völlig unzureichende Löhnung. Sie betrug einen Bruchteil des heimatlichen Arbeitslohnes, und der Soldat fragte mit Recht, weshalb seine Pflichterfüllung schlechter bewertet wurde, als die gefahrlose Arbeit daheim. Alle Versuche, die Löhnung zu erhöhen, scheiterten zunächst an dem Widerstande der Regierung, die darin eine „unnötige Vermehrung der Kriegskosten" sah. Daß diese Erhöhung verhältnismäßig gering war, wurde nicht beachtet.

Bezeichnenderweise hat die Löhnungsfrage im Feldheer eine weit geringere Rolle gespielt, als in der Etappe und in der Heimat. Freilich wirkte auch in der Heimat die unzureichende Verpflegung und die direkte Berührung mit den reichlich bezahlten Arbeitern aufreizend genug.

Weiter verbitterten die Beförderungsverhältnisse. Das Kriegsministerium hielt eigensinnig an der Forderung des „Bildungsnachweises" (d. h. Einjährig-Freiwilligen-Zeugnis bzw. Primanerreife) fest, obwohl die O.H.L. [1]) und der preußische Kultusminister

1) Die O.H.L. und der genannte Minister waren sich auch darin einig, daß nach dem Kriege das ganze Einjährig-Freiwillige Prinzip wegfallen müsse. Ich gedenke mit herzlicher Verehrung des Ministers Schmidt, dieses hervorragenden echt deutschen Mannes.

Schmidt die Beseitigung forderten. So konnten also alte Feldwebel, tüchtige Handwerker, viele Beamte usw. einfach nicht befördert werden, obgleich sie absolut geeignet waren. Dafür aber wurde der 18 jährige Abiturient in 1½ Jahren Offizier.

Ein dritter Reibepunkt war die Magenfrage. Einzelne Stäbe, namentlich in der Etappe, sollten sich zuungunsten der Mannschaft besser verpflegt, teilweise auch Lebensmittel widerrechtlich nach Hause gesandt haben. Die Fälle wurden verallgemeinert, sie machten böses Blut und trieben einen Keil einmal zwischen Offizier und Mann, anderseits zwischen die fechtende Truppe und die höheren Stäbe. Die O.H.L. befahl scharfes Eingreifen. Es liefen viele anonyme Anzeigen ein, meist aber erwiesen sie sich, trotz sofortiger schärfster Untersuchung, als nicht stichhaltig; stets stark übertrieben; doch die Anklagen verstummten nicht.

Endlich gab es zu wenig Urlaub. Das hing einmal mit dem Ausbleiben des Ersatzes zusammen, mehr aber noch mit der Leistungsfähigkeit des Bahnnetzes. Es war unmöglich, so wie nötig und erwünscht zu beurlauben; aber es wirkte verstimmend.

Die genannten Mißstände waren bei der ungeheuerlichen Nervenüberspannung und Gereiztheit gewiß nicht zu unterschätzen. Vielleicht wurden sie auch bei der O.H.L. zu Anfang nicht genügend bewertet. Später geschah dies, aber der Erfolg war gering, da die entscheidenden Heimatbehörden sich versagten.

Schwerer als alles wirkte aber auf die Truppe der Defaitismus, die Kriegsmüdigkeit und Gleichgültigkeit der Heimat. Die Briefe der Frauen aus der Heimat, denen es ja zum Teil nicht gut, aber doch noch erträglich ging (s. Seite 153 ff.), wirkten durch ihre Klagen und ihr aufreizendes Schimpfen verheerend. Denn sehr richtig hatten die Aufrührer in diesem Punkt auf die Mithilfe der Frau gerechnet. Die Frauen glaubten bei längerem Zureden alle, daß es ihnen ganz besonders schlecht ginge und daß der Krieg nur von den „Reichen" heraufbeschworen und genährt wurde. So groß der Unsinn war, er wurde geglaubt und niemand sprach dagegen.

Stellung der O.H.L., der Regierung und des Kaisers zu den Revolutionsanzeichen.

Obwohl meine Warnungen seit 1916 sich mehr und mehr als berechtigt erwiesen hatten, wollte an eine offene Revolution niemand recht glauben. Selbst Ludendorff hielt sie in Deutschland für nicht möglich. Der Feldmarschall hatte für diese Fragen kein Interesse. Die Regierung, einschließlich der Umgebung Seiner Majestät, schien mit Blindheit geschlagen. Sie rechneten alle damit, daß es Hertlings Geschick gelingen würde, die innerpolitische Lage durch Lavieren mit den Parteien zu retten. Der Kaiser ahnte offenbar nichts, er bekam nur rosarot gefärbte Berichte, wollte Mahner und Warner auch nicht hören. Er durchschaute übrigens die Unfähigkeit des Kanzlers und der ganzen Regierung, aber zum Durchgreifen kam er nicht. Daß das Volk mehr und mehr ihm die Schuld an allem zumaß, glaubte er nicht, es wurde ihm auch nicht klargemacht.

Ich versuchte gegen Hertling Sturm zu laufen, vergebens. Ludendorff erklärte, sie hätten sich Zusammengehen versprochen und er wollte das loyal halten. Von der andern Seite ist dies nicht so genau genommen. Die Bitte, wenigstens den Kriegsminister und den Kriegsamtschef (General Scheuch) durch energische Soldaten zu ersetzen, wurde abgelehnt. Der einzige Mann, der sah und sehen wollte, war der Kronprinz. Ich sagte ihm, Anfang Februar 1918, daß „der Kaiser unser Verhängnis sei, weil er weder selbst zugriffe, noch fähige Leute an die entscheidende Stelle setze. Wir gingen in die Revolution und m. E. müsse der Kaiser zupacken oder die Zügel der Regierung für einige Zeit niederlegen.“ Aber der Kronprinz lehnte ab, irgendwie gegen seinen Vater Stellung zu nehmen; und auch Ludendorff sah diesen Weg für unmöglich an, da alle anderen sich der klaren Erkenntnis nach wie vor verschlossen. Es wäre also nur Ludendorff dabei gefallen, die Lage noch verschlimmert, statt gebessert.

So ging das Unheil seinen Lauf, unsere einzige Hoffnung war die bevorstehende Offensive.

III. Teil.

Von der ersten Offensive bis zur Bildung des Kriegskabinetts.

Die Frühjahrs-Offensive 1918.

Die ersten Märzwochen gingen in höchster Spannung und Arbeit dahin. Würde unsere Taktik siegen? Und wie würde der Erfolg sich ausnutzen lassen? Der Feind mußte ahnen, was kam, aber er hatte offenbar nicht gemerkt, wo der Stoß kommen sollte. Er störte wenig. Es gelang, die gewaltigen Truppen- und Gerätetransporte, besonders die Munition, unbemerkt heranzuführen.

Programmäßig erfolgte am 21. März 1918 früh der Angriff auf ca. 40 Kilometer Breite.

Gegen Mittag war klar, daß das feindliche Stellungssystem genommen war. Das Gas hatte gewirkt, unsere Verluste waren minimal. Nur die nördlichste Armee war nicht recht vorwärtsgekommen, hatte daher auch höhere Verluste.

Der Feind wich, zunächst ohne Widerstand zu leisten, er war offenbar überrascht. Es galt, ihm schnell zu folgen und möglichst weit bis an die See vorzukommen. Aber jetzt rächten sich die Wegestörungen bei unserem Rückzug von 1917 insofern, als Vormarsch und Nachschub auf schnell zunehmende Schwierigkeiten stieß. Dazu kam, daß die Pferde, infolge der seit langem unzureichenden Fütterung, nicht leistungsfähig waren. Die Kraftfahrkolonnen aber, die wegen Gummimangels Eisenbereifung hatten, zerstörten die wenigen Straßen von Grund aus in einigen Tagen. Dabei war noch günstig, daß wenigstens Nachschub an Verpflegung und Bekleidung kaum nötig war, denn die Beute daran war riesengroß. Fast kann man sagen: leider; denn unsere Leute taten sich an den lange entbehrten Genüssen zu sehr gütlich. Es ging Zeit verloren. Ich war am zweiten Tage nach vorn gefahren, die Truppen waren noch frisch und

wohlgemut, aber wie lange noch? Die ungeheuren Strapazen, der Mangel an Ruhe, namentlich infolge der fortdauernden Fliegerangriffe, der Ausfall durch Tod und Verwundung und dazu der unzureichende Nachschub an Munition und Geräte —, das mußte bald einen Stopp geben. Es war schade, denn der Gegner war offenbar in größter Verwirrung und Sorge.

Was kommen mußte, kam: nach wenigeu Tagen stockte die Vorwärtsbewegung. Leider griffen einzelne Truppen noch immer in Teilaktionen an und verbluteten sich unnütz. Ein Tagemarsch trennte uns von Amiens, doch es war einfach nicht mehr zu leisten.

Bedeutung und Wirkung der 1. Offensive.

Trotzdem war der Erfolg gewaltig. Wir hatten verhältnismäßig geringe Verluste, der Gegner weit höhere. Noch ein paar solche Schläge und die Entente war erledigt.

Aber was geschah? Bei uns in der Heimat fast Gleichgültigkeit, teilweise sogar Unwille, daß nicht mehr erreicht sei. Bei unsern Gegnern fieberhafte Anstrengung und stärkster Druck auf Amerika zur Beschleunigung der zugesagten Truppentransporte. Zugleich wurde der Defaitismus mit brutalster Strenge niedergeschlagen und anderseits der Siegeswille und Nationalstolz hochgepeitscht. In den „demokratischen" Staaten herrschte dem Sinn nach der absolute Militarismus unter Clémenceau, Lloyd George und Foch, Männern voll eiserner Energie und Tatkraft. Bei uns regierte eine Reichstagsmehrheit in Friedensduselei und in Kampfstellung gegen den einzigen führenden Mann, gegen Ludendorff. Und ebenso schlimm, wie bei uns, sah es in Oesterreich aus, von dem wir uns abhängig machten, statt es straff mitzuführen.

Die Lage sah böse aus, trotz unseres Erfolges. Gleichwohl blieb angesichts der erreichten militärischen Erfolge nur übrig, an dem Operationsplan festzuhalten, d. h. die Offensive zu wiederholen.

Die 2. Offensive auf Soissons.

Die zweite Offensive konnte leider nur nach einem längeren Zeitraum — fast 6 Wochen — der ersten folgen. Der Schwung und das schnelle sichere Arbeiten hatten in den letzten Jahren überall merklich

nachgelassen, was man bei der ersten Offensive, infolge der langen Vorbereitungszeit, nicht so empfunden hatte. Die Uebermüdung durch vier Kriegsjahre, dazu die Schematisierung des Stellungskrieges zeigten ihre Wirkung. Am meisten lähmte aber die Ersatzlage das Handeln. Der Ersatz floß spärlich aus der Heimat. Alle Bitten fruchteten nichts; nicht, weil wir keine Leute mehr hatten, sondern weil überall Schwierigkeiten gemacht wurden. Die Industrie meldete ein kolossales Herabgehen der Arbeitsleistung bei männlichen Arbeitern — bis auf 60, ja 50 % der normalen. Man sah die Wirkung der revolutionären Hetze, aber man tat nichts dagegen, die O.H.L. war machtlos.

Dazu liefen unzählige Drückeberger und Urlauber in der Heimat und in der Etappe herum. Ich schätzte ihre Zahl im April bereits auf 500 000 Mann und sie stieg von Tag zu Tag, dank der Verhetzung einerseits, der Schlappheit der Regierung anderseits.

Um die Divisionen notdürftig wieder aufzufüllen, mußten sogar die genesenen Leichtverwundeten ohne vorherigen Urlaub wieder eingereiht werden. Diese Maßregel traf vielfach die besten Leute und erzeugte berechtigte Verbitterung. Es war auch falsch, wenn auch angesichts des ausbleibenden Ersatzes fast geboten.

Es kam zu allem hinzu, daß gerade die Verluste an Offizieren [1]) und Unteroffizieren hoch gewesen waren. Sie waren sehr schwer zu ersetzen und doch war mehr und mehr der Offizier und Unteroffizier Träger des Kampfes geworden, wenigstens sobald die feindliche Stellung durchbrochen war und der Kampf im offenen Gelände begann. Das einzelne selbständige Geschütz und der Minenwerfer hatte dann erhöhte Bedeutung, und an die Stelle der Schützenlinie als Kampfform der

1) Die Offiziersverluste waren zu Beginn des Krieges annähernd prozentual denen der Unteroffiziere und Mannschaften gleich. Ein Zeichen für den guten Geist des deutschen Heeres. Jetzt stiegen sie rapide mit dem Ergebnis, daß die Gesamtverluste der Offiziere im Kriege *prozentual fast doppelt so hoch*, nämlich fast 40 % sind, wie die der Unteroffiziere und Mannschaften. Dieses Ruhmesblatt des deutschen Offiziers des Kaiserlichen Heeres soll unvergessen bleiben.

Kennzeichnend bleibt, daß 1919 die demokratische Presse zu berichten wagte: „Die Annahme, daß die Offiziersverluste *geringer* seien, wie die der Unteroffiziere und Mannschaften, ist nicht zu beweisen, es scheint vielmehr, als ob namentlich in den unteren Stellen ein geringes Uebergewicht der Offiziersverluste besteht!“ — Man kann nur sagen: Pfui! Es ist aber ein Zeichen, wie man mit den schimpflichsten Mitteln einen Keil zwischen Offizier und Mann getrieben und damit den Geist echter Kameradschaft zielbewußt zerstört hat. Der deutsche Offizier war nie der Feind des Arbeiters, nie der Tyrann, sondern der Kamerad, Berater, Erzieher und sein Vorbild.

Infanterie war die Kampfgruppe getreten, in der das Maschinengewehr den Kernpunkt bildete.

So nahte der Tag der zweiten Offensive. Sie gelang auf dem rechten Flügel planmäßig, wie die erste, und führte uns über Soissons hinaus. Ein großer Uebelstand war, daß auf dem linken Flügel Reims nicht gefallen war. So fehlte es an rückwärtigen Verbindungen, indem nur die Bahn Laon-Soissons [1]) zu benutzen war. Trotzdem war es ein gewaltiger Erfolg, aber er machte in der Heimat wiederum keinen Eindruck. Dagegen stieg bei unsern Gegnern die Besorgnis auf das höchste. Ihre Verluste waren sehr hoch und die Kriegsmüdigkeit nahm sichtbar zu. Kein Zweifel, *es ging beim Gegner zu Ende, trotz Amerikas Hilfe! Wer würde die besten Nerven haben, das war die entscheidende Frage.*

Man hat der zweiten Offensive vorgeworfen, die Richtung auf Paris sei falsch gewesen, da selbst die Einnahme von Paris keine Entscheidung gebracht hätte. Es ist richtig: entscheidend war es, den Kanal zu erreichen, um die Gegner zu trennen und dann auf der inneren Linie operieren zu können. Aber für eine solche Operation gegen die Küste fehlte die Basis. Auf dem Gelände der ersten Offensive konnte man wegen der Verkehrs- und Nachschubschwierigkeiten nicht wieder allein ansetzen. Man mußte also südlich der Somme Gelände haben. Schon damit war die Richtung Paris gegeben. Und ob bei einer Einnahme von Paris Clémenceau Frankreich hätte halten können, darf man immerhin in Zweifel ziehen. Clémenceau hat selbst zugegeben, daß noch eine dritte Offensive vom Erfolge der beiden ersten entscheidend gewirkt hätte. In gleichem Sinne haben sich andere führende Männer auf seiten unserer Feinde geäußert. Die Vorwürfe gegen die O.H.L. sind also unberechtigt.

Es galt, die erreichten Erfolge auszunutzen und das sollte nun durch eine neue Offensive geschehen.

Die 3. (Marne-)Offensive.

Die Vorbereitungen zur dritten Offensive begannen. Sie waren noch schwerer als bei der zweiten, denn die Ersatzlage wurde immer kritischer. Der fest versprochene Ersatz (s. Seite 177) kam eben nicht.

1) Hätten wir die Bahnlinie Rethel-Reims-Soissons gehabt, so hätte der 18. 7., der Tag von Villers-Cotterets, nur einen örtlichen Schaden bedeutet. So wurde er der Beginn des Rückzuges.

Das zwang dazu, zugunsten der Offensive, auf den übrigen Teilen der Front stark abgekämpfte Divisionen mit sehr geringer Gefechtsstärke stehen zu lassen. Die Meldungen, die ich speziell über den Zustand der schweren Artillerie erhielt, zeigten, daß diese Truppe sehr erschöpft war. Der anfänglich festgesetzte Termin wurde auf den 13., dann auf den 15. Juli verschoben, trotzdem alle sonstigen Umstände (Amerika) zur Eile trieben.

Seit Anfang Juli wurde auch von der rechten, Paris zugewendeten Flanke Angriffsvorbereitungen des Feindes gemeldet. Die O.H.L. war in schwieriger Lage. Es war auf alle Fälle erwünscht, jene Flanke zu verstärken. Dann war aber die geplante Offensive bei der Ersatzlage nicht mehr möglich. Die Verstärkung schien allerdings auch nicht unbedingt nötig, denn nach den bisherigen Erfahrungen hatten auch schwache Divisionen, wenn sie auf den Angriff vorbereitet waren und wenn sie zur Verteidigung tief gegliedert standen, standgehalten. Das A.O.K. war der gleichen Ansicht.

Es kam hinzu, daß, wenn die feindliche Offensive vor unserer kam, unsererseits genügend Truppen zur Abwehr und zum Gegenstoß in greifbarer Nähe waren, sofern man dann — was selbstverständlich war — den Marneübergang nicht mehr als Hauptaktion ansah.

Die Frage war also nur die, ob unsere Offensive vor dem feindlichen Angriff vor sich gehen würde. Glückte unser Angriff, so war der feindliche Gegenstoß nicht mehr gefährlich, ja er wurde unwahrscheinlich. Im Falle des Mißlingens konnte die Sache natürlich kritisch werden. Es fragte sich also, sollte man „wagen" oder „zaudern". Die Entscheidung hing davon ab, wie man die Chancen der Offensive ansah. War ihre Geheimhaltung gelungen, war uns das Wetter hold, dann bestand Aussicht. Die Nachrichten über den Feind lauteten widersprechend; entscheidend war für die O.H.L., daß stets nur mäßiges Störungsfeuer gegen die Angriffsfront gemeldet wurde. Die Geheimhaltung schien also geglückt. Tatsächlich waren diese Meldungen falsch. Wie wir später erfahren haben, waren die Verluste der Artillerie ganz erheblich, der Verkehr in den letzten Nächten stellenweise ganz lahmgelegt.

Kurzum, die O.H.L. glaubte noch an die Ueberraschungsmöglichkeiten und mußte es glauben. Am 14. Juli lauteten die Wettermeldungen nicht sehr günstig — es war eine Warnung, denn ohne Gaswetter (d. h. ein Wetter, das nach Luftbewegung und -richtung die Gaswirkung be-

günstigte) war ein Gelingen unwahrscheinlich. Was tun? Sollte man den Angriff verschieben oder aufgeben? Baute man auf die Gaswirkung, so mußte man auch auf das Wetter dazu entscheidend Rücksicht nehmen. Aber die Armeen und die meisten Truppenführer waren ja immer mit halbem Herzen beim G a s gewesen. Sie wollten den Angriff nicht aufgeben, sie bauten auf ihre Truppen. Die O.H.L. befahl den Angriff.

Der 15. Juli.

Der Gegner war tatsächlich bis auf die Stunde vorbereitet. Trotz seines Höllenfeuers glückte der Uebergang über die Marne — eine wunderbare Leistung und ein Zeichen, was die deutschen Truppen i n i h r e r M e h r h e i t n o c h vermochten. Die erste feindliche Stellung wurde überrannt, sie war offenbar nur schwach besetzt gewesen. Die zweite Stellung war nicht mehr zu nehmen. Sie lag außerhalb der Reichweite unserer meisten Geschütze und die Gaswirkung war durch heftigen Gegenwind zerstört. Der Angriff war im ganzen mißglückt.

Noch wäre es richtig gewesen, sofort abzubauen, hinter die Marne zurückzugehen und dadurch freigewordene Verbände in Richtung Soissons zu bewegen; es war in diesem Augenblick noch einfach. Statt dessen wurde der Angriff fortgesetzt. Aber dieser Fehler ist durch die eingehenden Meldungen, soweit die O.H.L. in Betracht kommt, bis zu einem gewissen Grade entschuldigt. Sie lauteten alle so, daß die Fortsetzung des Angriffes Erfolg zu versprechen schien und demgemäß befohlen sei. Daß einzelne Divisionen — im Gegensatz zu andern, die sich hervorragend schlugen — völlig versagt hatten, ja daß zum erstenmal deutsche Artillerie in überlaufende deutsche Massen hineingefenert hatte, wurde n i c h t gemeldet. Die O.H.L. sah zunächst nicht klar, sie war falsch berichtet. Sobald das Bild richtig erkannt wurde, erfolgte der Befehl, die Offensive abzubrechen.

Villers-Cotterets.

Am 18. Juli kam der erwartete französische Angriff bei Villers-Cotterets und schlug ein tiefes Loch in unseren Marnebogen. Einige Divisionen, die richtig zur Verteidigung gegliedert standen und aufpaßten, hielten, andere wurden überrascht und, da sie nicht tief gegliedert standen,

völlig überrannt. Soissons war bedroht, die einzige Bahn im Marnebogen unbenutzbar, der Nachschub nicht mehr zu leisten. Die Franzosen hatten Glück gehabt.

Man mußte zurück. Der Bogen wurde in guter Ordnung geräumt, aber unendliches Material blieb liegen. Es war schmerzlich, gleichwohl war, da es sich nur um eine mißglückte Offensive und einen räumlich beschränkten Einbruch handelte (denn der Rückzug aus dem Bogen erfolgte lediglich aus Nachschubgründen, nicht unter feindlichem Druck), die Sache zu tragen, wenn nicht andere Umstände hinzukamen. Und sie kamen jetzt hageldicht.

Die „Schuld" von Villers-Cotterets.

Ehe wir die Ereignisse weiter betrachten, muß die Frage der Schuld am 18. Juli noch etwas ausführlicher behandelt werden. Daß die O.H.L. hier etwas Besonderes versehen habe, läßt sich wohl nicht aufrechterhalten, sofern man nicht die ganze dritte Offensive für falsch erklärt, was also hier zuerst erörtert werden muß.

Nehmen wir sie zunächst als richtig an, so bleibt die Frage, ob Heeresgruppe Kronprinz oder die nachgeordneten Stellen in den Anordnungen für die Abwehr des als bevorstehend erkannten französischen Angriffs gesündigt haben. Die Heeresgruppe jedenfalls nicht, im Gegenteil! Das A.O.K. hat die Sache erheblich weniger tragisch genommen, aber lag dazu denn auch ein Grund vor? Wir hatten doch schon sehr oft in Erwartung ähnlicher Angriffe mit nicht stärkeren Kräften gestanden. Ich habe früher dazu geneigt, die Schuld dem A.O.K. und den nachgeordneten Dienststellen zum erheblichen Teil zuzuschieben, ich muß dies aber auf Grund umfangreicher Privatkorrespondenz richtigstellen. Die dem A.O.K. unterstellten Gruppenkommandos waren zweifellos auf der Hut [1]). Speziell das Gruppenkommando von Watter hat alles Erdenkliche getan. So bleibt die Schuldfrage der Divisionen. Gewiß

1) Freiherr von Watter war mein Divisionskommandeur, als ich 1912/13 Generalstabsoffizier der 39. Infanterie-Division in Kolmar war. Er war Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, vornehm, ritterlich, voll klaren Blicks nnd eminenter Begabnng. Es sind nur wenige Männer mir in meinem Leben begegnet, denen ich so aufrichtige Verehrnng zolle. Daß dieser hervorragende intuitiv richtig sehende Offizier etwas versäumt haben sollte, ist absolut ausgeschlossen.

mögen einzelne nicht genügend wachsam gewesen sein und zweifellos standen einzelne Divisionen taktisch nicht richtig (d. h. nicht genügend nach der Tiefe) gegliedert. Das erklärt manches, aber nicht einen so eklatanten Mißerfolg. Er läßt sich auch nicht durch die Plötzlichkeit und die Tanks erklären, denn ähnliche Angriffe sind oft genug abgewiesen.

Die Schuld lag vielmehr und einzig an zwei Dingen, an dem zu schwachen Mannschaftsstande und an dem Versagen einzelner Truppenteile. Die erstere war eine Folge des ausgebliebenen Ersatzes, eines Ersatzes, den zu leisten uns fest zugesagt war. Hier liegt die Schuld, und wenn man sagt, „ja, dann hätte beim Ausbleiben des Ersatzes die O.H.L. anders disponieren müssen", so habe ich diese Frage deswegen eingangs so eingehend behandelt. Die O.H.L. wurde durch das Ausbleiben in eine unnütze Zwangslage versetzt, die zur Katastrophe geführt hat. Im übrigen war das Handeln der O.H.L. richtig; die O.H.L. hat öfters viel mehr wagen müssen.

Der zweite Punkt „Versagen von Truppenteilen" erklärt sich teils aus Uebermüdung, die eine Folge der unzureichenden Stärken, d. h. ebenfalls des ausgebliebenen Ersatzes war, teils aber daraus, daß der böse Geist der Heimat hier seinen Einzug bereits gehalten hatte. Wo noch der alte Frontgeist herrschte, hat die Truppe damals und später jeden Angriff abgewiesen.

War die dritte Offensive aber an sich richtig? Die Frage muß nach drei Richtungen betrachtet werden, zeitlich, örtlich und nach Anlage.

a) Zeitlich. Es kam wesentlich darauf an, der Entente schnell noch einen oder mehrere schwere Schläge zu versetzen. Zaudern und Warten erschwerte die Lage angesichts der zuströmenden Amerikaner. Die Schnelligkeit hing unserseits ab von der Angriffsvorbereitung und dem Eintreffen des Ersatzes. Die ersteren sind so beschleunigt und auf den Ersatz ist von der O.H.L. gedrückt, soweit es möglich war. Daß der Ersatz so gut, wie überhaupt, ausbleiben würde, das konnte die O.H.L. nicht voraussehen und auch nicht zur Grundlage ihrer Entschließungen machen. Denn dann konnten diese nur lauten: „Helm ab zum Gebet."

b) Oertlich. Die Offensive brachte im Falle des Gelingens, d. h. wenn sie südöstlich bis Châlons und im Südwesten bis in die Gegend von Coulomniers vorwärtskam, erhebliche Vorteile. Einmal war der

Argonnenbogen, d. h. St. Menehould-Verdun vom Gegner kaum noch oder nur unter schwersten Opfern und Einsatz starker Kräfte zu halten. Das ergab für uns erhebliche moralische und militärische Vorteile. Wir verbesserten weiter ganz allgemein unsere Nachschubsmöglichkeiten (durch die Bahn Rethel-Reims-Soissons bzw. Reims-Epernay-Château Thierry), während wir die des Gegners einengten, ihm insbesondere die Bahn Châlons-Château Thierry-Paris ganz verlegten und die Bahn Vitry-Verdun fast unbenutzbar machten. Ferner aber bedrohten wir dann Paris von einer sehr viel breiteren und günstigeren Basis aus, wobei hinzukam, daß wir Paris sofort bombardieren konnten [1]). Zugleich aber war auch für das Vordringen an den Kanal nun eine breite Angriffsfront geschaffen. Endlich war die Einbuße an Menschen, wenn die Offensive nur annähernd so gute Verhältnisziffern brachte, wie die vorhergegangene, für die Entente sehr schwer zu tragen. Amerikas Hilfe glich das nicht aus.

Betrachtet man alle diese Vorteile dann noch unter dem Gesichtswinkel des gewaltigen moralischen Eindrucks, den das Gelingen der dritten Offensive an sich gemacht hätte und vor dem unsere Gegner, selbst Clémenceau, zitterten, so ist es sehr glaublich, daß der Siegeswille Frankreichs zusammengebrochen und ein ehrenvoller Frieden möglich geworden wäre.

c) Die Anlage der Offensive. In der Anlage war vieles nicht gut. Unser Angriffsverfahren war zum Schema [2]) geworden. Auch die Geheimhaltung und Irreführung war nicht genügend durchgeführt. Es ist aber zu beachten, daß sich diese Dinge für die O.H.L. im ganzen Umfange erst hinterher herausstellten (und herausstellen konnten). Tatsächlich hatten aber die Aussichten der Offensive damit ein ganz anderes Gesicht bekommen. Die Offensive wäre nur zulässig gewesen bei absolut günstigem Gaswetter! Dann hatten all diese Versehen und auch das Versagen einzelner Truppen — sofern es dann überhaupt eintrat — wenig zu sagen.

Zusammengefaßt muß man sagen:

1) Es war gelungen, die Schußweiten der 38-cm-Kanone außerordentlich zu steigern und zwar mit kalibermäßiger Munition. Hatte schon die „politische Kanone" (die 21-cm-Kanone mit 120 km Schußweite) doch erhebliche Unruhe in Paris angerichtet, so mußte das viel intensivere und wirksamere 38-cm-Feuer noch ganz anders wirken.

2) Gewisse Verbesserungen und Aenderungen waren gefunden, hatten aber bei der Kürze der Zeit noch nicht bei der Truppe eingeführt werden können.

Die dritte Offensive war richtig nach Art, Zeit und Zweck. Daß sie mißlang, daran waren Mißgeschick und Fehler schuld. Daß sie den Einbruch von Villers-Cotterets nach sich zog und so den Anfang des Verhängnisses bildete, lag nicht am Heer, sondern in der durch das Versagen der Heimat geschaffenen — völlig unnötig, fahrlässig und verbrecherisch geschaffenen — Zwangslage des Heeres. Mit einer versagenden und revolutionierenden Heimat im Rücken konnte auch ein Hannibal nur zugrundegehen. Und auch das deutsche Heer mußte es.

Fahrt nach Rethel. Autounfall.

Es ist hier, bevor wir weiter gehen, etwas einzuschieben. Am 17. Juli 1918 fuhr Ludendorff mit mir, Wetzel und Bokelberg nach Rethel zu einer Besprechung mit der Heeresgruppe und den A.O.K.s. Auf der Hinfahrt nahm das Auto einen quer über die Straße laufenden Kleinbahndamm in voller Fahrt. Ludendorff und ich wurden von unserem Rücksitz hoch gegen einen der Spannbogen des aufgespannten Regenschutzes geschleudert. Während Ludendorff sich nur einen leichten Schock und eine Stauchung des Rückens holte, beschädigte ich meinen Schädel ernstlich. Ich lehnte mich mit aller Energie dagegen auf, mich krank zu fühlen, und ich habe durchgehalten — sehr zu meinen Unkosten. Schwere Komplikationen traten ein: Gleichgewichtsstörungen, die sich bis zu Ohnmachtsanfällen, bis zur Lähmung jeder geistigen Tätigkeit, steigerten; schmerzhafte Gesichtsneuralgien und heftige Schmerzen im Rücken, vor allem aber eine tiefe seelische Depression. Ob ich ihrer in gesunden Tagen besser Herr geworden wäre, stehe dahin.

Die Erkenntnis, daß der Krieg nun nicht mehr zu gewinnen war, drückte mich schwer nieder. Es konnte sich nur noch darum handeln, ihn in Anstand zu liquidieren. Denn daß es den Engländern und Franzosen auch schlecht ging, das war mein immer und überall gepredigtes Glaubensbekenntnis aus vollster Ueberzeugung[1]). Es galt nur, bei uns den Verfall noch etwas aufzuhalten. Und darauf verwandte ich nun meine Hauptarbeit. Aber ich fühlte selbst, meine Arbeitskraft war durch den Unfall auf ein Bruchteil gesunken, trotzdem mußte ich durchhalten. Ich stand vereinsamt.

1) Dafür wurde ich zur Abwechslung als „Optimist" verschrieen.

Ich hatte die letzten Monate fieberhaft gearbeitet, mit wieviel Erfolg wird später gezeigt werden. Dazu hatte ich neue Probleme hinsichtlich Bewaffnung und Ausrüstung. Tankfertigung und Tankabwehrwaffen waren mir endlich und endgültig übertragen. Auch darauf komme ich noch zurück.

Der 8. August 1918.

Am 8. August 1918 — ich war nicht in Spa — erfolgte der große Einbruch bei der 2. Armee. Es war ein Tankangriff großen Stils. Als ich zurückkam, schob man alles auf die Tanks! Man wollte noch nicht sehen! Bald aber mehrten sich die Nachrichten, daß die Truppen versagt hatten. Kein Zweifel, der letzte Ersatz lief scharenweise über. Die Leute hatten auch offen erzählt, daß man ihnen dazu geraten hätte, „denn das würde erstens den Krieg beenden und es beständen Uebereinkommen, daß die Gegner sie gut behandeln würden". Nun, das erste stimmte — nur ging der Krieg damit verloren. Das zweite stimmte nicht. Engländer wie Franzosen hatten für die „boches" wenig übrig, für Ueberläufer wohl am wenigsten.

Nun glaubte man an den Geist des Umsturzes!

Wie es hinter der Front aussah, bewies, allerdings etwas später, im September, die Bitte eines Kommandanten — es war, glaube ich, der von Hirson —, der dringend um Truppen bat, um der bei ihm herumlungernden Drückeberger und Fahnenflüchtigen Herr zu werden. Er schätzte sie auf 10 000. Insgesamt mögen sich damals 1½ Millionen hinter der Front, in Etappe und Heimat herumgedrückt haben. Ein großer Teil hiervon waren zur Truppe zurückkehrende Urlauber, die von der Heimat infiziert waren und nun „Friedens- und Revolutionspropaganda" machten.

Es scheint aber auch, als ob die Auskunftsstellen, die den Leuten den Stand ihres Truppenteils anzugeben hatten, frühzeitig revolutioniert waren und die Leute absichtlich in der Welt herumschickten. Ich habe jedenfalls Leute gesprochen und im Auto mitgenommen, die seit Wochen ihren Truppenteil ehrlich suchten und immerfort falsch gewiesen waren.

Uns fehlten zur Wiederherstellung der Lage einige 100 000 Mann! Es war nicht möglich, sie zu bekommen. Die Geschichte wird einst diese

Tatsache einfach nicht verstehen können. Sie ist auch nur zu verstehen, wenn man sich vor Augen hält, daß die O.H.L. eben alles andere wie allmächtig war und daß die andern Immediatstellen sie teils nicht genügend unterstützten, teils einfach sitzen ließen, teils, aus Unkenntnis oder Ressortneid, bekämpften. Und es lag nicht in Ludendorffs Macht, wie schon öfter gesagt, dies zu ändern. Er wäre gegangen und dann kam Groener, Seeckt oder Loßberg, — auch sie hättens nicht ändern können, selbst wenn sie gewollt hätten. Die Liquidation war höchstens noch sicherer. Unsere Gegner verstanden die Lage auszunutzen!

Die feindliche Generaloffensive. Fochs Hasardspiel.

Die „Daily Mail" ließ unter dem 19. April 1919 ein Interview des Marschalls Foch erscheinen, das durch seine Offenheit berechtigtes Aufsehen erregt hat. Für mich waren besonders zwei Punkte bemerkenswert, nämlich:

1. Foch glaubte Ende Juli 1918 noch nicht daran, daß Deutschland seine Sache verloren gäbe. Aber am 8. August 1918, d. h. an dem Tage des Einbruchs bei unserer zweiten Armee, erkannte er, daß der deutsche Zusammenbruch nahe und damit der Zeitpunkt für den allgemeinen Angriff gekommen sei.

2. General Humbert und Haig meldeten ihm auf den Angriffsbefehl, sie hätten keine Reserven. Trotzdem blieb es bei dem befohlenen Angriff, und Foch ließ bis zum Schluß dann nicht mehr locker.

Beides zusammen beweist klipp und klar, wodurch Deutschland zusammengebrochen ist.

Betrachten wir zunächst die Frage der Reserven bei unsern Gegnern auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Im englischen Heere waren Ende 1917 durch die Kämpfe in Flandern und bei Cambrai die Gefechtsstärken der Infanteriekompagnien zum Teil auf unter hundert Mann gesunken. Es gelang durch schonungsloses Auskämmen, Einstellen des Restes des Jahrgangs 1919 usw. den nötigsten Ersatz aufzubringen, gleichzeitig war es aber nötig, die vierten Bataillone der Infanteriebrigaden aufzulösen und auf die andern zu verteilen. So wurden bis März 1918 anscheinend 150 Bataillone aufgelöst, was eine erhebliche Verringerung der englischen Armee bedeutete.

Für den weiteren Verlauf des Jahres 1918 sah die Sache böse aus.

Es standen nur der Jahrgang 1920 (18 jährige), Wiedergenesene und weitere Ausgekämmte zur Verfügung.

Unsere erste Offensive 1918 brachte den Engländern gewaltige Verluste. Die Engländer erhöhten die Altersgrenze, hoben die Ausnahmebestimmungen für Aushebungen auf, versuchten die Wehrpflicht in Irland einzuführen — alles sehr radikale Maßnahmen, aber ohne durchschlagenden Erfolg. Es mußte infolgedessen das französische Heer einen Teil der englischen Front mit übernehmen.

Die hohen Verluste des Sommers zwangen dazu, bei etwa zehn Divisionen die Infanterietruppen ganz aufzulösen und zu verteilen. Außerdem waren 75 000 Kohlenarbeiter „vorübergehend" eingezogen worden, was sich im Winter 1918/19 schwer hätte rächen müssen.

Natürlich standen trotz der schlechten Ersatzlage hinter der Front Divisionen in „Reserve". Das ergab sich einfach, wie bei uns, aus der Notwendigkeit, abgekämpfte Divisionen herauszuziehen und Zeit zur Ruhe, Ausbildung und Auffrischung zu geben. Von diesen Reserven war also stets nur ein Teil kampfkräftig.

Von Mitte Juli bis Ende August standen schätzungsweise rund 15 Divisionen in „Reserve", d. h. etwa ein Viertel der englischen Wehrmacht. Nach der obenerwähnten Meldung Haigs waren es sämtlich abgekämpfte Divisionen.

Vom 8. bis Ende des Monats August wurde rund die Hälfte aller englischen Divisionen im Großkampf eingesetzt, ein großer Teil sogar zweimal.

Auch in Frankreich stand die Sache nicht glänzend. Im Laufe der Jahre 1916 und 1917 war es bereits dazu geschritten, Truppen aufzulösen und die Etatsstärke, namentlich bei der Infanterie, herabzusetzen. So konnte es sich im Winter 1917/18 im wesentlichen auf seiner Stärke halten. Am 15. April, d. h. unter der Wirkung unserer ersten Offensive, begann die Einstellung des Jahrgangs 1919. Im Mai wurde die Auflösung der mobilisierten Arbeiter aus der Rüstungsindustrie auf die Jahresklassen 1910/12, also die tüchtigsten Arbeitsjahrgänge, ausgedehnt. Im August 1918 wurde die Musterung des Jahrganges 1918 angeordnet. Vor allem aber wurden im Laufe des Jahres 1918 die schwarzen Franzosen schonungslos herangezogen. Sie haben Frankreich gerettet, denn sie waren gleichzeitig auch die besten Soldaten.

Schwer sank die Kampfkraft des französischen Heeres durch unsere Offensiven, wenn auch umfangreiche Truppenauflösungen wie bei den Engländern sich vermeiden ließen. Während Anfang März 1918 von rund 100 Divisionen etwa 40 in Reserve standen — überwiegend frisch, zum kleinen Teil abgekämpft —, waren es Anfang Juni nur rund 30, davon etwa ein Drittel frische. Von diesen frischen Divisionen wurde dann ein großer Teil zur Abwehr unserer Angriffe bei Noyon am 8. Juni 1918 eingesetzt.

Anfang August standen etwa 20 Divisionen, davon ein Bruchteil frische, in Reserve.

Man kann es unter diesen Verhältnissen verstehen, wenn die Entente seit 1917 auf Amerikas Hilfe drängte. Amerika hatte bis April 1918 — etwa 500 000 Mann in Aussicht gestellt. Bis Anfang Mai — also vor unserer zweiten großen Offensive — waren nur 10 Divisionen mit etwa 300 000 Mann tatsächlich eingetroffen. Die Lage war bitterernst, und nun wurde durchgegriffen. Unter Zurückstellung aller andern Dinge wurden Truppen herbeigeschafft. Mitte Juli waren rund 25 Divisionen in Frankreich, weitere 26 waren in Amerika bereit. Allmonatlich kamen 4—5 Divisionen herüber. Aber die Amerikaner waren wohl passioniert und tapfer, ihre Ausbildung und Führung ließ dagegen viel zu wünschen übrig. Sie wurden daher bis in den Juli nur zur Ablösung englischer und französischer Divisionen an Stellen, wo sie rein defensiv bleiben konnten, verwendet. Dadurch wurden englische und französische Divisionen für die Reserven frei. Wenn nun trotzdem Anfang August Humbert und Haig keine Reserven, d. h. keine frischen Divisionen hatten, mag man ermessen, wie unsere Angriffe die Ententeheere erschüttert und dezimiert hatten.

Es sei hier eine kleine Abschweifung gestattet. Es ist vielfach behauptet worden, die O.H.L. hätte sich über die Foch'schen Reserven ein falsches Bild gemacht, insbesondere die Amerikaner nach Zahl und Kampfwert unterschätzt. Einzelne haben sogar den Vorwurf erhoben, daß die O.H.L., als sie endlich ihren Irrtum einsah, plötzlich auf Waffenstillstand gedrängt hätte. Die Behauptungen dürften durch die vorstehenden Angaben entkräftet sein: wir waren gut und zuverlässig unterrichtet. Unterschätzt wurde nur eins, nämlich die Geschwindigkeit des Herüberschaffens der Amerikaner vom Mai an. Hier hat sich die sachverständige Behörde etwas geirrt. Anderseits ist aber zu bedenken,

daß durch die rücksichtslosen Truppentransporte alle andern Transporte — insbesondere für Lebensmittel — litten und daß dies wohl eine Weile gut ging, aber nicht bis in den Winter 1918/19 hinein. Dann mußten auch diese lebenswichtigen Transporte wieder zu ihrem Recht kommen. Zunächst waren aber Truppen nötig, und so waren die Ententemaßnahmen nicht nur richtig, sondern geboten.

Betrachten wir nun nach diesen Feststellungen den ersten Punkt in dem Interview Fochs, seinen Befehl zur Generaloffensive. Noch im Juli, d. h. nach dem Fehlschlagen unserer Julioffensive, nach dem Gelingen des französischen Angriffs bei Villers-Cotterets und nach dem Zurückweichen der Deutschen aus dem Marnebogen, wagte Foch nicht daran zu glauben, daß wir freiwillig unser Spiel verloren gäben. Der 8. August erst mit seinem über Erwarten günstigen Ueberläufererfolg bei Amiens gab ihm die Ueberzeugung, daß es soweit war. Und so wagte er, den Generalangriff zu befehlen. Es war Hasardspiel. Denn ob er das Spiel gewann, lag nicht so sehr in seiner Hand als in unserer.

Es brauchte nur bei uns ein Mann zu erstehen, der das Volk wieder zum Siegeswillen brachte, der den Geist der Unbotmäßigkeit und Drückebergerei mit starker Hand bannte und der dadurch dem Heere das wiedergab, was ihm fehlte, einen zum Kampf entschlossenen, ausreichenden Ersatz — so hatte Foch verspielt. Daß das an sich möglich war, wußte Foch, denn Clémenceau und er selbst hatten es bewiesen. Sie hatten den Geist des Defaitismus und der Meuterei durch scharfes Zupacken, Aufklärung und Abstellung von erwiesenen Mißständen restlos beseitigt. Es war also ein Hasardspiel Fochs, aber es war offenbar nötig, sonst hätte er ja noch auf weitere amerikanische Hilfe warten können. Auch für die Entente war es dank der Wirkung unserer Offensiven eben nötig, den Krieg bis zum Winter 1918 zum Abschluß zu bringen[1]). Ernährungs- und Kohlenfrage, die zunehmende Frachtraumsorge und nicht zuletzt Rücksicht auf die Volksstimmung, die im Falle des Steckenbleibens der Generaloffensive kaum noch zu halten war, zwangen zu dem Versuch, den Krieg rasch zu beenden.

1) Die Kritiker, die für 1918 statt unserer Offensiven eine Ermattungsstrategie befürworten und sie mit dem Hinweis auf die Lage der Entente im Herbst 1918 begründen, übersehen eben gerade die Wirkung unsrer Offensiven auf den Feind (vgl. auf Seite 196).

Nun, Foch hat richtig, sagen wir: genial hasardiert; denn Deutschlands Heer bekam moralisch und zahlenmäßig unzureichenden Ersatz und der Geist der Revolution faßte zusehends Fuß. Nur so war es möglich, daß die gleichen englischen und französischen Divisionen ohne nennenswerte Ruhe und Pause immer wieder angriffen.

Ziehen wir den Schluß aus allem, so ergibt sich einwandfrei:

1. Die Ansichten, die die O.H.L. vom Frühjahr 1918 an über den Feind und seine Reserven hatte, waren im wesentlichen richtig. Daß später die Amerikaner schneller kamen, als erwartet war, ist allerdings in gewissem Umfange zutreffend. Ueber das Eintreffen selbst war die O.H.L. gut und schnell unterrichtet. Aber die amerikanische Hilfe war weder qualitativ noch quantitativ bis zum Kriegsende derart, daß sie den Sieg der Entente garantiert hatte. Die Entente hat nur durch die deutsche Hilfe, die Revolution gesiegt.

2. Foch hat sofort, nachdem er sicher zu sein glaubte, daß der Geist im deutschen Heere nachließ, die Generaloffensive angesetzt mit völlig unzureichenden Reserven. Er hat Hasard gespielt; denn kam Deutschland zur Besinnung, so war sein Spiel verloren. Er mußte aber Hasard spielen, weil die Gesamtlage der Entente dazu zwang.

3. Der Geist der Zaghaftigkeit, der Uneinigkeit, der Verhetzung, der aus der Heimat auch in das Heer getragen wurde, hat im Verein mit dem Ausbleiben moralisch und zahlenmäßig ausreichenden Ersatzes die Stärke des Heeres gebrochen; nicht die feindliche Uebermacht, Tanks usw. Es ist auch falsch, zu behaupten, die Mißstände im Heer hätten seine Kampfkraft zerstört; die Mißstände, die natürlich hätten abgestellt werden müssen, bildeten doch nur den Nährboden für den Virus der Revolution.

Zustände in der Heimat nach der 1. Offensive.

Wir haben zunächst die militärischen Vorgänge im Zusammenhang betrachtet, weil es schwer ist, den folgerichtig sich vollziehenden Umschwung von den Siegesaussichten zum verlorenen Kriege nach scharfen Abschnitten darzustellen. Es müssen nun die Vorgänge in der Heimat nachgeholt werden, die von der ersten Offensive an sich abgespielt hatten.

Wie verfahren die innerpolitische Lage bereits Anfang März war, hatten wir oben gesehen. Meine Hoffnung, daß die erfolgreiche Offensive die Stimmung und Opferwilligkeit noch bessern könnte, schlug fehl.

Man hörte nur noch vom „Verständigungsfrieden". Die paar Parlamentarier usw., die noch zum Durchhalten mahnten, wurden als Alldeutsche und Konservative angepöbelt, als ob es das größte Verbrechen sei. Der Unsinn stieg in alle Kreise, selbst der Kaiser sah in den Alldeutschen usw. Menschen, die toll und blind den Staat ins Unglück brachten. In Wirklichkeit waren sie die einzigen, die richtig sahen, die erkannten, daß ein Verständigungsfrieden ausgeschlossen sei und daß bei einer nochmaligen Entfaltung unserer noch immer gewaltigen Volksenergie ein guter Friede zu erreichen sei.

Die O.H.L. galt natürlich auch als alldeutsch; leider war sie es nicht. Man wagte nicht einmal, Alldeutsche und Konservative bei der O.H.L. zu sehen! Ebenso ging es Industriellen. Sie waren, nach dem sozialdemokratischen Schlagwort, allesamt „Kriegsgewinnler", also, lautete die Losung, mußte man sich von ihnen absetzen. Nun, ich habe es mit diesen Deutschen und mit den führenden Männern der Industrie gehalten (auch heute noch, trotz merkwürdigster Erfahrungen) und bin stolz, daß ich es getan habe. Auch die gemeinste Anfeindung und Verdächtigung von der einen, feigster Undank von der andern Seite vermag mich darin nicht zu beirren. Wie ich im übrigen über die stellenweise phantastischen Kriegsgewinne und sonstigen Dinge dachte, habe ich oft genug ausgesprochen. Ich weiß noch, wie es einschlug, als ich in einer großen Versammlung von „Landesverrat" sprach.

Betrachtungen über die Kriegsgewinne der Industrie.

Zur Ehre und Rechtfertigung der Industrie muß man aber die Frage der „sinnlosen Unternehmergewinne" kritisch betrachten, um zu sehen, wo die Schuld lag und wie wenig die sozialdemokratische Hetze gegen die Kriegsgewinnler die wirklichen Verbrecher traf.

Ein Industrieunternehmen, so gut wie jedes andere Geschäft, baut sich auf dem Grundsatz lohnender Arbeit, d. h. des Gewinnes auf. Gleichwohl wäre es ganz falsch, sämtliche Industrielle als üble Kapitalisten hinzustellen, die nur nach reichlich und leicht erworbenem Mammon streben. Im Gegenteil, gerade die führenden Männer waren ausschließlich Männer der rastlosen persönlichen Arbeit und unermüdlichen Schaffens. Diese Männer mit der hohen sittlichen Auffassung der Pflicht der Arbeit waren an sich keine raffenden und vergewaltigenden Geldmenschen. Für

die Thyssen, Krupp, Duisberg usw. hat Geld als Geld gar keinen Reiz. Lediglich als Mittel zur Durchführung ihrer nach ganz andern Zwecken strebenden Gehirnarbeit spielt es bei ihnen eine Rolle. Sie streben nach Steigerung ihrer Produktion, nach der mit der Produktionssteigerung gegebenen Machterweiterung, nach Expansion; das Sitzen auf Geldsäcken ist für keinen dieser Starken ein Lebensziel. Nur Kammerdiener können sie so sehen, nur Hetzdemagogen sie so malen. Alle diese am Produktionsprozeß der Nation unmittelbar Beteiligten, alle diese Schöpfergehirne, die sich in rastloser Arbeit und oft in schweren Kämpfen ihre kleinen Königreiche schufen, stehen dem Geld ganz anders gegenüber als der Bänker und Großfinanzer, der das Geld in sich wuchern läßt, dem Geldbesitz zum selbständigen Zweck wird.

Wenn nun trotzdem die Frage der unrechtmäßig hohen Kriegsgewinne so brennend wurde und zweifellos berechtigt war, so muß man die Gründe suchen. Sie lagen m. E. in folgendem:

1. Es schoben sich zwischen Erzeuger und Besteller bzw. Verbraucher (zunächst also Industrielle und militärische Behörden) Mittelspersonen, Agenten und Firmen ein, die nur auf Gewinn bedacht die Preise für die Besteller hochschraubten. Es kam vor, daß ein bekanntes Warenhaus z. B. die Bestellung auf 100 000 Tornister übernahm und dabei, ohne einen Finger produktiv zu rühren, ohne jedes Risiko Millionen einsackte. Hier lag ein Systemfehler vor, den die meist jüdischen Agenten ausnutzten.

2. Bei den Vergebungen mußten nach alter Vorschrift die Unternehmer (bzw. Agenten) sofort feste Preise fordern. Dem Billigsten sollte der Zuschlag erteilt werden. Dies System war falsch. Denn niemand wußte, wie lange der Krieg dauerte und ob also weitere Bestellungen folgen würden. Es war mithin fraglich, ob die Umstellung auf einen bisher nicht gefertigten Artikel lohnte. Rohstoffe und Arbeitspreise waren ebenfalls unsicher. So blieb nur übrig, die Kalkulation mit hoher Sicherheit abzuschließen, d. h. a u f h o h e P r e i s e.

3. Ueber das Wirken der Kriegsgesellschaften brauche ich nicht zu reden. Sie sind bekannt und verhaßt genug. Da sie vielfach zu 80—90 % aus jüdischen Elementen bestanden, war von vornherein klar, daß ihre Mitglieder nicht zu kurz kommen würden, was ihnen auch geglückt ist. Die Preise für Rohstoffe usw. wurden vielfach einfach sinnlos in die Höhe getrieben.

4. Ein sehr wesentlicher Punkt war endlich die Erweiterung und Neuanlage von Fabriken, die mit Sicherheit darauf rechnen mußten, mit Kriegsende brachzuliegen. Nur in einzelnen Fällen gab der Staat die Mittel dazu. Bei der absoluten Unsicherheit über das Kriegsende blieb dem Unternehmer nur übrig, mit großen Summen diese Anlagen abzuschreiben, was natürlich die Preise erhöhte.

5. Als die Frage der Kriegsgewinne dann endlich im Reichstag verhandelt wurde, ging man nicht daran, die vorstehenden Ursachen einer Gesundung zuzuführen, sondern man verfiel darauf, dem Unternehmer einen bestimmten Prozentsatz auf die Gestehungskosten zuzugestehen, d. h. auf die Summe der Löhne, der Rohstoffkosten und der Verzinsung bzw. Abnutzung der Fabrikanlagen. Einen sinnloseren und laienhafteren Beschluß konnte man sich nicht denken. Nun ging der Tanz um das Geld los! Der Beschluß forderte geradezu heraus, hohe Löhne zu zahlen und die Rohstoffe teuer zu „erstehen". Wenn eine Stiefelfabrik 10 % sich anrechnen durfte, so war es für sie günstiger, wenn der Gestehungspreis für das Paar Stiefel 100 Mk. betrug, statt 50, verdienten sie doch dann das Doppelte. Die anständigen Firmen konnten gegen die damit einsetzende Erhöhung der Löhne und Rohstoffe gar nicht an, sie mußten mit.

Alles dies kann man also nicht wohl den bösen Großindustriellen auf das Schuldkonto setzen. Sie wären bereit gewesen, auch gegen mäßigen Verdienst zu liefern, hätten sich auch wohl, wenn überall gleiche Sparsamkeit geherrscht hätte und gefordert wäre, mit Unkostenerstattung begnügt. Sehr viele besaßen Idealismus und Vaterlandsliebe genug dazu, wie ich gerade von den führenden Männern weiß. Es kam z. B. vor, daß Kalkulationen sich als zu hoch erwiesen und daß der Betreffende selbst erklärte, billiger liefern zu können. Man nahm das Angebot nicht an, weil „andere Firmen nicht in der Lage seien, ebenfalls so niedrig zu liefern".

Daß unter der Industrie auch viel Schiebernaturen gewesen sind, ist sicher. Sie alle zu verurteilen, ist trotzdem kein Grund vorhanden. Man denke auch nur an die großen sozialen Maßnahmen, die freiwillig von vielen dieser Männer durchgeführt sind, ja mit besonderer Liebe und Sorgfalt. Recht bezeichnenderweise hat gerade gegen die besten Männer die wildeste Hetze eingesetzt, — es ging ihnen wie der O.H.L., dem Kronprinzen und andern.

Daß später, nach dem Kriegsende, die Sucht, Geld zu machen und sich zu salvieren, in wenig schöner Form hervorgetreten ist, ist ein anderes Bild. Es hat mit den auf alle Fälle bewundernswerten Leistungen nichts zu tun.

Ich kann dies heute um so ruhiger und unparteiischer sagen, als die Industrie nach Ausbruch der Revolution sich sehr ostentativ von mir abgesetzt hat. Es war bei der allgemeinen Hetze gegen die O.H.L., und was ihr angehört hat, ja mindestens praktisch. Weniger schön war die Form, in der es geschah, indem die einen mich als wilden Reaktionär, Monarchisten und Putschisten, die andern als Dreiviertelkommunisten hinmalten. In ebenso sinnloser wie ehrabschneidender Form ging man gegen mich, der wehrlos außerhalb seines Vaterlandes sitzen mußte, vor. Ich weiß mich, Gott sei Dank, über diese Anwürfe erhaben, beneide die Herren um nichts und überlasse sie ihrer Scham, die ja schließlich noch nicht ganz ausgestorben sein kann; ich stelle aber fest, wenn jeder vor, in und nach dem Kriege so absolut nur seiner Pflicht gelebt hätte, wie ich, sähe es in Deutschland besser aus. Ich brauche keine äußere Anerkennung. Immerhin war es mir eine Freude, daß man wenigstens im Auslande, bei Freund und früherem Feind, mehr Kenntnis und Verständnis für meine Tätigkeit gezeigt hat.

Die Feindschaft gegen das Durchhalten.

Es war so, wer zur Stärke, zum Durchhalten mahnte, wurde niedergebrüllt. Die Regierung stimmte sogar zu, indem Herr von Kühlmann es fertig bekam, in einer großen Reichstagsrede zu erklären, daß „der Krieg nicht mehr militärisch zu gewinnen sei". Die Wirkung in der Heimat, im Heer war tief deprimierend, unsere Feinde jubelten. Immerhin brach diese Rede Herrn Kühlmann das Genick. Wenn er wenigstens das Mindeste unternommen hätte, um einen Frieden diplomatisch herbeizuführen oder zu erklären, daß er keine Möglichkeit dazu sähe, könnte man ihn verstehen. Er hatte aber positiv nichts getan, was ihn auf einen „Verständigungsfrieden" hoffen lassen konnte. Das Wort fraß wie eine Krebsgeschwulst an der Volksseele und es lähmte jede Energie. Die feindlichen Staatsmänner, ihre Presse und Propaganda hatten den richtigen Punkt getroffen.

Neben dem Verständigungsfrieden war es die angeblich ja gerade jetzt

unbedingt nötige Demokratisierung und Parlamentarisierung, die alles vom Kriege abzog und verblödete. Die preußische Wahlrechtsfrage wurde eine Reichstagsfrage. Die Regierung tat nichts Ganzes und nichts Halbes, das preußische Abgeordnetenhaus aber wehrte sich gegen das gleiche Wahlrecht — nicht, weil es am alten Wahlrecht, das Rechte lediglich nach dem Geldsack gab und deshalb gewiß unzeitgemäß war, hing, sondern weil es im gleichen Wahlrecht die Existenz des bisherigen Preußen bedroht sah. Daß die Furcht berechtigt war, ist heute bewiesen, der einst festgefügteste Ordnungsstaat, Preußen, mit seiner treuen Beamtenschaft ist ein Parlamentsstaat [1]) mit Korruption, Schiebern, Geschwätz und demokratischer Unmännlichkeit wie nur irgendein anderer.

Die O.H.L. stand an sich diesem innerpolitischen Treiben fern, da es aber eine Gefahr für die Kriegführung wurde, drängte sie auf irgendeinen vernünftigen Abschluß. Der kam nicht, wohl aber wurde diese Stellungnahme der O.H.L. zu wütenden Angriffen gegen Ludendorff benutzt, „der sich in die Politik mische". Sehr spaßig war, daß ein Minister verbreitete, die O.H.L. wolle das gleiche Wahlrecht aus Furcht vor Streiks, während eine andere gleichwertige Stelle gleichzeitig „verbürgt" behauptete, die O.H.L. lehne reaktionär jede Wahlrechtsänderung ab. Wie sich das zusammenreimt, weiß ich heute noch nicht.

Bei breiten Kreisen hing übrigens die „Demokratisierung" mit dem Verständigungsfrieden zusammen. Da unsere Gegner nicht mit dem Kaiser verhandeln wollten, so mußte er eben fallen gelassen werden. Das war ja doch nur eine bescheidene Forderung! Niemand schien die unsagbare Schmach zu empfinden, — selbst in der O.H.L. gab es solche Geister.

So sah die Sozialdemokratie ihren Weizen wachsen, sogar da, wo sie selbst keinen gesät hatte. Sie sah ihren Tag kommen und ging nun mit allen Kräften daran, nachzuhelfen. Jede Scheu fiel. Noch tätiger waren begreiflicherweise ihre Abkömmlinge, die Unabhängigen und Spartakisten. Es kam soweit, daß im Juni 1918 ein Abgeordneter im Reichstag offen zur Revolution rief. Wo wäre das sonst möglich gewesen?!

1) Das Wort Staat paßt nicht einmal mehr, da die neue Reichsverfassung alle alten Staaten mediatisiert und zu einfachen Verwaltungsbezirken degradiert hat. Daß diese Verfassung trotzdem von „Freistaaten" spricht, ist einfach ein staatsrechtlicher Unfug, Sand in die Augen des Volkes und ein Beweis von der inneren Unwahrhaftigkeit, von der sie getragen wird.

Alles das, was den Arbeitern in dieser Zeit beigebracht wurde, zeigte sich, auf dem Hintergrunde des Verständigungsfriedens und der Demokratie, als wilde Hetze, als Aufruf zum Klassenkampf und zur Herrschaft des „unterdrückten Proletariats". Es setzte sich um in Streiks, Lohnforderungen, verminderte Arbeitsleistung und Sichdrücken vor der Einziehung zum Heer. Die Soldaten wurden als „Dummköpfe" verachtet, weil sie noch kämpften, und sie wurden auf alle Art zum Ungehorsam verleitet. Falsche Pässe, Totenscheine usw. waren billigst zu haben. Ein zufällig erwischter Deserteur hatte in Köln bereits sechs Pässe auf verschiedene Namen.

Deutschland war krank und kaum mehr zu heilen, aber trotzdem mußte man die Krankheit zu hemmen suchen, um Zeit zu gewinnen. Denn die Entente war auch dicht vor dem Ende.

Welche Maßnahmen wurden ergriffen?

Die einzig richtige, die Ernennung eines energischen Mannes zum Diktator — ob Noske oder Oldenburg-Januschau war an sich gleich —, unterblieb. Niemand konnte sich entschließen, den Weggang des bereits sterbenden Hertling und seinen Ersatz durch einen Mann als Ultimatum zu fordern. Ludendorff konnte es nicht mehr, seine Stellung war schon erschüttert genug.

Mitte Juni schrieb die O.H.L. nochmals an den Reichskanzler und bat dringend, angesichts der Ersatz- und Arbeiterlage sowie der innerpolitischen Vorgänge, um Abhilfe [1]). Sie verlangte Aufklärung des Volkes, energische Maßnahmen gegen Aufsässige, Drückeberger usw. und die nunmehrige Erweiterung der allgemeinen Wehrpflicht, möglichst unter Aufhebung des Hilfsdienstgesetzes. Wochen vergingen ohne Antwort. Ende Juni fand in Berlin eine Besprechung statt, wo ich die Lage [2]), so wie sie war, schilderte. Was geschah? Der Kriegsminister leugnete, daß es so übel stände und die andern Staatssekretäre brachten „schwerwiegende innerpolitische Bedenken" gegen die scharfen Maßregeln vor. „Es würde einen Kuhhandel im Reichstag geben wie nie zuvor." Ich betonte nochmal, wir brauchten Ersatz, mit 200 000 Mann im Juli wäre der Krieg gut zu beenden. Ich bekam keine Zusage. Völlig erschlagen fuhr ich nach Spa zurück und berichtete

1) Vgl. Urkunden Seite 107.

2) Das Versagen der 3. Offensive und Villers Cotterets waren schließlich nur die Einleitung.

in höchster Erregung, auch in persönlicher Erbitterung, denn zum Ueberfluß hatte der Kriegsminister seinen höheren Rang benutzt, um mich in geradezu beleidigender Weise anzugreifen. Ich erreichte, daß wenige Tage nachher eine erneute Besprechung in Spa stattfand. Ludendorff gab — leider — soweit nach, daß wir uns mit der Zusage schärferer Maßregeln begnügten. Gehalten ist nichts! Es liegt mir fern, hier Ludendorff Vorwürfe machen zu wollen. Er war mit allem belastet und das konnte kein Mensch auf die Dauer leisten. Man mache sich klar: militärische Maßnahmen, Taktik, innere Politik, Ostfragen, Bundesgenossen, Wirtschaftsfragen, Ausrüstung, Marinefragen — es war wirklich reichlich; und doch war es nötig, daß er über alles orientiert war, sonst blieb eben alles liegen. Freilich in der Wahl seiner Mitarbeiter hätte er besser verfahren können, das ist vielleicht seine einzige Schuld. Man darf in solchen Lagen nicht zurückschrecken, persönliche Momente zu opfern und nur nach den Leistungen zu gehen.

Maßnahmen nach dem 8. August 1918.

Der 8. August war der entscheidende Wendepunkt in der Kriegslage [1]), er war es aber auch in der Auffassung über die Lage in der Heimat.

Am 13. und 14. August fanden Besprechungen in Spa mit dem Reichskanzler und dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, von Hintze, statt.

Hintze war Kühlmanns Nachfolger geworden; er galt als fast alldeutsch, klug, fleißig und überaus verschlagen. Das letztere stimmte, alles andere habe ich an keiner seiner Handlungen entdecken können.

Die Verhandlungen in Spa gaben darin Uebereinstimmung, daß die Lage ernst sei und daß man sehen müsse, zum Frieden zu kommen. Außerdem wurde von militärischer Seite betont, daß es nötig sei, die Heimat zu stärken und energisch durchzugreifen. Auch der Kaiser forderte dies nunmehr ausdrücklich. Da diese Verhandlungen später von den Revolutionsmachthabern und Herrn von Hintze zum Ausgang schwerster Angriffe gemacht sind, um durch sie nachzuweisen, daß die O.H.L. den Frieden durch ihre überspannten Bedingungen verhindert habe, so muß etwas ausführlich darauf eingegangen werden.

---

1) Vgl. Urkunden Seite 110 ff.

Es handelte sich zunächst für Herrn von Hintze darum, festzustellen, ob eine neutrale Macht grundsätzlich bereit sei, eine Friedensvermittlung zu übernehmen. Erst dann war zu entscheiden, wann diese Macht und mit welchen Vorschlägen sie an die Entente herantreten solle. Der erste Schritt hing also gar nicht von den zu stellenden Bedingungen ab.

Weiter aber haben feste Kriegsziele, in Bedingungen formuliert, nie vorgelegen. Es war klar, daß man sich auf bestimmte Forderungen einrichtete, und zwar für alle drei möglichen Fälle, d. h. des vollen militärischen Sieges, der Remispartie und der Niederlage. Selbstverständlich sahen die Bedingungen im Fall 1 anders aus als im Fall 3. Aber bescheiden genug waren sie auch im Fall 1. Sie umfaßten etwa: Rückgabe der Kolonien, Kriegsentschädigung, ein Streifen aus dem Erzbecken von Briey, wirtschaftliche und militärische Garantien Belgiens, allenfalls unter Vorschiebung der deutschen Grenze bei Lüttich. Man vergleiche damit den „Verständigungsfrieden", den uns die Entente auferlegt hat. Dabei ist zu beachten, daß das Minetteerzbecken von Briey zum großen Teil bereits in der Hand deutschen Kapitals war und daß Frankreich es entbehren konnte, da es in Marokko hochwertige Eisenerze in Fülle besaß.

Daß in Deutschland, namentlich durch alldeutsche Kreise, schärfere Bedingungen propagiert sind, ist natürlich richtig. Es war auch nötig, um ein Gegengewicht gegen die zu haben, die schon früh bereit waren, alles hinzuwerfen für einen Frieden um jeden Preis. In Frankreich und England hat man eine solche starke Richtung unterstützt, weil sie den Siegeswillen der Heimat stärkte, bei uns bekämpfte man sie und warf der O.H.L., völlig zu Unrecht, vor, sie hindere den Frieden.

Am 13. August 1918 konnte man die für den Fall völligen Sieges vorgesehenen Bedingungen nicht aufrechterhalten: soviel war klar. Man konnte aber wohl mindestens den status quo ante verlangen. Tatsächlich wäre die O.H.L. auf einen Frieden mit dem status quo ante jederzeit, schon im September 1914, glatt eingegangen, wenn sich je eine Möglichkeit zum Frieden irgendwie gezeigt hätte. Wenn also Herr von Hintze und Genossen behaupten, die O.H.L. habe damals den Friedensschritt erschwert, so stimmt das für den 13. August 1918 nicht, wie es nie gestimmt hat. Im übrigen waren Friedensverhandlungen Sache des Auswärtigen Amts, nicht der O.H.L., und die Unterlagen dafür —

nämlich die militärische und politische Lage — waren dem Auswärtigen Amt jederzeit ebenso bekannt wie der O.H.L., hätten es wenigstens sein können und sollen.

Eines allerdings ist richtig. Schon am 13. August fiel von nachgeordneter Stelle das Wort: „Aufgabe von Elsaß-Lothringen." Es war wohl ein Fühler, der verdientermaßen eine Abfuhr erfuhr. So weit waren wir nicht und brauchten es nie zu kommen! Der Vorwurf, die O.H.L. habe Herrn von Hintze die Friedensverhandlungen erschwert, trifft also nicht zu. Ob diese Behauptung es rechtfertigen soll, daß Herr von Hintze überhaupt nichts getan hat?

Wir warteten der Dinge, die da kommen sollten. Ende August wurde nur bekannt, daß Hintze in Wien wegen Polen verhandle. Es war bezeichnend, daß Oesterreich noch immer auf der austropolnischen Lösung bestand, trotzdem es doch nur noch von uns gehalten wurde. Die Lösung war auch im Reichstag genehm, wo, im Bund mit Sozialdemokraten und Freisinn, Erzberger Trumpf war.

Ludendorff hielt stark gegen, er verlangte weitgehende Sicherung für Deutschland, was selbstverständlich war. Er wurde im Reichstag dafür scharf angegriffen.

Von der Friedensdemarche Hintzes verlautete dagegen nichts, statt dessen erfuhren wir am 10. September endlich Bestimmtes darüber, daß Oesterreich (Burian) in einer offenen Note, mit der Sowjet-Anrede: „An Alle", einen Friedensvorschlag beabsichtige, der denn auch am 14. September erschien. Und nun erfuhren wir auch, daß diese Note den von Hintze „beabsichtigten" Schritt bei der Königin der Niederlande einstweilen „unmöglich mache". Es war ein freveles Spiel! Offenbar war Oesterreich von unserm beabsichtigten Friedensschritt unterrichtet worden, hatte sich widersetzt und ging seine eigenen Wege. Wir, d. h. die O.H.L., waren aber davon nicht einmal unterrichtet worden. Tatsache ist und bleibt, daß Herr von Hintze vom 14. Augnst bis zum 14. September nichts, ja, nicht nur nichts unternommen hat, sondern sich dazu noch von Oesterreich die Führung aus der Hand nehmen ließ. Weshalb — das bleibt unklar, trotz Oesterreichs Absichten. Deutschland hatte keinen Grund, seinen Schritt deswegen zurückzustellen.

Es war wieder einmal alles vom Auswärtigen Amt verdorben und unterlassen. Ebenso schön ging es mit den beiden andern Punkten der Besprechung des 13. August 1918.

Der Kanzler hatte großzügige Propaganda in Aussicht gestellt. Es geschah nichts. Mir schwebte Fürst Bülow als Propagandaminister vor. Ich war nicht wenig entsetzt, als ein Herr aus der Umgebung des Reichskanzlers mir sagte: „Fürst Bülow sei zwar zweifellos geeignet, aber da der Propagandaminister ja der einflußreichste Mann im Staate sein würde, so könne man von Hertling doch nicht verlangen, daß er seinen präsumtiven Nachfolger selbst auswähle.“ So dachte man in diesem Augenblick! Immer nur die eigene allerwerteste Person!

Auch der Kaiser hatte endlich auf Drängen Ludendorffs befohlen, daß Ordnung im Innern geschaffen werde, der Kriegsminister solle die kommandierenden Generale unterstützen. Geschehen ist nichts! Als ich einige Tage danach in Berlin im Kriegsministerium bestimmte Vorschläge machte, um die Drückeberger zu fassen, sagte man Prüfung zu. Es vergingen vier Wochen, dann kam eine Ablehnung aus „technischen Gründen“. Dabei war nichts weiter verlangt, als Neuausgabe von Ausweisen bestimmter Form mit Photographie von allen Männern bis 60 Jahren und Kontrollierung dieser sichtbar zu tragenden Ausweise. Es war eben überhaupt nichts mehr möglich, was nach Zugreifen aussah.

Meine Vorstellungen beim Kronprinzen. Erfolg.

In dieser ganzen Zeit zunehmender Verzweiflung hatte ich an dem Kronprinzen einen Anhänger und Fürsprecher gefunden. Mehr und mehr war auch ihm die Erkenntnis gekommen, daß die Frage des Kriegsausgangs nur in der Heimat entschieden würde. Er beurteilte die Umgebung des Kaisers, die leitenden Männer der Regierung, aber auch Hindenburg und Ludendorff sehr zutreffend. Wiederholt sprach er bei Ludendorff vor, um ihm seine Bedenken zu sagen. Daneben beschäftigte er sich eingehend mit den schwebenden sozialen und wirtschaftlichen Fragen.

Mir war es trotz aller andern Arbeit eine Freude, ihm auf diesem Wege helfen zu können und raten zu dürfen.

Charakteristik des Kronprinzen.

Des Kronprinzen Bild ist zielbewußt von jenen Seiten, die in ihm einen zukünftigen starken und klugen Herrscher fürchten zu müssen glaubten, in den Schmutz unwahrer und unwürdiger Beschuldigungen gezogen wor-

den. Ich möchte daher aus eigenster und genauester Kenntnis ein Bild dieses von mir hochverehrten Fürsten geben.

Kronprinz Wilhelm war ein absolut gerader, offener und ehrlicher Charakter. Hinzu kam eine persönliche Frische und Lebendigkeit, die sich auch äußerlich in seiner schlanken Figur und seinen schnellen sicheren Bewegungen ausdrückte. Große Auffassungsgabe verband sich mit jener Intuition, die sofort das Richtige und ehrlich Gemeinte vom Falschen trennt. Dasselbe instinktive Gefühl hatte er hinsichtlich der Personen, die ihm gegenübertraten. Seine Erkenntnis der Menschen war oft verblüffend.

Vor allem positiven Wissen, vor jeder Leistung hatte er große Hochachtung, die sich aus einer angeborenen Bescheidenheit erklärt. Diese an Fürsten ungewohnte Eigenschaft hat ihm oft den Vorwurf der Unbeholfenheit usw. eingetragen, wenn er z. B. darauf wartete, daß ein anderer älterer und verdienter Mann ihn anreden solle, während jener auf die Anrede seitens des Fürsten wartete. Derartige Mißverständnisse waren nicht selten.

Achtung vor der Leistung und warmes Mitempfinden für seine Mitmenschen zog ihn vor allem zu den Soldaten, zum Heere. Wie weit das ging, dafür ein Beispiel. Er war in einem Lazarett gewesen, hatte unter andern mit einem blindgeschossenen Offizier sehr herzlich gesprochen. Ich traf ihn kurz danach. Er sagte: „Wissen Sie, ich bekomme es kaum noch fertig, in die Lazarette zu gehen und den Leuten zuzusprechen." Ich war verwundert und sagte ihm, daß doch jeder wackere Soldat sich freuen würde, wenn er ihn mit ein paar freundlichen dankbaren Worten auszeichne. Er erwiderte: „Sehen Sie, ich sprach da vorhin einen blinden Offizier. Wie er hörte, wer ich sei, erhob er sich und man merkte ihm seine Freude und Erregung an. Nun sagen Sie, der Mann hat das Beste geopfert, was er hat; was habe ich dagegen hergegeben und was bin ich, daß dieser Mann über meine Teilnahme so erfreut ist? Ich leide geradezu unter dieser Rolle, die ich da spielen muß."

Der Kronprinz hatte gute militärische Anlagen, aber trotzdem war er vielleicht weniger Soldat, als Staatsmann. Er hat von Anfang an die verheerende Politik Bethmanns mit Mißtrauen verfolgt und als einer der ersten den verlorenen Krieg geahnt.

Er lebte mäßig, schon aus Rücksicht auf den Sport, dem er huldigte. Im Reiten und Autofahren bewies er nicht nur seltenes Geschick, sondern

hohen persönlichen Mut. Den letzteren hat er auch jederzeit im Felde bewiesen, und er war fast täglich vorn bei den Truppen. Ich sehe ihn noch, wie er bei einem Fliegerangriff allein stehen blieb, während die Truppe um ihn Deckung nehmen bzw. sich hinlegen mußte.

Der Kronprinz liebte heitere Geselligkeit. Abends nach dem Essen wurde meist musiziert, wobei er selbst sich als guter Violinspieler erwies. Aber um 10 Uhr 30 war Schluß.

Er hatte Freude an Frauen und bei seiner Offenheit zeigte er sich vielleicht freundlicher, als gut war. Aber die Unsinnigkeiten und Ausschweifungen, die ihm nachgesagt werden, sind eine ungeheuerliche Uebertreibung, von der nichts bleibt, wenn man sie auf die Wahrheit zurückführt. Gelegentlich brachte ich ihn darauf. Er sagte: „Was kann ich dagegen tun? Schließlich geht es ja nur meine Frau und mich an, wenn man mich so verleumdet. Und ich kann Ihnen sagen, die Welt sähe anders und besser aus, wenn alle Männer so gut mit ihren Frauen ständen, wie ich."

Ja, was kann man gegen Verleumdungen tun, das frage ich mich heute auch oft.

So ist mir das Bild des Kronprinzen eine der besten und schönsten Erinnerungen aus dem großen Kriege. Ich werde ihm immer und überall die Treue halten.

Im Juli reichte er seinem Vater folgende Denkschrift ein:

Allgemeine Beurteilung der Lage.

Deutschlands militärische Lage war bisher gut, hat aber durch die letzten Ereignisse auf der Reims- und Soissonsfront gewisse Einschränkungen erfahren. Nicht als ob ich an der Festigkeit unserer Westfront irgendwelchen Zweifel hegte, aber ich glaube, daß die Hoffnung auf eine Waffenentscheidung zu unsern Gunsten hier wieder in weitere Fernen gerückt ist.

Die innere Lage Deutschlands ist weniger erfreulich. Zwar herrscht im allgemeinen Ruhe, aber die Stimmung wird nur durch die Hoffnung auf militärische Siege und baldiges Ende des Krieges gehalten. Ob eine wirkliche Geschlossenheit im Volk noch vorhanden ist, steht dahin. Die unabhängige Sozialdemokratie wühlt offen und geheim weiter und würde, sobald sie sich stark genug fühlt, in ihrer Verblendung an die Verwirklichung ihrer internationalen (bolschewistischen) Absichten gehen. Auch aus dem Erfurter Programm der gemäßigten Sozialdemokratie ist der Kampfruf gegen die Monarchie noch nicht gestrichen. Wieweit gegebenenfalls die gemäßigte

Sozialdemokratie ins unabhängige Lager abschwenkt, ist nicht ganz klar. Offenbar rechnen die Führer aber damit in erheblichem Maße.

Oesterreich stellt zur Zeit einen nur sehr bedingten militärischen Kraftfaktor dar. Es hält wohl Italien in Schach und kann zur Zeit, wenn auch mit geringen Truppeneinheiten, uns an der Westfront aushelfen.

Die innere Lage Oesterreichs ist ziemlich trostlos und man muß mit der Möglichkeit rechnen, daß es schon in Kürze schweren Erschütterungen entgegengeht.

Die Staatengebilde, die aus Rußland entstanden sind, können bis jetzt als sichere Glieder oder gar Stützen unserer Machtsphäre nicht angesehen werden. Welchen endgültigen Gang die ganze Entwicklung der dortigen Verhältnisse nehmen wird, ist ungewiß. Der Einfluß der Entente darf jedenfalls nicht unterschätzt werden. Die Festsetzung der Engländer an der Murmanbahn läßt den Schluß zu, daß von einem wirklich bedenklichen Mangel an Schiffsraum kaum die Rede sein kann.

Von unsern Gegnern ist Frankreich und England militärisch stark geschwächt. Frankreich ist zweifellos kriegsmüde, nur Clémenceau hält dort mit eiserner Faust Disziplin und Stimmung aufrecht. Auch in England ist jedenfalls eine starke Strömung gegen die endlose Fortsetzung des Krieges vorhanden, andererseits will aber kein Brite einen für England ungünstigen Frieden in Kauf nehmen.

Amerika ist ungebrochen und entwickelt gewaltige Anstrengungen in jeder Hinsicht. Seine Hilfe macht sich bereits jetzt erheblich fühlbar und wird von Monat zu Monat sich steigern. Die Hoffnung seiner Ausschaltung durch den U-Bootkrieg, obwohl dessen Wirkung durchaus nicht verkannt werden soll, ruht anscheinend auf schwachen Füßen.

Wir hingegen sind militärisch noch kräftig genug, um der ständig wachsenden Ueberlegenheit unserer Feinde an der Westfront zu widerstehen und vielleicht auch in diesem Jahr nochmal einen kraftvollen Schlag zu führen, um die letzte Scharte wieder auszuwetzen. Jedenfalls wird das Vertrauen auf unsere militärische Kraft auch die Stimmung im Innern und in Oesterreich hochhalten und möglichenfalls Frankreich, vielleicht aber auch England und Italien zu Friedensverhandlungen geneigt stimmen.

Man muß sich aber auch die Frage vorlegen, was wird, wenn unsere Gegner, auch bei Entgegenkommen unserseits, nicht zum Frieden bereit sind?

Wir, d. h. Deutschland, können den Krieg noch geraume Zeit fortsetzen. Rohstoff-, Ernährungsfragen und Produktionsmöglichkeiten werden allerdings mit der Zeit immer erschwerender wirken. Wird auch die Rüstungsindustrie das Erforderliche für die Fortsetzung des Krieges leisten, so geht uns zweifellos in absehbarer Zeit der Ersatz für das Heer aus. Der Versuch, den noch vorhandenen Ersatz aus der Heimat durch ein erweitertes Wehrpflicht- und Hilfsdienstgesetz zu erfassen, ist bedauerlicherweise aus innerpolitischen Gründen fallen gelassen. Ob und welchen Erfolg die an Stelle dessen eingeleiteten Maßnahmen haben werden, bleibt abzuwarten. Sicher ist aber, daß die Stärke unseres Heeres allmählich heruntergehen wird.

Besonders fühlbar macht sich außerdem der zunehmende Mangel an Offizieren geltend, der übrigens auch bei günstigerer Ersatzlage nicht auszugleichen sein dürfte.

Von Oesterreich wird eine großzügige militärische Hilfe nicht zu erwarten sein.

Somit werden unsere Gegner an der Westfront, dauernd genährt durch die amerikanischen Verstärkungen, allmählich eine immer größere zahlenmäßige Ueberlegenheit gewinnen. Man braucht die Amerikaner nicht zu überschätzen, man soll sie auch nicht unterschätzen, ganz gewiß aber die großzügigen Leistungen ihrer Rüstungsindustrie nicht verkennen. Je länger der Krieg dauert, um so mehr werden diese Umstände ihren Einfluß ausüben und die feindliche Westfront wird also militärisch erstarken.

Die Verhältnisse werden sich dann in den beteiligten Ländern wie folgt gestalten:

a) Deutschland.

Wir werden möglicherweise wieder völlig in die Abwehrschlacht gedrängt. Zwar sind wir dann bei entsprechendem Kampfverfahren zweifellos in der Lage, den Krieg (allerdings unter allmählichem Geländeverlust) noch sehr lange zu führen und unseren Feinden, die gewiß auch im Jahre 1919 kein leichtes Spiel haben würden, erheblichen Abbruch zu tun. Immerhin darf aber nicht vergessen werden, daß eine solche uns aufgezwungene Defensive mit einem Rückschlag in der Stimmung des Heeres verbunden, diese auf die Heimat übertragen und im Innern die Lage außerordentlich zuspitzen wird. Der schon jetzt fühlbare Mangel an Einigkeit und fester Entschlossenheit kann einem Pessimismus Vorschub leisten, der seinerseits ein gewaltiges Anschwellen der radikal-demokratischen Bewegung auch in der ländlichen Bevölkerung und das Verlangen nach einem „Frieden um jeden Preis" auslöst. Ein billiger Friede würde aber gerade dadurch unmöglich gemacht. Käme aber unter dem Drucke der Lage gar ein fauler Friede zustande, so sind die inneren Schwierigkeiten nicht etwa behoben, im Gegenteil, sie werden erst recht beginnen. Mögen die Zustände dann vielleicht nicht ganz so arg werden wie in Rußland, so muß immerhin mit einem Sturm gegen die Dynastien und der Durchführung demokratisch-kommunistischer Ideen gerechnet werden. Dies Bild mag trübe erscheinen, ist aber kaum übertrieben, sofern man den Ereignissen im Innern ihren Lauf läßt und nicht noch rechtzeitig mit rücksichtsloser Schärfe durchgreift.

b) Oesterreich-Ungarn.

Oesterreich-Ungarn würde etwaige neue Krisen mit ziemlicher Sicherheit ohne unsere Hilfe nicht überstehen. Es würde, namentlich wenn amerikanische Truppen auch an der italienischen Front erscheinen, sich voraussichtlich zunächst militärisch nicht halten können. Vor allen Dingen aber wird der innere Zerfall, der ja schon immer merkbarere Spuren zeigt, seinen Weg gehen. Ihn aufzuhalten würde auch Kaiser Karl kaum imstande sein. Wenn also Oesterreich durchhalten soll, müssen wir es weiter stützen, und zwar vor allem durch eigene Festigkeit.

c) Rußland und Neutrale.

Ob die russischen Staaten, vielleicht auch einige Neutrale, sich bei einer Verschlechterung unserer Lage gegen uns wenden, mag dahingestellt bleiben. Von ausschlaggebender Bedeutung würde dieser Umstand auch dann noch kaum sein.

d) Unsere Gegner.

In militärischer Beziehung würden sie bald sehen, daß sie trotz gewisser Erfolge noch recht lange mit schweren Opfern kämpfen müssen. Auch ihre Kriegsmüdigkeit und ihre wirtschaftlichen Sorgen werden sich steigern, ihre Ernährungslage mit großer Wahrscheinlichkeit sich verschlechtern. Ob also die jetzigen Regierungen in Italien, Frankreich und England imstande sein werden, ihre Völker noch lange Zeit durchzuschleppen, bleibt immerhin fraglich, besonders gegenüber einem auch im Innern festen, einigen, zu einer nochmaligen großen Kraftentfaltung fähigen Deutschland.

Eine Sonderstellung nimmt Amerika ein. Dort ist der Kriegswille zur Zeit noch sehr ausgeprägt. Mag er bei längerer Dauer des Krieges, insonderheit wenn Amerika in erheblicherem Maße als bisher zu den Menschenopfern beitragen müßte, auch abflauen, so würde das amerikanische Großkapital, an das Wilson seine Seligkeit verkauft hat, sich dadurch schwerlich beeinflussen lassen.

Als für uns günstige Faktoren kommen aber vielleicht in Betracht, daß das amerikanische Volk im ganzen schon jetzt den Krieg nicht liebt, daß die künstliche Begeisterung sich wohl eine Weile, aber nicht jahrelang aufrechterhalten läßt. Und weiter, daß der Krieg in seiner Fortsetzung auch für Amerika finanziell eine ungünstige Anlage bedeuten kann, denn die Riesensummen, die die Vereinigten Staaten schon aufgewendet haben und ferner aufwenden müssen, werden bei einem allgemeinen wirtschaftlichen Zusammenbruch Europas kaum wieder herauszuholen sein.

So würde also auch die Lage unserer Gegner, trotz einer Verbesserung ihrer militärischen Position, große Schwächen und unsichere Aussichten zeigen. Unsicher bleiben zwar unendlich viele Faktoren für beide Teile. Aber man muß sich darüber klar werden, ob man nicht besser tut, bei noch verhältnismäßig günstiger Lage einen brauchbaren Frieden anbahnen zu sollen, als möglichenfalls später in militärisch wie wirtschaftlich erschöpftem Zustande den Bedingungen der Gegner — sie stellen nahezu die ganze Welt dar — sich unterziehen zu müssen. Es liegt also nahe, für den Fall, daß wir in absehbarer Zeit nicht die Möglichkeit zu einem siegreichen Frieden haben, Aushilfen ins Auge zu fassen.

Hierfür kämen in Betracht:

1. Verständigungsversuche.

Die bisher unternommenen Versuche, insbesondere die Friedensresolution vom Juli 1917, haben ihren Zweck verfehlt, waren eher schädlich wie nützlich. Das schließt aber nicht aus, daß sie in richtiger Form zum Erfolg führen könnten. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Friedensangebote und Friedensreden von offiziellen Stellen (Auswärtiges Amt, Parlamente usw.) selten der geeignete Weg sind. Sie werden meist notgedrungen das Gegenteil vom Beabsichtigten erreichen, nämlich Entmutigung im eigenen Lande, Stärkung der Stimmung bei den Gegnern. Das gilt für uns so gut wie für unsere Feinde. Auch deren offizielle Vertreter wie Lloyd George und Poincaré können uns kein annehmbares Friedensangebot machen, ohne daß sie ihre Staaten inneren Erschütte-

rungen aussetzen und ihrer eigenen Regierung das Grab graben. Das sind die Folgen der allgemeinen Mentalität. Wenn also solche Verständigungsversuche gemacht würden, so dürften sie durch eine neutrale, absolut zuverlässige Persönlichkeit in die Wege zu leiten sein, wohl am besten durch einen neutralen Fürsten. Ob sich ein solcher findet, wäre zu prüfen. Außerdem aber ist dringend nötig, daß wir uns über unsere Kriegsziele absolut klar sind und die Bedingungen jedenfalls so stellen, daß es den jetzigen Regierungen unserer Gegner möglich wäre, am Ruder zu bleiben. Natürlich wollen wir Elsaß-Lothringen behalten, unsere Kolonien wieder haben, vielleicht auch das Erzbecken von Briey werden wir fordern. Dagegen würde man wohl Verzicht auf Kriegsentschädigung und die Wiederherstellung Belgiens zugestehen, ähnlich wie der Reichskanzler es letzthin im Hauptausschuß des Reichstages angedeutet hat. Ueber Mesopotamien und Palästina würde man sich voraussichtlich einigen können. Der Osten möge vorläufig außer Betracht bleiben.

Betreffs Belgien sei bemerkt, daß eine Angliederung an Deutschland überhaupt nicht erwünscht ist. Wir haben bereits genügend unzuverlässige Bevölkerung im Deutschen Reich. Ein erzwungenes Bündnis wäre ebenso zu verwerfen. Die Zumutung, daß wir die flandrische Küste behalten, ist nicht nur für Belgien, sondern auch für England nahezu unannehmbar, weil damit England unter unseren Kanonen läge. Anderseits hat die belgische Küste für uns vom maritimen Standpunkt aus kaum die Bedeutung, die ihr noch immer beigelegt wird. Sie hat keine großen Zukunftskriegshäfen und ist wenig geeignet als Operationsbasis für den U-Bootkrieg, so wie er sich später mit den großen U-Kreuzern gestalten wird. Außerdem zwänge uns diese Küste eine der englischen mindestens ebenbürtige Flotte zu halten, wozu wir schwerlich in der Lage sind. Sonach muß man wohl zugestehen, daß Belgien selbständig bleibt, keine Kriegsentschädigung zahlt und erhält, sich kein Heer halten darf und Deutschland in wirtschaftlicher Beziehung als gleichberechtigt mit den Ententestaaten anerkennen muß.

2. Stärkung unserer inneren Macht und Geschlossenheit.

Ob ein Verständigungsversuch glückt, steht wie gesagt dahin. Es bleibt uns dann nur übrig, durchzuhalten. Das können wir aber nicht, wenn unsere inneren Verhältnisse sich nicht anders gestalten. Es ist ein unerträglicher Zustand, daß in einem Land, das um seine Existenz kämpft, **innerpolitisch die schwersten Fehden durchgekämpft werden**, daß mit **Streiks gedroht wird**, daß weite Kreise ihre ganze **Tätigkeit nur auf Erraffung von Geld einstellen und daß noch lange nicht alle Arbeitskräfte restlos angespannt sind**. Daß durch eine innerliche Einigung und durch eine restlose Erfassung aller Kräfte noch viel geschehen könnte, ist jedenfalls eine nicht zu leugnende Tatsache. Aber hierzu bedarf es **durchgreifender** Maßnahmen, die unsere Regierung in Unabhängigkeit von dem Reichstage durchzusetzen berufen ist. Auch Konflikten darf nicht ausgewichen, Zugeständnisse dürfen nicht gewährt werden. Lehnt der Reichstag die nötig erscheinenden Maßnahmen ab, so bleibt nur übrig, ohne ihn zu regieren. Wahrscheinlich wird indessen der Reichstag einem kraftvollen Willen **ohne Zögern** folgen. Welche Maß-

nahmen im einzelnen zu treffen wären, braucht hier nicht besonders erörtert zu werden. Die wichtigste Frage würde jedenfalls neben restloser Erfassung aller Arbeits- und Ersatzkräfte die Durchführung derjenigen sozialen Reformen sein, die imstande sind, die schreienden Ungerechtigkeiten dieses Krieges und die ungleiche Verteilung der Lasten auf die Bevölkerung auszugleichen. Die politische Seite dürfte überhaupt auszuschalten sein. Wahlrechts- und andere Fragen endlos zu verhandeln, ist jetzt wahrlich nicht an der Zeit, weder nach der einen oder der anderen Seite. Die Drohungen, den Landtag aufzulösen, sollten ebenso aufhören wie hartnäckige Verweigerung aller Reformen. Jedenfalls scheint es dringend wünschenswert, die Zustände im Innern in Ordnung zu bringen und damit die Stimmung im Volk und Heer zu heben. Vgl. Anlage. Selbst die Langmut eines so kreuzbraven, geduldigen Volkes wie des deutschen, hat seine Grenzen. Die augenblickliche Stimmung kann nicht mehr als gut und zuversichtlich bezeichnet werden. Das ist bekannt. Aber auch im Heer zeigen sich nicht unbedenkliche Erscheinungen. Hier wäre also der Hebel anzusetzen und das kann nur mit durchgreifenden Maßnahmen zur Stärkung unserer inneren Macht und Geschlossenheit geschehen.

Zum Schluß möchte ich nicht unterlassen auszuführen, daß wir alle und ich nicht in letzter Linie zur Zeit unter den Eindrücken der vergangenen Tage stehen. Ich wiederhole, daß ich bemüht gewesen bin und daß es gut ist, sie für diese Darlegungen und ihre Bewertung auszuschalten. Nichtsdestoweniger werden die militärischen, auf Grund der jüngsten Ereignisse zu fassenden Entschlüsse für die gesamte weitere Entwicklung der Dinge von ungeheurer Tragweite sein.

Anlage zur Denkschrift.

Stimmung in Heimat und Heer und die daraus sich ergebenden Folgerungen.

Zustände im Innern.

Das Bild im Innern ist wenig erfreulich. Es herrscht Kleinmut, Futterneid, Gewinnsucht und Vergnügungssucht. Daneben ist ein innerpolitischer Wirrwarr eingetreten. Der Burgfrieden ist vergessen, Parteien und Presse bekämpfen sich untereinander, die Arbeiterschaft droht mit Streiks und Herr Ledebour kann offen im Reichstag das Proletariat zur Revolution aufrufen. Die Erwerbsverhältnisse sind ins Sinnlose verwandelt. Der Mittelstand ist zum großen Teil verarmt und seiner Existenzmöglichkeit beraubt, zum anderen Teil in großer Bedrängnis, namentlich die Familien von Offizieren und Beamten, kleinen und mittleren Handwerkern, ehrlichen Kaufleuten usw. leiden geradezu bittere Not. Demgegenüber haben die Arbeiter die Situation ausgenutzt und sich Löhne verschafft, die durchweg sehr hoch, teilweise ungeheuerlich sind.

Respekt vor Obrigkeit und Gesetz ist nahezu geschwunden, zum Teil eine Folge der Unsumme sich widerrufender unausführbarer Vorschriften. Nament-

lich die Landwirtschaft, der man gewiß das Lob nicht versagen kann, daß sie mit ihren stark verminderten Kräften das Unmöglichste geleistet hat, ist auch infolge der Einschränkung der Produktionsmöglichkeiten bis aufs äußerste gereizt.

Zur Beantwortung der Frage, wohin wir treiben, wenn es so weiter geht, bedarf es eines Rückblicks auf die Vergangenheit.

Die flammende Begeisterung und die Einmütigkeit vom Juli 1914 konnte in einem nunmehr vierjährigen Krieg mit so ungeheuren Opfern an Blut und Werten aller Art natürlich nicht bleiben, aber unser deutsches Volk ist so vortrefflich, daß es wohl möglich gewesen wäre, denselben entschlossenen Ernst und Willen zum Siege, wie er im Heere herrscht — das ja doch auch nur ein Teil des Volkes ist —, auch in der Heimat aufrecht zu halten. Das Volk war zweifellos bereit und willig, seiner Regierung zu folgen. Was geschah?

Statt das Volk für seine große Aufgabe zu erziehen, ihm großzügige Richtlinien zu geben, wurde von Aemtern und Behörden eine Flut von Bestimmungen und Verfügungen aller Art erlassen, die den Einzelnen einengten und die Mehrheit des Volkes in kleinlichen Alltagssorgen verkümmern ließen. Unsere militärischen Erfolge wurden politisch nicht genügend ausgenutzt.

Aus Furcht vor der Sozialdemokratie, die in Wirklichkeit bei Beginn des Krieges völlig machtlos war, spielte man zunächst den Gewerkschaften die Macht in die Hände und auf diesem Wege erweckten sie dann die Sozialdemokratie zu neuem Leben. Eine wirkliche Macht ist sie freilich immer noch nicht, wohl aber gebärdet sie sich so und man tritt ihr nicht genügend entgegen. Durch Drohungen mit Streiks oder Umsturz, wozu bald die Ernährungslage, bald politische Momente (Wahlrecht) den Vorwand geben, erzwang die Sozialdemokratie vor allem immer höhere Löhne und festigte, auch mit Hilfe des Hilfsdienstgesetzes, ihre Organisation. Gewiß war die Ernährungslage nicht immer leicht, aber die Arbeiter waren besser gestellt wie der Mittelstand, und wenn der letztere seine viel größeren Entbehrungen würdig trug, so hätte man das von den Arbeitern auch verlangen können. Bezeichnend für die Auffassung ist ein seinerzeit gefallenes Schlagwort:

„Gegen den deutschen Arbeiter können wir den Krieg nicht gewinnen [1])!" Es ist aber ohne weiteres klar, daß der Krieg ganz wesentlich für den deutschen Arbeiter geführt wird, denn ohne Deutschlands Weltmachtstellung läge Industrie und Handel brach und damit wäre auch die Arbeits- und Erwerbsmöglichkeit der Arbeiter beschränkt. Außerdem braucht man ja nur die Lage des deutschen Arbeiters mit der eines Arbeiters in irgendeinem anderen Lande zu vergleichen. Um wieviel besser der deutsche Arbeiter in jeder Hinsicht gestellt ist, springt dann in die Augen.

Es muß klar ausgesprochen werden, das Regierungssystem Bethmann Hollwegs hat nicht nur versagt, es hat unersetzliche Werte im Volk vernichtet. Den Nachfolgern konnte es bei dem schwierigen Erbe noch nicht gelingen, dieser Uebelstände Herr zu werden. Jetzt stehen wir möglicherweise vor neuen Streiks und die politische Wühlarbeit der Linken droht das ganze Staatsgebäude zu erschüttern. Wohl ist der über-

1) Ausspruch Groeners in einer Industriesitzung in Düsseldorf. (Der Verf.)

wiegende Teil des deutschen Volkes und insonderheit Preußens noch absolut verläßlich, aber die Siegeszuversicht hat nachgelassen, und das alles in einem Augenblick, wo der Entscheidungskampf im Gange ist und wo nicht nur vom Heere, sondern auch von der Heimat das Letzte gefordert werden muß. Der Versuch, dieses Letzte herauszuholen durch Sammlung aller Kräfte für Ersatz und Arbeit, kann nicht aufgegeben werden. Die Regierung darf sich der Einbringung und Durchführung eines großzügigen Wehrpflicht- und Hilfsdienstgesetzes nicht verschließen. Etwaige Bedenken, daß dann „ein Kuhhandel wie noch nie über politische Rechte entstehen würde", „daß es die schwersten inneren Erschütterungen geben würde", „daß im Volk der Gedanke auftauchen könnte, es sei doch alles verloren", dürfen nicht hindernd im Wege stehen.

Infolge der früheren gefärbten und unzureichenden Aufklärung unseres Volkes ist es nicht leicht, jetzt die Wahrheit zu sagen, ohne eine gewisse Entmutigung zu gewärtigen. Die sachlich vielleicht gar nicht einmal so verfehlte Kühlmannrede war unter diesen Umständen schlimmer wie eine verlorene Schlacht. Noch übler freilich wirken die Hetzreden der Linksradikalen, die ungestraft zur Revolution hetzen und dem deutschen Staat offen den Kampf ansagen.

Wie gesagt, es sieht in dieser Hinsicht trübe aus. Und nur mit einer siegesgewissen und vertrauenden Heimat im Rücken kann der Krieg durchgehalten und gewonnen werden; die Heimat ist letzten Endes doch die Wurzel, aus der das Heer seine Kraft schöpft.

Zustand des Heeres.

Betrachten wir jetzt das Heer. Zweifellos steckt in ihm eine ungeheure Menge von Pflichtgefühl, Vaterlandsliebe und Kraft. Unsere Gegner habens erfahren müssen, aber es beginnen hier und dort sich bedenkliche Erscheinungen zu zeigen. Das geht aus der Zunahme der Ueberläufer, aus der sich immer stärker zeigenden Drückebergerei, aus den vielen Vergehen gegen die militärische Ordnung und aus den Briefen aus dem Felde einwandfrei hervor. Dies ist zunächst um so merkwürdiger, als siegreiche Heere — und wir sind siegreich — im allgemeinen in guter Stimmung sich zu befinden pflegen. Die angegebenen Zersetzungserscheinungen sind daher um so ernster zu bewerten. Woran liegen sie?

1. In allererster Linie ist es die Stimmung der Heimat, die sich auf das Heer überträgt. Die erwähnten Vorgänge und Reden, besonders von den linksstehenden Parlamentariern, haben auch im Heer eine nicht zu verkennende Depression ausgelöst. Man sagt sich, alles Siegen ist ja doch umsonst und, leider ist diese Auffassung nicht ohne Berechtigung, solange die Zustände in der Heimat sich nicht bessern.

2. Der zweite Grund ist die Sorge um die Daheimgebliebenen. So gut es dem in der Heimat arbeitenden Rüstungsarbeiter geht, so schlecht geht es den daheimgebliebenen Familien unserer Soldaten im gesamten Mittelstand, soweit Frauen und Kinder nicht selbst erwerbstätig sind. Die zunehmende Teuerung und die rücksichtslose Lebensmittelverteilung erwecken weitgehende Erbitterung.

3. Der dritte Grund ist die mangelnde Fürsorge für die Kriegsbeschädigten. Noch immer fehlt eine wirkliche restlose, befriedigende Lösung. Manches Gute ist geschehen, aber etwas Ausreichendes bisher nicht geschaffen.

4. Ein wahrhafter Haß herrscht gegen die Juden, und nicht zu Unrecht. Ein Gang in Berlin durch die Wirtschaftsämter oder die Tauentzienstraße lehrt, daß sehr viele kriegsverwendungsfähige Juden in der Heimat sind, während vorne an der Front kaum einer ihrer Kaste zu sehen ist. Die Mißstimmung über eine so geringe Heranziehung der Juden ist daher wohl berechtigt. Auch leistet man damit einer immer stärkeren deutschen Verjudung und Erraffung von weiteren Massen deutschen Kapitals durch jüdische Hände Vorschub [1]).

5. Von größter Bedeutung ist aber endlich die Löhnungsfrage. Es ist seinerzeit zugestanden, daß Reklamierte in den Fabriken denselben Lohn erhalten wie freie Arbeiter. Dies erforderte die Gerechtigkeit und der Grundsatz, für gleiche Arbeit gleiche Löhne zu zahlen. Wie steht es denn aber mit dem Soldaten im Felde gegenüber den Arbeitern in der Heimat? Der Soldat an der Front leistet in jeder Beziehung so unendlich viel mehr wie der Heimarbeiter, der ja im Grunde nur wie im Frieden lebt und arbeitet und jetzt nebenbei phantastische Löhne einheimst. Bei kärglicher Löhnung opfert hingegen der Feldsoldat Gesundheit, Blut und Leben. Das wirkt mit vollem Recht erbitternd.

Beseitigung der Mißstände.

Wollen wir die Zustände in Heer und Heimat bessern, so dürfen wir uns nicht vor der Beseitigung ihrer Ursachen scheuen. Die Forderungen der Zeit gebieten:

1. daß unserem Volk der Ernst der Lage klargemacht wird, natürlich ohne dem Pessimismus Vorschub zu leisten,
2. daß alle Kräfte, auch die der Frauen, für Ersatz und Kriegsarbeit restlos erfaßt werden,
3. daß die Lohnfrage für die Arbeiter bzw. die Löhnungsfrage für das Heer geregelt wird,
4. daß Streiks verboten und Zuwiderhandelnde wegen Landesverrat bestraft werden,
5. daß alle sozialen Reformen für Kriegsbeschädigte und Kriegsteilnehmer usw. beschleunigt durchgeführt werden,
6. daß alle Handlungen, Reden usw., die geeignet sind, den inneren Frieden zu stören und damit dem Feinde Vorschub zu leisten, grundsätzlich untersagt werden,
7. daß Ueberläufer durch ein Ausnahmegesetz recht- und ehrlos werden und Besitz und Vermögen verlieren.

Zu dem vorletzten Punkte wäre noch zu bemerken:

a) Zu Reden, die geeignet sind, uns erheblich zu schaden, gehören namentlich solche der linksstehenden Parlamentarier, desgleichen entsprechende

---

1) Es muß hier besonders betont werden, daß der Kronprinz nicht Antisemit im landläufigen Sinn ist. Er hat hier nur die schreienden Auswüchse im Auge, die ja verständige Juden auch selbst anerkannt und bekämpft haben.

Artikel in ihrer Presse. Die Parlamentarier sind leider immun, wenn sie im Reichstag reden. Diesen Leuten darf kein Zweifel gelassen werden, daß, wenn sie nicht Order parieren, der Reichstag aufgelöst wird.

b) Die Wahlrechtsfrage spielt in Preußen tatsächlich eine verhältnismäßig geringe Rolle. Gleichwohl wird eifrige Propaganda getrieben und eine gewisse Verhetzung ist zweifellos erreicht. Es ist ein Unglück, daß diese Frage während des Krieges angeschnitten ist; nachdem es aber einmal geschehen, muß man mit ihr fertig werden, um zur Ruhe zu kommen. Dabei wird ein Weg unbedingt zu vermeiden sein, nämlich Auflösung des Abgeordnetenhauses, um das gleiche Wahlrecht mit Hilfe von Neuwahlen durchzudrücken. Ein Wahlkampf hinter der Front hieße eine derartige Unruhe und Uneinigkeit in das Volk hineintragen, daß der Schaden unübersehbar wäre. Mit Recht hat daher auch Scheidemann in seiner kürzlich zur Verlängerung der Legislaturperiode des Reichstages gehaltenen Rede gesagt, daß ein Wahlkampf nicht möglich sei, solange so viele Wähler an der Front stehen. Was für das Reich gilt, gilt in dieser Hinsicht auch für Preußen. Zudem bliebe es ja immerhin fraglich, ob auch bei einem neuen Abgeordnetenhaus das gleiche Wahlrecht durchginge. Sollte das aber der Fall sein, so läuft Preußen und Deutschland Gefahr, seinen monarchistischen Charakter zu verlieren.

Es bleibt also einmal übrig, den politischen Wahlkampf zu verschieben bis nach dem Kriege. Das würde, wenn die linksstehenden Parteiführer, wie oben angeführt, belehrt würden, zweifellos ein gangbarer Weg sein. Immerhin bringt er keine Lösung und die Lage nach dem Kriege ist unsicher. Besser wäre jetzt zum Schluß zu kommen, und zwar auf dem Boden eines Kompromisses. Widerstände werden sich, namentlich wenn die vorstehend unter 1, 4, 5 und 6 angegebenen Maßnahmen gleichzeitig ergriffen werden, sicherlich nicht ergeben.

Was ist zu tun?

Es erübrigt nun die Beantwortung der letzten Frage:

„Wer soll diese Maßregel ergreifen?“ Es gibt keine andere Wahl, als dem Reichskanzler bzw. dem preußischen Staatsministerium nahezulegen, ob sie gewillt sind, diesen Weg zu gehen und diejenigen Männer, die sich zu schwach dazu fühlen oder vermeinen, die Verantwortung nicht tragen zu können, vor die Kabinettsfrage zu stellen.

Erspart bleibt uns der Kampf nicht. Jetzt ist er noch verhältnismäßig leicht durchzuführen. Weichen wir aber wiederum aus, so ist der Ausgang des Krieges in Frage gestellt, und damit Gedeihen und Verderben des deutschen Vaterlandes. In einem geschlagenen Deutschland aber würden innere Zustände einreißen, wie sie in Rußland zur Zeit herrschen. Also es gilt zu handeln. „Wie“ dürfte kaum fraglich erscheinen.

Einen Erfolg hatte die Denkschrift nicht. Die Antwort war nicht „Ja“ und nicht „Nein“. Wertvoll ist sie als Beleg für die Persönlichkeit

des so verlästerten Mannes. Auch am 13. und 14. August bei der Besprechung in Spa stand der Kronprinz seinen Mann. Freilich, den einzig richtigen Entschluß, den Kaiser zur Aufnahme ganzer Männer in die Regierung zu zwingen, hat er nicht durchgesetzt. Und doch hätte er es mit oder über Hindenburg hinweg zu tun versuchen müssen.

Da ich auf annähernd gleichem Boden wie der Kronprinz stand, dieser sich bei seinen Warnungen auf mich berufen hatte, war ich nicht gerade geliebt. Bezeichnend war, daß eines Nachts gegen 11 Uhr der Chef des Zivilkabinetts erschien, um mir Vorhaltungen zu machen, weil ich so schwarz sähe. Er sagte unter anderem, es sei unzulässig, daß ich die Beseitigung des Kanzlers und Kriegsministers fordere. Darüber „entscheide allein Seine Majestät". Was sollte man da erwidern?

Meine Bitte an den Kronprinzen, mir Zutritt zu Seiner Majestät zu einem Vortrag unter vier Augen zu verschaffen, scheiterte. In größerem Kreise war ein solcher Vortrag nutzlos, ich hätte auch gar nicht alles sagen können, da die Vorwürfe ja zum großen Teil gegen die Umgebung Seiner Majestät gingen. Auch Ludendorff verschaffte mir eine solche Unterredung nicht. Er fürchtete wohl mit Recht, daß ich zu stark ins Zeug ginge und damit nur meine Entfernung aus dem G.H.Qu. erreiche, sachlich aber nichts bessern würde. Es mag sein, daß ich damals bisweilen aus der Form der schablonenmäßigen Subordination fiel. Hatte doch auch der Kriegsminister von mir gesagt, ich wäre ein „rabiater Kerl". Nun, noch heute ist mir dies Wort vor meinem Gewissen eine Rechtfertigung, daß *ich* wenigstens alles getan habe, um das nahende Unheil abzuwenden.

Abwägung der beiderseitigen Chancen Ende September für Fortsetzung des Krieges bis 1919.

So war es, ohne daß von den drei Forderungen des 13./14. August auch nur das mindeste seitens der Regierung erfüllt war, Ende September geworden. Sechs kostbare Wochen waren politisch tatlos verstrichen. Die Lage an der Front hatte sich zusehends verschlechtert. Was war zu tun? Um ein Urteil zu gewinnen, muß man zunächst einmal die Möglichkeit und Gefahr einer Fortsetzung des Krieges über den Winter hinaus betrachten, so wie sich bis Ende September, d. h. bis zum Zusammenbruch Bulgariens, die Dinge auf beiden Seiten entwickelt hatten.

a) Wirtschaftlich.

Wirtschaftlich hatten wir Mangel an gewissen Rohstoffen (Nickel, Kupfer, Gummi, Leder, Baumwolle), aber nicht in ausschlaggebender Weise. Wir hatten aber wenigstens ausreichend Kohle — die Hauptsache von allem.

Bei unsern Gegnern war es umgekehrt: ihnen fehlte nur die Kohle, diese aber auch gründlich. Die Engländer standen vor der Notwendigkeit, ihre Kohlenarbeiter zum Teil aus der Front wieder heraus und in die Bergwerke zu nehmen. Hier aber machte sich der Mangel an Grubenholz übel bemerkbar. Der Kohlenmangel mit seinen Folgen (Dunkelheit, Frieren, Behinderung des Kochens, Waschens usw.) drückte aber außerordentlich auf die nur noch in Erwartung nahen Sieges aushaltende Bevölkerung.

b) Ernährungslage.

Die Ernährungslage war bei uns kritisch, aber ein Friedensschluß konnte sie nicht bessern (der Schandfriede hat sie sogar für Jahre verschlechtert), es sei denn, daß wir große Getreidezufuhren fordern konnten. Das hätten wir nur als Sieger gekonnt. Also forderte gerade die Ernährungslage „durchhalten".

Bei unsern Gegnern war sie besser, aber keineswegs gut. Für England, Italien und Frankreich war der Erfolg des U-Bootkrieges bis zum Frühjahr entscheidend. Jedenfalls litten die Völker alle unter Teurung und Mangel.

c) U-Boot und Schiffbau.

Unsere Gegner hatten große Anstrengungen gemacht, neue Schiffe zu bauen. Der Gedanke der Holz- und Zementschiffe hatte sich nicht bewährt. Die notdürftig zusammengeklopften Eisenschiffe waren nach Güte und Tonnengehalt weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben. Es wurde immer weit mehr versenkt und unbrauchbar, als gebaut wurde. Die verzweifelte völkerrechtswidrige Maßnahme der Beschlagnahme der neutralen Tonnage hatte vorübergehend geholfen. Wenn es so weiterging, war die Möglichkeit, amerikanische Truppentransporte, Lebensmittel und Kriegsgerät gleichzeitig und in ausreichenden Mengen zu fahren, nicht mehr vorhanden. Tatsächlich standen wir aber vor einem neuen Wendepunkt des U-Bootkrieges und diesmal zu unsern Gunsten.

Im Laufe des Winters 1917 bis Sommer 1918 hatten sich die Abwehrmaßnahmen der Gegner erheblich gebessert. (Apparate zur Feststellung der U-Boote, Wasserminen, Convoyiren durch leichte Seestreitkräfte usw.) Unsere Boote hatten höhere Verluste, die Wirkung nahm daher ab. Jetzt, im Herbst 1918, traten die neuen U-Kreuzer (3000 Tonnen) in Aktion. Ihr Aktionsradius befähigte sie, ihre Tätigkeit bis an die amerikanischen Häfen zu legen, das verzettelte die Abwehr und gab uns auch die Truppentransporte zum Abschuß frei, die sich bisher durch weite Umwege in südlicher Richtung unsern U-Booten entzogen hatten. Die Ausstattung der U-Kreuzer mit neuen 15-cm-Kanonen gestattete ihnen auch einen Geschützkampf mit leichten Seestreitkräften (kleinen Kreuzern, Hilfskreuzern, Torpedobooten usw.) zu führen und Handelsschiffe auch auf große Entfernung schwer zu schädigen. Die neuen, gewaltigen Torpedos der U-Kreuzer erreichten ihr Ziel aus großer Entfernung, die Aufgabe, Abschuß und Laufbahn unsichtbar zu machen, schien gelöst. Der U-Kreuzer war so der geworfenen Wassermine fast völlig entzogen. Kurzum, der U-Kreuzer änderte das Bild vollkommen[1]).

Ein Vorwurf ist berechtigt: daß wir nicht eher mit dem U-Kreuzer herausgekommen sind. Auch mich trifft der Vorwurf, ich bin erst durch Admiral Scheer und seinen vortrefflichen Chef, Kapitän von Levetzow, voll aufgeklärt worden. Dann setzte ich mich für die Beschleunigung des Baues ein — zu spät!

d) Tanks und Tankabwehr.

Zweifellos haben die feindlichen Tanks viel zu den Erfolgen der Gegner beigetragen. Erstens gestatteten sie überraschende Angriffe und zweitens war ihre moralische Wirkung gegen Truppen, die vom Heimatsgeist angefressen waren, groß. Wo sie aber an festgefügte, frische Truppen kamen, haben sie freilich versagt. Eine Division schlug z. B. an einem Tage sieben Angriffe, davon mehrere schwere Tankangriffe, ab. Bei besonders guten Truppen war es fast Sport geworden, Tanks durch Hinaufklettern von hinten und Hineinwerfen von Handgranaten zu erledigen. Aber die Truppen waren verschieden an Wert und oft auch

1) Es war erklärlich, daß nachher, bei dem Waffenstillstandsangebot, Herr Wilson als erstes die Einstellung des U-Bootkrieges forderte. Und die verblendete neue Regierung, die sich — lucus a non lucendo — als Kabinett der nationalen Verteidigung etabliert und etikettiert hatte, gab nach.

stark überanstrengt. Zudem kamen die Tanks oft in künstlichem und natürlichem Nebel und dann war ihre Abwehr schwieriger.

Eigentlich spezifische Tankabwehrwaffen waren anfangs nicht vorhanden. Aber die S.m.K.-Munition[1]) des Infanteriegewehres und Maschinengewehres durchschlug bis zu 15 mm Stahl, allerdings auf nahen Entfernungen und bei günstigen Auftreffwinkeln. Und im übrigen kam die Artillerie in Betracht. Bei schweren Geschützen reichten schon die Sprengstücke aus, aber diese Geschütze vermochten den beweglichen Tanks schwer zu folgen. So trat das Feldgeschütz dafür in den Vordergrund, das mit direktem Schuß Volltreffer zu erzielen suchte. Anfänglich hatten diese Geschütze aber keine Spezialmunition dafür, auch war die Truppe nicht besonders für dies Schießverfahren ausgebildet.

Wir waren also keineswegs wehrlos, immerhin galt es, die Tankabwehr zu bessern. Das Feldgeschütz (Infanteriebegleitgeschütz) und der leichte Minenwerfer in Flachbahnlafette erhielten besondere Tankgeschosse (Sprenggeschosse mit Panzerkopf und Lichtspureinrichtung), die sehr beliebt waren. So setzte z. B. ein Geschütz an einem Tage zwölf Tanks außer Gefecht.

Weiter kam auch ein 13-mm-Tankgewehr, aber es war zu unhandlich und hatte zu starken Rückstoß. Es war unbeliebt trotz guter Wirkung.

Aus den Rohren der alten 3,7-cm-Revolverkanone wurden leichte fahrbare 3,7-cm-Geschütze hergestellt, die ebenfalls ein Geschoß mit Panzerkopf und Lichtspur erhielten.

Alles dies reichte indes nicht aus, da außerdem anzunehmen war, daß der Gegner stärker gepanzerte Tanks bringen würde. So wurde nunmehr die Konstruktion eines 3,7-cm-Tankabwehrgeschützes und eines fahrbaren 13-mm-Maschinengewehres eingeleitet. Ende 1918 konnten die Massenlieferungen beginnen. Das Maschinengewehr war meiner Meinung nach ganz vortrefflich. Es gestattete auch gute Beobachtung (Lichtspurgeschosse) und gab auch gegen sonstige Ziele hinter Deckung (Artillerieschutzschilde, starke Mauern, Erdbrustwehren) vorzügliche Wirkung. Der moralische Eindruck war überwältigend. Schließlich versprach das in Fertigung befindliche leichte Infanteriebegleitgeschütz (s. u.) eine vorzügliche Tankabwehrwaffe zu werden.

1) Geschosse mit einem Stahlkern.

Neben der Tankabwehr wurde der Tankbau betrieben. Diese Frage war zweifellos vernachlässigt worden. Selbstverständlich hätte die Industrie noch einige 100 Tanks im Winter 1917/18 schaffen können, wenn wir uns zum Nachbauen der feindlichen entschlossen hätten. Es mußte aber etwas „Neues“ werden, und so entstanden Typen, die unbrauchbar waren, zu spät und nur vereinzelt kamen. Sie haben nichts Nennenswertes geleistet.

Frühjahr 1918 stellte Krupp das Modell eines von ihm und Daimler entworfenen leichten Tanks vor. Flach gebaut, gut geschützt und ziemlich schnell war es ein schwer faßbares Ziel. Als Ausrüstung war ein Maschinengewehr oder 3,7=cm=Kanone vorgesehen. Er konnte außerdem ein leichtes Infanteriegeschütz mit sich nehmen.

Es gelang mir endlich, auch die Maßnahmen für Fertigung der Tanks übertragen zu erhalten. Es wurde mit den zuständigen Stellen, die nach einigen Einwänden gut mitzogen, an die Arbeit gegangen. Anfang 1919 waren die ersten Tanks zu erwarten, bis April bereits eine stattliche Anzahl.

Die Verwendung unserer Tanks dachte ich mir anders als bei der Entente. Sie sollten einzeln zu den Infanteriekampfgruppen treten, um namentlich Maschinengewehrnester usw. zu bekämpfen bzw. niederzuhalten. Sie hätten uns so viel Blut gespart. Der Tankmassenangriff ohne Artillerievorbereitung, wie ihn Franzosen und Engländer führten, war für uns kaum anwendbar, da wir die dazu nötigen Tausende von Tanks nie hätten haben können. Uebrigens versprach ein solcher Angriff auch nur gegen die immer dünner gewordenen Linien des deutschen Heeres Erfolg.

Ich erwähnte soeben ein „leichtes Infanteriebegleitgeschütz“. Auch diese Frage war leider liegen geblieben. So kam es, daß wir 1918 bei unsern Offensiven kein leichtes Geschütz hatten, das der Infanterie wirklich folgen konnte. Die Feldkanone 16 — sonst ein gutes Geschütz — war viel zu schwer; aber auch die Kanone 96 n./A. konnte nicht immer folgen, da die Pferde zu sehr abgetrieben waren. So mußte der leichte Minenwerfer, bespannt gemacht, aushelfen, um feindliche Maschinengewehrnester, Häuser usw. auszuräuchern. Die Pioniere haben diese ihre neue Aufgabe gut gelöst, aber das leichte Infanteriebegleitgeschütz hat gefehlt, und dieses Manko hat uns viel Blut gekostet. Später blieben bei den feindlichen Tankangriffen die Feldgeschütze, die vorn zur Tankabwehr

standen, meistens in Feindeshand. Auch hier fehlte das **leichte** Begleitgeschütz.

Seine Fertigung wurde nunmehr 1918 vorgesehen, ich erhielt die Sache übertragen, aber in ausreichender Zahl konnte das Geschütz erst 1919 in Erscheinung treten. Vor allem sollten die leichten Tanks je eins erhalten. Wir brauchten dann keine Extrabespannung.

e) Sonstige Maßnahmen.

Es waren ferner Verbesserungen im Gaskrieg im Gange, die Erfolg versprachen. Indes würde dies alles zu weit führen, auch ist es unnütz, für die Zukunft vielleicht Wichtiges preiszugeben.

Jedenfalls war alles technisch und industriell auf die Fortsetzung des Krieges **mit guter Aussicht** eingestellt.

f) Ersatzfrage und Beschaffenheit des Feldheeres.

Entscheidend war die Menschenfrage nach Zahl und Güte für beide Teile. Bei der Entente hatte Frankreich nochmal einen Jahrgang (1920) zur Verfügung; auch Marokko war noch abgabefähig. England konnte selbst nichts mehr aufbringen, wohl aber seine Dominien. Schwerer als dies alles wog Amerika, das, sofern die Transportmöglichkeit fortbestand, Menschen in großem Maßstab liefern konnte und wollte. Aber Menschen sind noch keine Soldaten. Der Amerikaner war zweifellos tapfer, kräftig und passioniert, aber untere wie obere Führung, Taktik und Kriegserfahrung waren bei allen Waffen sehr unzureichend. Bis zum Herbst 1918 hatten die Amerikaner eigentlich nur zur Ablösung englischer und französischer Truppen gedient. Das war immerhin eine große Hilfe, angesichts unserer zahlenmäßigen Schwäche. Anderseits hätte es auch uns entlasten müssen, denn wir hätten den Amerikanern gegenüber auch weniger kampfkräftige (Landwehr- und Landsturm-) Divisionen einsetzen können, — wenn wir sie gehabt hätten.

Der Kampfwert der Engländer und Franzosen war auch verschieden. Beide waren tapfer, die englische Infanterie hervorragend im Angriff, aber bis zuletzt ungewandt in der Ausnutzung erreichter Erfolge. Die englische Artillerie war nicht sonderlich glänzend. Die französische Infanterie war brillant ausgebildet und sehr gewandt im Gelände, ihre Angriffslust war nach den gewaltigen Verlusten aber gering, bis auf die

marokkanischen Divisionen. Ueber alles Lob erhaben war die französische Artillerie.

Wie stand es nun auf der deutschen Seite.

Vorweg muß bemerkt werden, daß der Deutsche, solange und wo die moralische Verseuchung der Heimat nicht gewirkt hatte, als Soldat allen andern Nationen überlegen war und blieb.

Das galt besonders für die Infanterie, die im Angriff jederzeit Bewunderswertes geleistet hat. Aber auch in der Verteidigung hat sie sich größtenteils bis zum Schluß glänzend gehalten. Daß einzelne Truppen im Sommer und Herbst 1918 versagt haben, trifft zu und ist hinsichtlich der Ursachen genügend besprochen.

Die deutsche Artillerie besaß namentlich in ihrer schweren Artillerie ein Uebergewicht [1]), das unsere Gegner äußerst unangenehm empfunden haben. Sie hätten uns sonst im Friedensvertrag nicht die schwere Artillerie ganz abgenommen.

Unsere Flieger waren an sich, d. h. nach persönlichem Geschick, Schneid und meist auch an Güte der Fahrzeuge den andern überlegen. Dafür spricht das im Jahre 1918 erreichte Verhältnis von 1 : 5 der abgeschossenen Flugzeuge. Aber freilich, an Zahl waren wir unterlegen, immerhin nicht so, wie die Truppe es oft behauptete. Es gilt auch hier das soeben bei der Artillerie betonte psychologische Moment, das Gefühl der Machtlosigkeit gegen den Flieger. Instinktiv verlangt man Hilfe von den eigenen Fliegern, die aber inzwischen die feindlichen Truppen vorhatten. Die feindlichen Flieger wirklich fernzuhalten, war für die Flieger der Gegenseite, selbst bei großer Ueberlegenheit, eben auch nicht möglich.

Die Namen unserer Fliegerhelden Bölcke, Richthofen, Immelmann werden hoffentlich stets im Gedächtnis des deutschen Volkes fortleben.

Große Verdienste hat sich, sowohl um die Entwicklung der Flugzeuge und ihren Bau, wie um die Heranbildung und Verwendung

---

1) Bezeichnend ist es, daß beide Gegner oft auf ihre eigene Artillerie schalten und die des Gegners für besser hielten. Der Gegner schoß auch stets „3—4mal mehr". Psychologisch erklärt sich das leicht, indem die Wirkung der eigenen Artillerie natürlich mehr oder minder verborgen blieb, die der feindlichen aber höchst unangenehm in Erscheinung trat. Beide Artillerien bedachten zudem reichlich die feindliche Infanterie, ohne daß die gegnerische Artillerie dies hindern konnte. Tatsächlich haben wir (d. h. von 1918 an) an Kampftagen ebensoviel und mehr Munition verbraucht wie unsere Gegner, an Hauptkampftagen oft über 1 000 000 Schuß.

der Fliegertruppen, der Oberst Thomsen erworben. Ein unermüdlich tätiger Offizier von außerordentlichem technischen Verständnis und straffer Energie hat hier bewiesen, was ein Mann vermag. Ich hatte in Rohstoff- und Arbeiterfragen manchen Strauß mit ihm zu bestehen, denn er ging stets sofort zum Angriff über und war deswegen allerorts gefürchtet. Aber was er tat und sagte, war sachlich klar und berechtigt, und ich hätte nur gewünscht, daß überall solche Männer gewesen wären. Ich habe ihm stets aufrichtige Bewunderung gezollt, namentlich auch vom menschlichen Standpunkt aus. Er trat grundsätzlich und überall für seine Untergebenen ein, kurz, er war ein unerschrockener, tapferer, kluger Mann mit warmem Herzen für das Heer und insbesondere für seine schöne Truppe.

Auch in der höheren Führung waren wir, trotz der erwähnten Mängel, den andern überlegen. Nur die Franzosen waren annähernd gleichwertig. Die Hochachtung unserer Gegner vor unserem Generalstab und seine Beseitigung im „Verständigungsfrieden" beweist am besten, was er geleistet hat, und daß die zahlreichen Vorwürfe, die gegen ihn aus dem Deutschen Reiche erhoben werden, teils gar nicht, teils sehr bedingt begründet sind. Nur Charaktere hat er nicht erzogen, das hat die Revolution gezeigt.

Letzten Endes war es aber, neben der militärischen Ueberlegenheit des einzelnen Mannes, die Tüchtigkeit des unteren Führers, die uns so lange hat standhalten lassen gegen eine mehrfache Uebermacht. Erst als im Sommer 1918 Drückebergerei, Fahnenflucht und Ersatzmangel als „Erfolg" der verräterischen Treibereien in der Heimat überhandnahmen, wurde das Zahlenverhältnis schließlich so ungünstig, daß die verbliebenen Truppen es nicht mehr leisten konnten. Noch im Juni hätten 200 000 Mann Ersatz die Lage für uns absolut sicher gestaltet (vgl. Seite 209), der Tag von Villers-Cotterets wäre nie gekommen, und damit hätte auch das — dann unwahrscheinliche — Mißlingen der dritten Offensive nicht erheblich geschadet.

Der Ersatzmangel zwang dazu, Divisionen aufzulösen, um die verbleibenden kampfkräftig zu halten. Dabei werden Drückeberger und Fahnenflüchtige Ende August bereits über eine Million betragen haben, Ende September sicher 1½. Und man beachte dagegen, daß der Kriegsminister am 17. Oktober 1918 (s. Seite 246) selbst zugab, noch ca. 600 000 Mann Ersatz sofort verfügbar zu haben.

Was stand demgegenüber wirklich am Feinde. Es werden an Infanterie im Juli etwas über 1¼ Millionen, Ende September knapp ¾ Million gewesen sein. Und dann behaupte man noch, wir hätten militärisch aus Menschenmangel den Krieg nicht fortsetzen können. Man darf auch nicht sagen, daß die Drückeberger alle Feiglinge waren, sie hatten es über, sich als „Dumme" aufzuopfern, während die „Schlauen" als Reklamierte, Unabkömmliche usw. es sich zu Hause bequem machten und Geld verdienten. Mit gerechter Strenge, mit Wahrheit und Klarheit in das Volk gehen — das war nötig und es hätte uns nicht nur zahlenmäßig den nötigen Ersatz gegeben, es hätte auch den moralischen Aufschwung gebracht, der zum Endsieg nötig war. Auch in diesem Sinne hat Regierung und Heimat den Krieg geradezu absichtlich und verbrecherisch verspielt.

Der Hauptfluch aber muß auf die fallen, die um parteipolitischer Doktrinen und Machtfragen willen Raubbau am moralischen Rückhalt des Volkes getrieben, seine einheitliche Entschlossenheit gebrochen und aus dem Kriege eine erbärmliche innere Klassenkampffrage gemacht haben. Das waren die demokratischen Verführer, von Gothein bis Liebknecht, nicht zu vergessen Herrn Erzberger und seine Gefolgschaft im Zentrum.

Bulgariens Abfall, Ursachen und Wirkung.

Ehe wir uns der vielumstrittenen Frage des Waffenstillstandsangebots widmen können, die in ihrem Gesamtbilde nur verständlich wird, wenn man die vorstehend geschilderten inneren Zusammenhänge im einzelnen kennt, müssen wir noch Bulgarien und Oesterreich betrachten.

Bulgarien glaubte sich nach der Niederwerfung Rumäniens am Ziel seiner Wünsche. Der Bukarester Frieden enttäuschte es tief — und mit Recht. Weshalb man den Bulgaren ihre Wünsche, obwohl sie ja reichlich weitgehend waren, auch deutscherseits versagte, ist mir unverständlich geblieben. Der Erfolg war, daß das deutschfreundliche Kabinett Radoslawow zurücktrat. Der neue Kurs war absolut ententefreundlich. Genährt von amerikanischem Geld (denn der amerikanische Botschafter saß nach wie vor ungehindert in Sofia; auch das gehört zu den Geschicklichkeiten unseres Auswärtigen Amts), wurde eine rein antideutsche und Friedenspropaganda in Heer und Volk betrieben. Der Bearbeiter der bulgarischen Angelegenheiten in der Operations-

abteilung, Oberst von Merz, erkannte die Gefahr, warnte und warnte. Sein Vorschlag, mehr deutsche Truppen hinzusenden, wurde abgelehnt, weil das unmöglich war. Wichtiger wäre eine starke und richtige Politik mit Bulgarien gewesen.

Tatsächlich wurden wir von dem Zusammenbruch der mazedonischen Front fast völlig überrascht. Der Versuch, die militärische Lage durch Entsendung von Truppen aus Rumänien zu retten, mißlang. Bulgarien stand nicht mehr auf unserer Seite.

Die Folgen waren immerhin bitter. Daß die Türkei gleichzeitig verlorengehen mußte, war noch am leichtesten zu verschmerzen; sie hatte uns zuletzt sehr wenig geholfen, durch immer neue Unterstützung heischende militärische Schwäche auch stark behindert.

Aber nun war für die Entente die Donau frei, Rumänien und Ungarn unmittelbar bedroht.

Es rächte sich jetzt, daß man nach dem Brester Frieden Rumänien nicht gänzlich niedergeworfen und entwaffnet hatte. Das hatte die O.H.L. gewollt; Kaiser Karl war dagegen und drang bei unserm Kaiser durch. Wir hätten andernfalls die Truppen aus Rumänien — nach Errichtung einer deutschorientierten Regierung — restlos zurückziehen können, die mehr wie genügt hätten, um in Bulgarien die Lage zu halten. In Rumänien wäre das möglich gewesen, was in Rußland leider nicht anging.

Jedenfalls hatte Bulgariens Abfall die Lage verschärft, — ein Grund mehr, zum Frieden zu kommen, denn nun wurde es zweifelhaft, wie lange Oesterreich-Ungarn noch zu uns hielt.

Oesterreich-Ungarns Haltung.

Die Verhältnisse in Oesterreich-Ungarn machten uns seit langem Sorge. Der Krieg hatte nicht vermocht, die alte Kluft, die zwischen den Nationalitäten bestand, zu schließen. Waren es bei uns die Parteien, so waren es drüben „die geliebten Völker", die nicht nur Bresche in die zuerst vorhandene Einheitsfront legten, sondern bald Kapital aus der Not des Vaterlands zu schlagen versuchten. Dazu begann früh schon, d. h. mit den Sixtusbriefen, in Wien ein Wetterleuchten, das uns zeigte, daß mit Franz Joseph im Dezember 1916 die Hauptstütze der Treue Oesterreichs zu uns gestorben war, und daß wir hinfort auf das loyale

Ausharren Oesterreichs unsererseits nur mehr sehr bedingt rechnen konnten. Wie lange diese Treue überhaupt noch standgehalten hätte, wenn nicht der Zusammenbruch Rußlands mit seiner militärischen Entlastung dazwischengetreten wäre, läßt sich gar nicht berechnen.

Es war ein Glück, daß Polen in deutscher Hand war, der Friede mit Rußland und Rumänien noch der Liquidation harrte.

Dazu kam, daß Kaiser Karl Tisza verschickte, dessen starke Hand allein vielleicht noch hätte Ordnung schaffen können. Doch er galt als Friedenshindernis und wurde in der Hofburg daher ohne Tränen verabschiedet. Bald genug zeigten sich die Folgen. Die Zerfallerscheinungen, die bisher wenigstens das Licht des Tages gemieden hatten, zeigten sich offener und offener, während Tiszas Nachfolger weder Beruf noch Fähigkeit zeigten, die innere Zersetzung aufzuhalten. Wozu auch? Die Hofburg selber dachte ja nicht daran, ein Beispiel der Kraft und Loyalität zu geben. Niemand legte Hand an, die mit Energie getriebene, offen defaitistische Propaganda Karolyis zu unterbinden, und man hat nachträglich den Eindruck, daß Kaiser Karl sich die Möglichkeit wahren wollte, den Deutschenfeind und Franzosenfreund späterhin als Brücke für einen Separatfrieden mit der Entente zu benützen.

Soviel jedenfalls war klar: kam es 1918 zu irgendwelchen Rückschlägen an der Westfront, war Oesterreich kaum zu halten. Wie richtig diese Ueberzeugung war, zeigte sich bald genug. Die ersten militärischen Mißerfolge wurden benützt, um die österreichische Politik von der Berliner zu trennen.

Während die deutsche Front im Westen, wenn auch unter schwerer Anstrengung, ordnungsgemäß sich verkürzte und die O.H.L. vergebens auf Nachricht über Vermittlungsschritte Hintzes wartete, kam völlig überraschend der österreichische Minister des Aeußern, Baron Burian, am 14. September mit einem allgemeinen Friedensangebot heraus. Erstens wurde damit Hintze, wenigstens nach seiner Behauptung, die Möglichkeit genommen, den geplanten Vermittlungswunsch an die Königin von Holland gelangen zu lassen; das heißt: die deutsche Diplomatie war außer Gefecht gesetzt. Zweitens sah die Entente, wie groß bereits die Kluft zwischen den beiden Hauptverbündeten war; drittens brach damit die Widerstandskraft der österreichischen Italienfront völlig zusammen; viertens wurde dadurch die zähe Energie auch der deutschen Truppen auf eine überaus empfindliche Belastungsprobe gestellt; fünftens

gab der Schritt den Bulgaren das Signal zum offenen Abfall, was wiederum den militärischen Zusammenbruch Oesterreichs zur unmittelbaren Folge hatte; sechstens waren damit auch die Tage weiteren Widerstandes für die Türkei gezählt und endlich, siebentens, stand Deutschland dadurch ohne Rücken- und Flankenschutz völlig isoliert da. Verhängnisvolleres konnte gar nicht passieren.

Für uns, in der O.H.L., war das Vorgehen Burians um so unbegreiflicher, als wenige Tage vorher Herr von Hintze in Wien gewesen war und mit Burian, wie wir glaubten, zu einer Verständigung des modus procedendi gekommen war.

Da Herr von Hintze sich durch den Schritt Burians gelähmt bekannte und die militärische Katastrophe von der Piave bis Konstantinopel sich vorzubereiten begann, der die politische notwendig bald folgen mußte, wurde die Frage, dem allzu ungleich gewordenen Ringen an der Westfront, wenn irgend möglich, bald ein vernünftiges Ziel zu setzen, für die O.H.L. drängend. Um so mehr, als sich zu diesem Mißgeschick nun auch deutlich anschwellende Alarmrufe aus der Heimat gesellten, die haltlose Schwäche, wie wir immer vorhergesagt hatten, glücklich bis an den Rand gewollten Zusammenbruchs geführt hatte.

IV. Teil.

Vom Waffenstillstandsangebot bis zum Zusammenbruch.

Die Besprechung am 29. September 1918 in Spa.

Am 14. August hatte der Feldmarschall ausdrücklich betont, er hoffe auf französischem Boden stehenzubleiben. Die Möglichkeit lag, wie wir gesehen haben, zweifellos vor, im Gegenteil, die Chancen für den Fortgang des Krieges waren noch immer gut.

Es gehörte nur eine feste Regierung nach Berlin, die Ordnung und Entschlossenheit schuf. Die Besprechung zeigte die Notwendigkeit einer solchen Regierung, und man hätte erwarten können, daß sie nunmehr eiligst gebildet würde. Es ist eine geradezu ungeheuerliche Tatsache, daß weder die Regierung irgend etwas in der festgelegten Richtung tat, noch der Kaiser eine neue energische Regierung bildete. Hertling und seine unentschlossenen Leute wurstelten weiter, von Tatkraft nicht eine Spur.

Die Lage hatte sich nun aber vom 13. August bis 29. September allgemein, besonders auch militärisch an der Westfront, verschlechtert; der nach Zahl und Moral unzureichende Ersatz, die Zermürbung der Geister durch die Lehren unserer Friedensapostel, die Uebermüdung und andauernden Kämpfe hatten das Heer so geschwächt, daß es bald hier, bald da nachgab. Freilich und zu unserm Glück: auch die feindliche Angriffskraft ließ nach!

Gelang es, in den November hineinzukommen, wo etwas Ruhe zu erwarten war, so konnte sich das Heer erholen, sammeln und dann war es möglich, im Frühjahr wieder fest dazustehn, — wenn es dann noch nötig war. Auch die Entente ging dem Ende zu.

Aber gleichwohl stand die Sache jetzt anders, wie am 13./14. August.

Die Besprechung an diesem 13./14. August hatte zwar die Anbahnung von Friedensverhandlungen in erster Linie behandelt und einen dahingehenden Auftrag gezeitigt. Aber es lag doch der Gedanke zugrunde, daß durch die zu ergreifenden straffen Maßnahmen eine Stärkung der inneren und damit auch der Heeresfront insoweit zu erzielen sei, daß wir im Fall der Ablehnung der Verhandlungen weiterkämpfen konnten bis zur Erlangung eines guten Friedens.

Jetzt, am 29. September, war bei uns in der O.H.L. die Hoffnung auf eine Stärkung der Heimat und auf energische Maßnahmen der Regierung auf ein Minimum geschwunden. Sieben volle Wochen waren im Land; Oesterreich war uns mit seiner Note „An Alle" in den Rücken gefallen, Bulgarien verräterisch abgesprungen, die Türkei zählte nicht mehr mit: und von unserer eigenen Regierung war auch nicht der allerbescheidenste Schritt nach außen erfolgt. Nach innen war erst recht nichts geschehen. Weder war das Volk auf den Ernst der Lage aufmerksam gemacht, noch an seinem Ehrenpunkt und Kraftbewußtsein erfaßt, noch der Versuch unternommen, den edlen Parteikram, wenigstens für die Dauer dieses entscheidungsernsten Stadiums, zu über-

winden, noch die Ersatzfrage aus dem Alltagstempo des Schema F gebracht. Nichts, gar nichts war getan.

Nur draußen an der Front sollten die so schmachvoll im Stich gelassenen Truppen Tag für Tag ihr Leben einsetzen, ihr Blut vergießen.

Ob man unter diesen Umständen bis in den Winter hinein hielt, wurde fraglich. So blieb der O.H.L. dann nichts weiter übrig, als nunmehr erneut und dringend die Anbahnung von Friedensschritten zu verlangen. Eine offene Frage blieb es dabei, ob im Fall einer, angesichts der verschlechterten Lage, zu erwartenden Ablehnung oder sonstigen Demütigung es noch möglich war, das Volk von jenem unheilvollen Irrwahn des Verständigungsfriedens zu heilen.

Hertling und Hintze erschienen in Spa; Hintze, der Mann fürs Auswärtige, brachte die Nachricht mit, im Innern sei die Parlamentarisierung nicht mehr aufzuhalten! Er redete von einer „Revolution von oben". Nur eine auf breitester Grundlage stehende neue Regierung, die das Vertrauen der Massen habe, könne es wagen, mit einem Friedensangebot zu kommen. Diese grundsätzlich versagende Regierung war also gerade stark genug für den mannhaften Entschluß gewesen, den Versuch zu machen, sich ihrerseits um die Verantwortlichkeit des Kommenden zu drücken. Wir wunderten uns, abgearbeitet, zerrieben und enttäuscht, wie wir waren, nicht; wir wunderten uns überhaupt über nichts mehr, was aus Berlin, das heißt: unserm Rücken kam und, wie der Ersatz, nicht kam.

Hintzes Vorschlag, richtig übersetzt, hieß einfach: Erfüllung des Gebots unserer Feinde: Demokratisierung, oder, noch richtiger, die wahre Sachlage deckender: Ueberantwortung der Staatsgewalt an planmäßig auf Umsturz hinarbeitende und international versippte und verführte Sozialdemokratie. Es war die Weisheit und Charakterleistung vom 9. November vorweggenommen.

Es war ein taktischer Fehler, daß Hindenburg und Ludendorff diese Vorschläge Hintzes, diese „Revolution von oben", als völlig unvereinbar mit ihrer Auffassung vom Königtum, nicht zum Vorwand nahmen, zurückzutreten. Der Rücktritt geschah dann aus prinzipiellen Gründen, auf Grund geschichtlichen Geschehens, durch politische Ursachen und auf Grund der Ueberzeugung, daß ein Parlamentsheer (mit parlamentarischem Hofkriegsrat, der von Cohn-Dessau ja schon angekündigt war) den Kraftproben auf keinen Fall gewachsen sein würde, die ihm in nächster

Zeit zugemutet werden mußten — kurz: ein solcher Rücktritt bot sich von selber und ausreichend motiviert dar. Hindenburg und Ludendorff taten den Schritt, der ihnen ein Meer von Schimpf und ein Heer von Geschichtsfälschungsversuchen ersparen konnte, nicht; sie blieben; aus Pflichtgefühl. Ihr Denken war anders „orientiert", wie das der Maßgebenden der Heimat.

Rückblickend muß ich jedoch offen sagen: es ist einfach nicht zu verstehen, daß wir alle auf diesen Sirenengesang reinfielen; der Kaiser so gut wie der Kronprinz, Hindenburg und Ludendorff so gut wie die Umgebung des Kaisers und der Reichskanzler. Hier liegt die Schuld! Vorher hätte man geben sollen und können, was recht und billig war, aber aus starker Hand. Sich in diesem Augenblick einer parlamentarisch-demokratischen Reichstagsmehrheit, deren Absichten und politische Verranntheit man kannte, hinzugeben, war absoluter Wahnsinn. Quos deus perdere vult, occaecat.

Zum Ueberfluß wurde als Kanzler, an Stelle des sofort zurücktretenden Hertling, nun noch der Prinz Max von Baden ausersehen, ein weicher, energieloser und wie so viele Fürsten von halbverstandener sozialer Gefühlsduselei angekränkelter Mann. Daß er sich von den Genossen hat einwickeln lassen und schließlich selbst der Betrogene war, kann ihn nicht entschuldigen. Seine Schuld am Zusammenbruch kann kein Ozean abwaschen.

Es war der Tag, an dem ich das Rennen verloren gab und gleichzeitig Ludendorff sagte, „nunmehr ginge es in der Heimat nicht mehr um den Krieg, sondern um seinen und des Kaisers Kopf". Ob er es geglaubt hat, weiß ich nicht. Uebrigens war ich nicht mehr gehört worden. Ich kam am 29. September mittags erst von Berlin zurück.

Ich war unschlüssig, was ich tun sollte. Ich konnte gehen, mich krank melden (es ging mir körperlich wie seelisch schlecht genug). Aber es konnte ja nur noch um Wochen gehen, dann mußte Ludendorff erledigt sein und sein Weggang war auch für mich der Zeitpunkt. Anders handeln hieß Fahnenflucht dem Mann gegenüber, dem ich Treue durch dick und dünn gehalten habe, auch wo ich anderer Ansicht war oder zurückgesetzt wurde. Für ihn und den Kronprinzen hatte ich gearbeitet, und mit ihnen für die Front, vor der ich stets und heute noch mit Bewunderung, ja Ehrfurcht das Haupt beuge. Was haben die Kämpfer

dort draußen geleistet und gelitten, und wie hat man es ihnen gedankt! Das Mitfühlen für und mit der Front, das zeichnete die beiden Männer aus und in dem Gefühl fand ich mich immer wieder zu ihnen!

Die Ereignisse überstürzten sich. Am 29. abends saß ich mit Frhr. v. d. Bussche nach dem Essen zusammen. Bussche äußerte seine Bedenken, daß Hintze oder ein anderer Staatssekretär in Berlin den Vertretern des Parlaments die Lage schildern solle. Er meinte, ich solle mitfahren. Mir stieg Ekel und Verzweiflung hoch. Ich lehnte ab — leider, denn ich kannte die Berliner Stimmung besser, wie er. Dort mußte endlich einmal Fraktur geredet, ihnen ein Spiegel ihrer Jämmerlichkeit vorgehalten werden.

So fuhr Bussche mit. Er sprach erst am 2. Oktober 1918 vor den Parteiführern des Reichstags und den Staatssekretären, unter Vorsitz des Vizekanzlers von Payer. Zwei Tage waren unnütz vergangen, trotzdem nun doch die Lage zu Entschlüssen drängte. Natürlich war es auch nicht gelungen, eine Regierung zu bilden, da die Berliner Demokratenzeremonien (Einholung des Einverständnisses des Großherzogs von Baden) dies „so schnell" nicht gestattet hatten.

Der Vortrag des Majors v. d. Bussche [1]) war sachlich zutreffend. Er schätzte vielleicht die Tankgefahr etwas zu hoch ein. Die Ersatzfragen bewertete er richtig, aber er unterließ es leider, zu sagen, wen die Schuld träfe. So war der Eindruck tatsächlich anders, wie erwartet, und entsprach in keiner Weise dem Verhalten ernster und ihrer Verantwortung bewußter Männer.

Es brach eine Panikstimmung aus, die eigentlich schlecht zu dem so gut gespielten Vertrauen auf den uns erwartenden, hochethischen „Verständigungsfrieden" paßte, und weit schlimmer noch als das alles war, daß eine Stunde nach Bussches Vortrag (zu dessen Geheimhaltung sich die Hörer vorher feierlich verpflichtet hatten) ganz Berlin voll von den ungeheuerlichsten Gerüchten war. Wie man annehmen konnte, daß Sozialdemokraten, Polen, Elsässer und Dänen das Geheimnis wahren würden, ist allerdings unklar, der „Defaitismus" war doch ihr blühender Weizen. Schon damals wurde die Hoffnung, das Volk noch einmal aufrufen zu können, wenn der Feind unerfüllbare Bedingungen stelle, von den Klarsehenden begraben.

1) Wortlaut vgl. meine Broschüre „Der Irrwahn des Verständigungsfriedens". Verlag August Scherl 1919, bzw. Urkunden Seite 535 ff.

In der Nacht vom 5./6. Oktober 1918 — eine volle, ausschließlich mit Berliner Palaver angefüllte Woche nach dem Entschluß — ging die Note[1]) an Wilson heraus: sie verspricht nicht dem Wortlaut aber dem Geiste nach, der dahinter stand, den Beginn der Kapitulation.

Zwei Dinge sind hier noch erwähnenswert. Es ist von vielen Seiten behauptet worden, die O.H.L. habe am 29. September Waffenstillstand innerhalb 24 Stunden verlangt. Das ist natürlich Unsinn. Die Lage am 24. September und den folgenden Tagen war gespannt, aber nicht übermäßig, sie hätte ein solches Verlangen nicht gerechtfertigt. Ferner aber wußte jedes Kind, daß innerhalb 24 Stunden diplomatisch nichts zu erreichen war, und gewiß schon nicht mit unserm Auswärtigen Amt. Dann hätte die O.H.L. selbst mit Foch den Waffenstillstand verhandeln müssen.

Richtig ist, daß die O.H.L. gedrängt hat, zum Entschluß zu kommen. Trotzdem wurde es der 5. Oktober 1918, ehe das Angebot an Wilson ging. Das Drängen war also mehr wie berechtigt und hat überdies uns leider nicht einmal geholfen.

Zweitens ist behauptet, die O.H.L. hätte sich mit den 14 Punkten Wilsons einverstanden erklärt. Das stimmt nicht, sie waren sogar dort als undiskutabel angesehen worden. Ich weiß noch, daß ich als der erste, nach Besprechung mit führenden Männern der Industrie, empfahl, die 14 Punkte doch nicht einfach abzuweisen, sondern sie als Grundlage für Verhandlungen anzuerkennen. Denn irgendwie mußte doch bei einem Herantreten an Wilson auf die 14 Punkte eingegangen werden, und wenn auch uns allen damals die polnische, die Danziger, ja auch die Elsaß-Lothringer Frage in der Wilsonschen Form unannehmbar schien, so war es die „Freiheit der Meere" und die „Freiheit der kleinen Nationen" für die Engländer ebenso. Sie konnten gar nicht darauf eingehen.

Daß man die Dummheit machen könnte, unserseits die 14 Punkte anzuerkennen, dem Gegner aber die Beseitigung der ihm nicht zusagenden Punkte zuzugestehen, konnte man nicht annehmen. Das ist lediglich „ein Verdienst" der politischen Leitung, die, glaube ich, die 14 Punkte in ihrem wahren Sinne niemals erfaßt hat.

Freilich, daß Wilson sich von Engländern und Franzosen die ihnen nicht passenden Punkte ausstreichen und die gegen uns gerichteten ver-

1) Wortlaut s. Urkunden 535 Zeile 2 v. o.

schärfen ließ, das war Schwäche; aber eine Schwäche, die erst nach dem 9. November fühlbar wurde und ohne diesen Tag nicht denkbar war. Wir stehen aber wiederum vor unserer eigenen schweren Schuld, denn wir haben Wilson die Rolle des arbiter mundi zerstört, indem wir im November-Dezember unser Heer zertrümmerten. Ich komme darauf zurück (vgl. Seite 280).

Mentalität des Kriegskabinetts im Oktober 1918.

Ehe wir den Notenwechsel mit Wilson betrachten, muß man die Mentalität des „Kriegskabinetts" des Prinzen Max näher betrachten, da sonst die Handlungsweise einfach irrsinnig erscheinen würde.

Das „Kriegskabinett" führt seinen Namen mit absolutem Unrecht, denn es war (unter dem Druck der Sozialdemokraten, dem auch Zentrum und Freisinn nachgaben) ein Kabinett für „Frieden um jeden Preis".

Dieser Friede war angeblich der zielbewußte Wille des Proletariats. In Wirklichkeit stand es so, daß dem Proletariat, d. h. den sozialdemokratischen Arbeitern durch seine Führer oder vielmehr Verführer seit über Jahresfrist aufgebunden war, „unsere Feinde würden sich mit uns gern und billig verständigen. Nur müsse hierbei die Monarchie und der Militarismus fallen. Unter der Herrschaft des Proletariats würde dann die internationale Verbrüderung und Menschheitsbeglückung kommen". Selbst bei gutem Willen war es kaum noch möglich, diese Massenhypnose zu beseitigen.

Aber konnten Ebert und Scheidemann, die den Prinzen Max in der Tasche hatten, denn überhaupt diesen guten Willen haben? Das war doch ausgeschlossen, denn das hieß ja, ihre 30 jährigen Träume von der Herrschaft der Sozialdemokratie aufgeben; aufgeben, nachdem sie die Erfüllung endlich in greifbarer Nähe sahen. Nein, es ist kein Zweifel, sie wollten Frieden um jeden Preis, sie mußten ihn wollen, wenn sie nicht selbst sich opfern wollten.

Man kann eben, mit Bismarck zu reden, „die Wucht von 40 Millionen, einmal in Bewegung, nicht anhalten, wo man will". Rast erst die See, so ist ein Opfer nicht mehr zu umgehen, und findet sich kein anderes, so triffts, die Beispiele sind häufig, die agents provocateurs selber. Sie, die Herren sozialdemokratischen Führer nämlich, hatten überdies um so

weniger eine Wahl, als hinter ihnen bereits die Haase, Barth, Ledebour, Cohn, Zietz mit Stöcken und Prügeln drohten, falls die Ebertiner und Philister etwa noch taktischen Verrat versuchen sollten.

Neben dieser Zwangslage ist die Frage völlig müßig, ob sie wirklich nicht geahnt haben, was für ein Friede uns drohte. Hieran ändert nichts, daß Reichskanzler und Reichstagspräsident in den ersten Oktobertagen starke, kraftvolle Reden [1]) gehalten hatten. Sie waren an der Reichstagsmehrheit wirkungslos verpufft.

Es mag in der Hoffnung auf einen gerechten Frieden manchem Demokraten und Sozialdemokraten erhebliche Selbsttäuschung zugestanden werden. Uebrigens war ja ein solcher Frieden auch trotz Allem damals noch möglich; aber nur durch wirkliche Kampfbereitschaft und Festigkeit. Denn der „Friede", wie er nachher wirklich wurde, ist nur durch die alles zerstörende, selbstzerfleischende Revolutions weiterführung, die Heereszertrümmerung und eine Häufung diplomatischer Ungeschicklichkeiten möglich geworden. Hier aber, wie auf dem Gebiet des „Defaitismus", der Verständigungsphraseologie, des „Militarismus", der Machterweiterung des Reichstags, verstrickt sich die Schuld der keineswegs einwandfrei deutsch geführten Bourgeoisdemokratie unlösbar mit der der roten Arbeiterdemokratie. Leider hat bis heute nur der damalige Staatssekretär und spätere Parlamentsminister Haußmann den seelischen Mut und Anstandsdrang besessen, in der Nationalversammlung klar zu bekennen, daß er sich getäuscht habe und fühle, und, wenn er geahnt hätte, was aus der Oktobersaat würde, anders gehandelt hätte.

Ereignisse nach dem Waffenstillstandsangebot.

Nur wenn man die Mentalität und die politische Unfähigkeit des Kriegskabinetts richtig einschätzt, kann man die Verhandlungen mit Wilson und die nachfolgenden Ereignisse, vom Waffenstillstand bis zur Revolution, überhaupt verstehen.

Die Panikstimmung in Berlin nach dem Vortrag des Majors v. d. Busche war selbstverständlich noch vor der ersten Note an Wilson in der Welt bekannt geworden. Und trotzdem traute man bei der Entente der Sache nicht. Es war klar, daß die Angriffsbewegung Fochs nicht

1) Vgl. Urkunden Seite 575. Der Widerspruch zwischen Rede und Tat ist überaus lehrreich.

unbeschränkt mehr weiter ging und daß ein immer noch stattlicher Teil des deutschen Heeres zum Widerstand entschlossen und fähig war. Sollte Wilson auf unsere Note mit beiden Händen zupacken? Das wäre wenig staatsklug gewesen, hätte die Schwäche der Entente eingestanden und widersprach der jedem Amerikaner im Blut liegenden Lehre vom „Bluff".

Und so kam denn tatsächlich eine Bluffnote[1]) als Antwort, die lediglich als Fühler zu betrachten war, wie die Dinge tatsächlich lagen. Wenn darauf damals eine kraftvolle Willensäußerung des deutschen Volkes, des Reichstags und der Regierung erfolgt wäre, ein klares: „Nein, so haben wir nicht gewettet und eine solche Nasführerei hätten wir von dem Vertreter eines großen Volkes nicht erwartet", so wäre zunächst auf jeden Fall ein moralischer Gewinn, eine seelische Rückensteifung für Deutschland erreicht gewesen. Dieser moralische Gewinn wäre aber in der Lage, in der wir waren, gleichzeitig auch ein positiv-politischer mit starker Rückwirkung auf die Front gewesen. Damit ward Raum für eine würdige Weiterführung der Verhandlungen. Das „Kabinett der nationalen Verteidigung", der — um das blöde Wort zu gebrauchen, das die Recken damals im Munde führten — „levée en masse", beliebte anders.

Eine seiner ersten Taten war, daß es die eben aufgelegte Kriegsanleihe als überflüssig ablehnen ließ; eine Handlung, die eine völlige Desavouierung der Reden des Reichskanzlers und Reichstagspräsidenten war. Als man nach Tagen die katastrophale Wirkung im In- und Ausland sah, wurde der Anleihebetrieb „eindruckshalber" wieder aufgenommen. Die Entente aber wußte nun, wie es mit wirklicher Entschlossenheit stand.

Unsere Antwort an Wilson selbst war kümmerlich. Es ist nicht möglich, daß Wilson nach ihr nicht klar sah, von Clémenceau und Lloyd George gar nicht erst zu reden. Drüben organisierte sich der politische Aufmarsch; bei uns der politische Abbau.

Die zweite Note Wilsons vom 14. Oktober 1918[2]) war denn auch entsprechend schärfer. Sie spricht (etwas unklar) von ungesetzlicher und unmenschlicher Taktik der Kriegführung, denen zuvor ein Ende zu machen sei, und sie verlangte, in noch pythischeren Worten, Bürgschaften für die Durchführung des Friedens durch eine entsprechende Umbildung unserer Verfassung. Schließlich trennte sie richtig die Friedens- und Waffenstillstandsverhandlungen und verwies die letzteren ebenso richtig an die militärischen Instanzen.

1) Vgl. Urkunden S. 546. 2) Vgl. Urkunden Seite 553.

Bezeichnend für den Unverstand der Regierung und die völlige Verwirrung des Volkes war, daß diese zweite Antwort tatsächlich Schrecken und Bestürzung hervorrief. Hatte man etwas anderes erwartet? Immerhin, die Regierung erkannte, daß jetzt die Entscheidung nicht zu umgehen war, daß es um „Kapitulation" oder „Fortführung des Krieges" unter Zusammenfassung der gesamten Volkskraft ging.

Die Kapitulation der Regierung nach der 2. Wilsonnote.

Noch am 16. Oktober[1]), d. h. also sofort nach Eingang[2]) der zweiten Wilsonnote, legte sich das Kriegskabinett, ohne die O.H.L. zuzuziehen, in seiner Stellungnahme fest. Herr Scheidemann hat dort klipp und klar ausgesprochen, daß „keine Neigung mehr im Volke sei, einen Finger krumm zu machen, um den ‚Kaiser' zu halten". Das war eine Unverschämtheit und Unwahrheit, außerdem ein Treubruch. (NB. meinte er die Monarchie, denn schon damals lehnten die Mehrheitsparteien eine Nachfolge des Kronprinzen ab. Den Herren ging es eben nunmehr unverhohlen ums Ganze.) Ferner hatte Herr Scheidemann erklärt, „der U-Bootkrieg müsse sofort aufhören, die paar Schiffe, die man noch versenke, kämen nicht in Betracht". Es fehlte ihm also offenbar jeder Maßstab für die tatsächliche Lage beim Feinde.

Das tollste aber war, daß „es für die am 14. Oktober (noch vor Bekanntwerden der zweiten Wilsonnote) von der O.H.L. angeregte Propaganda zur Aufrüttelung des Volkes noch nicht an der Zeit sei. Es ist kaum zu fassen! Das Volk, mit Ausnahme der Verführer und Verführten, wartete auf eine starke Handlung der Regierung und diese unterließ alles aus fadenscheinigen Gründen.

Dagegen wurde die Heranführung von Truppen aus dem Osten nach dem Westen diskutiert, — welche unglaubliche Unkenntnis und Unfähigkeit. War das Kriegskabinett wirklich so unwissend, daß es einen Umschwung der Lage durch die Osttruppen für möglich hielt? Und wie töricht mußte dann die O.H.L. sein, die diesen Gedanken nicht eher erwogen hatte?

Die Kapitulation war also am 16. Oktober in der Regierung beschlossen, die für den 17. vorgesehene Sitzung des Kriegskabinetts mit der O.H.L. konnte daran nichts ändern.

---

1) Vgl. Urkunden Seite 554.

2) Angesichts der sonstigen „Eile" der Regierung ist dies besonders beachtenswert.

Die Sitzung des Kriegskabinetts mit Ludendorff am 17. Oktober 1918[1]).

In dieser Sitzung versuchte nun die Regierung die Verantwortung der O.H.L. zuzuschieben, verlangte insbesondere positive Angaben, „wie lange das Heer noch halten könne". Wie sollte ein Mensch das angesichts des absoluten Defaitismus und Friedenswillens der Heimat beantworten?

Trotzdem erklärte Ludendorff sehr weitgehend, daß „er einen Durchbruch für die nächsten Monate nicht fürchte!" Das hieß klar: Wir können weiter kämpfen, wenn die Heimat uns half. Und daß diese helfen konnte, ergab die gleichzeitig erfolgende Feststellung des Kriegsministers, daß er auf einmal 600 000 Mann, dann für die nächste Zeit laufend 100 000 Mann monatlich geben könne. Der Ersatz reichte demnach noch bis September 1919. Der Kriegsminister sagte weiter, mit Foch zu verhandeln wäre noch nicht Zeit, das wäre ein Eingeständnis der Niederlage.

Man bedenke nun: im Juni wollten wir 200 000 Mann einmalig mehr, damit hätten wir es geschafft, hätten Villers-Cotterets und wahrscheinlich auch den 8. August nicht erlebt. Wir haben sie damals, wo sie Entscheidnng bringen konnten, nicht bekommen. Und jetzt, am 17. Oktober, war die Ersatzlage an sich günstig, aber die Front hatte nichts erhalten!

Die Stimmung in der Heimat und in den Ersatztruppen wurde auch erörtert, aber bezeichnenderweise erst auf Anregung Ludendorffs. Er verlangte Auffrischung der Heimat. Sein Appell verhallte ungehört. Es war Herrn Scheidemann und Genossen sehr angenehm, daß die Stimmung so schlecht zu Hause war. Die Herrn standen ja vor ihrer eigenen Ernte, deren Aussaat und Pflege sie sich genug hatten kosten lassen.

Von Interesse war dann noch die Feststellung des Admirals Scheer, daß wir die Fertigung der U-Boote (NB. handelte es sich von da ab sehr erheblich um U-Kreuzer von 3000 Tonnen, also die stärksten Typen) verdoppeln, vielleicht verdreifachen könnten. Scheer betonte auch richtig, daß der Verlust der belgischen und Mittelmeer-U-Boothäfen keinen Einfluß habe.

1) Vgl. Urkunden Seite 556.

Die andern Punkte, wie Truppenzahl im Osten, Ernährungslage mit und ohne Ukraine, waren an sich unerheblich; sie änderten an dem Bilde nichts, daß Widerstand noch mit Aussicht auf Erfolg möglich war, wenn die Heimat wieder Haltung gewann.

Fast unglaublicherweise war dem General Ludendorff über die Sitzung am 16. Oktober nichts bekanntgegeben, sonst hätte er wohl die reinliche Scheidung der Geister herbeigeführt, statt sich auf Auskünfte und Bitten zu legen. Immerhin hatte die Feststellung des Generals Ludendorff, daß weiterer Widerstand möglich war, so starken Eindruck bei den bürgerlich gesinnten Staatssekretären hinterlassen, daß Gröber und Haußmann dem General geradezu persönlich dankten; sogar den Sozialisten wurde unbehaglich, ob sich die Volksstimmung nicht vielleicht von selbst noch gegen Wilson empören würde.

Aber die sozialdemokratische absichtliche Flaumacherei war nur allzubald (am 19. Oktober) wieder obenauf, als Ludendorff weg war. In dieser Stimmung verfaßte das Kriegskabinett die Antwort auf die zweite Wilsonnote. Es geschah ohne die O.H.L., aber man versuchte doch auch, sich die Zustimmung der O.H.L. zum Abbruch des U-Bootkrieges zu sichern. Es war ein ebenso durchsichtiger wie heimtückischer Gedankengang. Lehnte die O.H.L. ab, so konnte sie den Arbeitern als Kriegsverlängerer und Friedensfeind hingestellt werden, stimmte sie zu, so war es klar, daß auch die O.H.L. das Spiel verloren gab und der Zusammenbruch nicht mehr aufzuhalten war. Und die Schuld lag dann natürlich bei der O.H.L. Ludendorff wollte seine Zustimmung versagen, auf Anraten des Majors von H. bat ich ihn, er solle erklären, die O.H.L. trage für die Friedensaktion nicht die Verantwortung, lehne daher auch die Stellungnahme ab. General Ludendorff hielt ein derartiges Ausweichen für unaufrichtig. So sehr glaubte er auch damals noch, es mit entschlußfähigen und -willigen Leuten zu tun zu haben.

So stellte seine Antwort klipp und klar fest, daß das Aufgeben des U-Bootkrieges die Kapitulation ohne jede Gegenleistung bedeute. Die Regierung war enttäuscht, der feste Ton der Antwort machte es ihr auch unmöglich, die O.H.L. vor dem Volk zu diskreditieren. In ihrer Rat- und Entschlußlosigkeit drohte sie mit Abdanken und holte

dann von demselben Kaiser, den sie aller Rechte entkleidet hatte, eine Stellungnahme ein. Welcher Wirrwarr in diesen Hirnen? Der Kaiser wählte den Weg der Schlaffheit und trat der Regierung bei. Die O.H.L. war ausgeschaltet!

Es muß hier übrigens bemerkt werden, daß tatsächlich nur die Regierung, d. h. das Kriegskabinett, die Verantwortung trug. Denn Friedensschritt und Verhandlungen waren an sich, so gut wie die Kriegserklärung, stets Sache der Regierung bzw. des Reichskanzlers.

Innerpolitische Vorgänge nach Bildung des Kriegskabinetts.

Um der Regierung eine demokratische Färbung zu geben, war Prinz Max daran gegangen, die „Reichstagisierung" und Demokratisierung der Verfassung schleunigst durchzuführen. Es würde zu weit führen, den ganzen Unsinn im Zusammenhang aufzuführen, aber daß es in dieser Stunde Unsinn und Verbrechen war, muß ausgesprochen werden.

Statt daß ein starker Wille herrschte, gab man dem Willen der Mehrheitsparteien die Entscheidung, d. h. der Parteien, die den Kriegs- und Siegeswillen zielbewußt gebrochen hatten. Jetzt rächte es sich, daß die Bundesstaaten, Bismarcks oft und eindringlich wiederholter Beschwörung zuwider, die Berliner Zentralisierungstendenzen seit langem zu üppig hatten wuchern lassen. Denn Reichstagisierung (Parlamentarisierung ist ein fürs alte Reich falscher Ausdruck), Demokratisierung, Zentralisierung der Regierung sind lediglich Synonyme, mindestens aus dem Verhältnis gegenseitiger Bedingtheit nicht zu lösen, von der Mediatisierung der einzelstaatlichen Hoheitsrechte nicht zu trennen.

Im übrigen fing die Reichstagisierung praktisch mit einem Personalbankerott ersten Ranges an. Unter den Auserwählten, aber nicht Berufenen, war auch nicht eine über das bescheidenste Dutzendmaß hinausragende Intelligenz oder starke Persönlichkeit. Dazu kam, daß keine irgendwie geartete Wollensgemeinschaft die aus den Fraktionen Zusammengesiebten verband, neben dem Thronprinzen Max der Marxistenapostel Scheidemann marschierte, neben dem frommen Katholiken Gröber der Freisinnslogenbruder Payer ging, und daß sie alle, mit Goethes scharfsichtigem Fiedler zu sprechen, nur der gegen die O.H.L. ohne Unterlaß gequälte Dudelsack einte.

Schlimmer aber als alles wirkte die Unterstellung der Militärgewalt in der Heimat unter die Zivilgewalt. Damit unterstand der preußische Kriegsminister — der ja in gewissem Sinn während des Krieges Reichskriegsminister war — nunmehr auch in rein militärischen Dingen dem Kriegskabinett. Diese Loslösung der militärischen Funktionen von der Person des Kaisers als Obersten Kriegsherrn gaben dem Sozialismus die Bahn frei und nahm namentlich dem schwächlichen Kriegsminister das letzte bißchen Rückgrat gegenüber dem Umsturz, dessen Geburtswehen tatsächlich mit diesem Sturm auf die Reichsverfassung begannen.

Die an sich unentschuldbare Maßregel, die leider die kaiserliche Sanktion erhielt, war aber zudem die Ursache einer völligen Verwirrung aller Begriffe der militärischen Unterstellung.

Schon im Frieden hatte sich der Brauch herausgebildet, daß Anordnungen des Kriegsministeriums von den kommandierenden Generalen als Befehle angesehen wurden. Das war schließlich erklärlich, da der Minister für die Schlagfertigkeit des Heeres verantwortlich war und anderseits das Heer im Parlament vertrat. Jedenfalls warteten die stellvertretenden kommandierenden Generale im Kriege fast grundsätzlich Befehle und Entscheidungen des Kriegsministers ab, denn wer das nicht tat, hatte zu erwarten, daß er bei dem geringsten Konflikt mit den Sozialdemokraten (bei Streiks usw.) auf Vortrag des Ministers durch das Militärkabinett seiner Stellung enthoben wurde. Man hatte so künstlich alle höheren Befehlshaber zu willenlosen Puppen gemacht.

Die militärischen Befehlshaber lebten also, stets und überall im Stich gelassen, in richtiger Angst vor dem Parlament oder besser dem in ihm herrschenden Geist des Todfeindes der Monarchie, der Demokratie. Hatten sie das schon vor 1914 getan, so war es jetzt noch mehr der Fall.

Man hätte annehmen sollen, daß diese riesengroße Gefahr endlich der Umgebung des Kaisers die Augen geöffnet hätte. Keineswegs! Ein Versuch von meiner Seite, einen stellvertretenden kommandierenden General durch seinen Chef — einen hervorragenden Mann — zu veranlassen, persönlich beim Kaiser vorstellig zu werden, scheiterte. Er glaubte dazu der Zustimmung des Ministers zu bedürfen, und dieser — ein geborener Elsässer und Demokrat — hätte natürlich nicht eingewilligt.

Am merkwürdigsten ist und bleibt, daß der Kaiser selbst sich nicht

einen Augenblick daran erinnert hat, daß seine tatsächliche Macht nur in seiner Stellung als König von Preußen lag. Weshalb hat er sich nicht einmal an sein Preußen gewandt? Wußte er nicht, welche Kraft in diesem Lande lag? Es scheint nicht so, und er war daher schon Mitte Oktober aus eigenem Entschluß ein machtloser Mann. Ob er noch da war und den Kaisertitel führte war politisch schon gleichgültig.

Aber militärisch hatte er noch Geltung als „Oberster Kriegsherr", als Befehlshaber des Feldheeres, und da lag die Kraft und Möglichkeit, dem ganzen Hexensabbat von Irrsinn und Verbrechen ein Ende zu bereiten. Aber er wollte nicht hören, übrigens war ja seine ganze Umgebung, einschließlich des Feldmarschalls von Hindenburg, weit ab, dem Kaiser zur Tatkraft zu raten. Und Ludendorff hatte weniger Einfluß auf ihn denn jemals.

Die 3. Wilsonnote am 23. Oktober 1918[1]).

Die Antwort auf die zweite Wilsonnote war, wie oben erwähnt, mit dem Zugeständnis der Kapitulation hinausgegangen. Prompt kam die Antwort, die nur einen Narren überraschen konnte. Immerhin war sie in Form und Ton reichlich unanständig und des großen amerikanischen Volkes unwürdig. Sie forderte, wenn man von den Floskeln absieht, bedingungslose militärische Kapitulation mit dem ausgesprochenen Endziel, jeden neuen Widerstand unmöglich zu machen und dadurch die Durchführung jedes der Entente genehmen Friedens zu ermöglichen. Es war nicht einmal mehr von den 14 Punkten die Rede.

Man muß diese Noten von verschiedenen Seiten betrachten, von dem Standpunkt des Verfassers und von dem des Empfängers.

Wilsons Zwangslage.

Man hat Wilson in Deutschland auf das schwerste beschimpft, ihm Lüge, Treubruch, Hinterhältigkeit vorgeworfen. Zum großen Teil mit Unrecht! Sicher ist, daß er keine feste, in sich geschlossene Natur und noch weniger ein über abstraktes Theoretisieren hinausgelangter Politiker war. Statt dessen steckte in ihm ein altjüngferlich doktrinärer Moralapostel und

1) Vgl. Urkunden Seite 576.

vielleicht auch, wie in Robespierres enger Geisteskapsel, die Ueberzeugung, zu einem Schiedsrichter der Welt, dem Herold einer neuen Weltordnung, berufen zu sein.

Wilson hat persönlich den Krieg gewollt! Hat er es, weil er wirklich der Ansicht lebte, daß die Deutschen „Hunnen", Räuber und Mörder waren, die man vernichten müsse? Wenn „ja", so ist es unentschuldbar. Er hätte sich Klarheit schaffen müssen, weil er es konnte, und durfte nicht, wie ein kleiner Spießbürger, darauf hineinfallen. Da er aber den Pressefeldzug der Lüge gegen Deutschland tatsächlich geduldet hat, muß man annehmen, daß er die Greuelmärchen selbst geglaubt hat. Dann handelte er also wenigstens in gutem, wenn auch leichtfertig falschem, Glauben.

Hat er aber gewußt, daß die Deutschen zu Unrecht verleumdet wurden und hat er trotzdem zum Krieg gegen sie doch getrieben, so läge eine ungewöhnliche Unaufrichtigkeit vor. Sie würde gleichwohl politisch berechtigt sein, denn dadurch, daß er Amerika in den Krieg hineintrieb, hat er es für den unausbleiblichen Kampf um seine Großmachtstellung [1]) vorbereitet. Das bleibt in gewissem Sinne sein Verdienst, auch wenn dadurch sein Heiligenschein stark verblaßt.

Aber weiter, Wilson hat in Amerika den Krieg volkstümlich gemacht, indem er an die idealen und edlen Seiten des belogenen Volkes appellierte. Es war ein „Kampf des Rechts, der Sitte, der Menschlichkeit und Freiheit gegen Gewalttätigkeit, Militarismus und Absolutismus", für den Amerika seine Söhne hingab. Wie es belogen ist, wie sehr es sich geirrt hat, wie blind es dem derbknochigen Imperialismus der Engländer, wie dem Chauvinismus und dem Dünkel der Franzosen zum Siege verholfen hat, wird ihm hoffentlich einmal klar werden [2]). Hat je ein Volk aus suggerierter Parteinahme dem Unrecht wirksameren Vorschub geleistet! Und daran trägt unzweifelhaft Wilson die Schuld! Ob er sich ihrer bewußt war, ist an sich gleich.

1) Ob Wilson dabei selbständig oder im Auftrag des Großkapitals gehandelt hat, ist für uns gleichgültig, wahrscheinlich ist wohl, daß das Kapital ihm den politischen Weg vorgezeichnet hat, indem es geschickt auf seine theoretischen Phantastereien einging.

2) Vorläufig ist wenig Aussicht! Wilson und seine Hinterleute werden eine solche Klarstellung mit allen Mitteln zu verhindern suchen. Und bei uns hat die bürgerliche und proletarische Demokratie ebenso wenig Interesse, diese Klarstellung, die eine Rechtfertigung des alten Regimes bedeuten würde, herbeizuführen.

Schlimmer war noch, daß er politisch sich und Amerika nicht die Führerrolle gesichert hat. Sein abstrakt-konstruktives, eminent unpraktisches Denken zeigt sich am besten in seinen „14 Punkten". Der Krieg drohte für die Entente übel auszugehen, Amerika wurde das Zünglein an der Wage, es konnte von der Entente verlangen, was es wollte, konnte einen Verständigungsfrieden befehlen, — denn Deutschland war auch auf dem Höhepunkt seiner Erfolge dazu bereit.

Statt dessen kam Wilson mit 14 Punkten, die geschichtlich, politisch, wirtschaftlich und militärisch eine Illustration zu Goethes Wort lieferten: „Nichts ist schrecklicher als eine tätige Unwissenheit." Immerhin: sie stellten wenigstens eine Verhandlungsbasis dar, denn im ganzen waren sie für keine der Parteien annehmbar. Aber nun geschah das Unglaubliche! Als es zum Notenwechsel kam, trat Wilson mehr und mehr als Gegner auf, der zuletzt seine eigenen 14 Punkte nicht mal mehr erwähnte, sondern glatte Kapitulation forderte. War er so unaufrichtig, oder ist er von Lloyd George und Clémenceau dazu gezwungen. Ich glaube das letztere; denn die Lage hatte sich geändert! Deutschland zeigte plötzlich eine solche Schwäche, daß Amerika nicht mehr der arbiter mundi war. England und Frankreich brauchten diesem zusammenbrechenden Deutschland gegenüber Amerika kaum noch, und so vergewaltigten sie Wilson.

Sie konnten es auch ruhig wagen, denn ein Abspringen Amerikas war, nachdem es solange gegen Deutschland aufgepeitscht war, nicht zu befürchten. So blieb Wilson nur übrig, sich, unter Wahrung des angemaßten Scheins, zu fügen oder zurückzutreten und damit allerdings seinen Irrtum einzugestehen. Diesen moralischen Mut hat er nicht besessen. Aber die Schuld an Wilsons Stellungsänderung liegt bei den Deutschen, d. h. beim Parlament und Kriegskabinett.

Hilflosigkeit der deutschen Regierung und Standpunkt der O.H.L.

Bezeichnenderweise hat man während des ganzen Notenwechsels nie die Lage der Gegner und ihren Geistes- und Seelenzustand in Betracht gezogen. Man nahm die Worte, wie sie waren, — war entsetzt und gab nach. Was Wunder, daß der Gegner seine Forderungen erhöhte.

Auf die zweite Wilsonnote (vom 15. Oktober) hätte die Regierung, nachdem sie einmal sah oder, richtiger, hätte sehen müssen, wohin Wilsons Reise ging, und nachdem sie weiter durch die Sitzung vom 17. Oktober gesehen hatte, daß Widerstand noch weitgehend möglich war, unbedingt jetzt endlich antworten müssen: „Ihr habt gelogen und uns eingeseift, wartet jetzt, was Deutschland noch vermag." Das hätte im Ausland gewirkt und, auch im Inland.

Aber das Kriegskabinett konnte eben, wie schon oben gesagt, solchen Ton gar nicht anschlagen, ohne zurückzutreten und einzugestehen: wir d. h. wir Sozialisten und Demokraten, haben Euch, das Volk, irregeführt mit unserer Friedensduselei, es gibt keinen Frieden, sondern Kampf bis aufs Messer. Aber solcher Regung waren diese, die schon die Sensen für ihre Ernten dengelten, nicht fähig, sonst hätten sie ja schon vorher anders gehandelt. Feigheit, Parteidoktrin und persönlicher Machthunger haben gesiegt.

Bei der O.H.L. schlug die dritte Wilsonnote durch. Ein scharfer Protest ging an das Heer (24. Oktober 1918, abends), überall wohin er kam, mit Jubel begrüßt. Leider kam er nicht zur vollen Auswirkung. Denn er wurde sofort zurückgezogen, als bekannt wurde, daß die Reichsleitung die Kapitulation annehme.

De- und wehmütig bettelten wir um Waffenstillstand und Frieden! Aber auch jetzt noch ließ uns die Entente noch etwas zappeln, wollte mit Recht das deutsche Volk erst ganz in sich zerrissen und entmannt sehen, bis es willen- und ehrlos am Boden lag. Denn noch immer hielt draußen das Heer, und man war nicht sicher, wie es sich stellen würde, solange Ludendorff an seiner Spitze stand.

Folgen der Demokratisierung.

Die Demokratisierung hatte die tatsächliche Macht im Reich in die Hände der Reichstagsmehrheit und des Kriegskabinetts, d. h. letzten Endes in die Hände der Sozialdemokraten gelegt. Die paar Demokraten taten teils in Unverstand mit, teils ließen sie sich, wie Max von Baden und Payer, was sie aber nicht entschuldigt, täuschen. Scheidemanns, Eberts und ihrer Genossen Ziel war Beseitigung der Monarchie und Herrschaft der internationalen Sozialdemokratie. Ehe aber diese Forderung erhoben wurde, mußte Ludendorff weg. Von

Hindenburg erwartete man keinen Widerstand, „mit dem alten Herrn würde man schon fertig werden". Diese Aeußerung ist wörtlich gefallen.

Als unmittelbare Folgen der sozialdemokratischen Machtgier traten nun folgende Ereignisse ein.

a) Ludendorffs Verabschiedung.

Am 24. Oktober 1918, nachmittags, kamen Hindenburg und Ludendorff von Spa in Berlin an; ich selbst befand mich seit dem 22. schon dort. Ich meldete mich auf dem Bahnhof und, sobald ich konnte, sagte ich dem General, daß es nun endgültig um seinen Kopf ginge. Er nickte ernst. Kurz darauf fuhr er mit Hindenburg zum Kaiser, von wo er nach einiger Zeit zurückkam. Der Kaiser war ganz freundlich gewesen.

Abends war eine Besprechung mit Vertretern des Kriegskabinetts, wo Ludendorff erkannte, daß er für dieses als erledigt galt. Am nächsten Morgen war erneut Vortrag beim Kaiser. Der Kaiser begrüßte die Herren kühl. Ein kurzer Vortrag Ludendorffs und dann folgte der weltgeschichtliche Augenblick von Ludendorffs Entlassung. Ueber die Einzelheiten ist heute noch nicht Zeit zu schreiben, verlorengehen sollen sie der Geschichte nicht, da sie in all ihrer Kürze ein klares Bild von der Denkweise und dem Charakter des Kaisers, Hindenburgs und Ludendorffs geben.

Eine Stunde später rief Ludendorff seine Getreuen zu sich. Ruhig und stolz erklärte er uns mit einem knappen Satz, daß er verabschiedet sei. Für mich war es nicht überraschend, trotzdem war ich tief erregt. Es war das Ende!

Ich ging weg und meldete mich krank. Jetzt konnte auch ich mit gutem Gewissen das Feld räumen. Der Krieg und die Monarchie war mit dem Rücktritt des Feldherrn verloren.

Ich muß hier ein Erlebnis einschalten. Kurz nach Bildung des Kriegskabinetts hatte Prinz Max von Baden an Ludendorff das Ansinnen gestellt, mich und zwei andere Abteilungschefs zu entlassen, weil das Kabinett an uns Anstoß nähme. Ludendorff lehnte es (ich kann nur sagen: leider) ab; er hielt denen, die ihm ergeben waren, auch in dunkler Stunde die Treue. An sich wäre es mir natürlich lieber gewesen, wenn ich schon damals gewaltsam von einem verlorenen Posten verdrängt wäre, zumal ich ja natürlich im schärfsten persönlichen Gegensatz zu sämtlichen Kabinettsmitgliedern stand, in denen ich die Organisatoren unserer Niederlage, des Zerfalls der Heimat und die Bereiter der Revolution sah.

Jetzt, nach Ludendorffs Weggang, fühlte ich mich frei und wollte klar sehen. So ging ich zu Exzellenz von Payer und fragte, was man gegen mich habe. Er persönlich hatte nichts, meinte sogar, „ich solle bleiben, da meine Tätigkeit in der O.H.L. nicht ohne weiteres ersetzbar sei, eine Ansicht, die auch andere Kabinettsmitglieder teilten". Im übrigen würfe man mir vor, „ich hätte Bethmann stürzen geholfen und mich auch sonst unberufen in die Politik gemischt". Ich sagte ihm, „daß ich den Sturz Bethmanns, soweit er auf mein Konto komme, für die beste Tat meines Lebens halte, leider sei sie aber schon zu spät gekommen. Und in die Politik hätte ich mich, da ich Rüstungsindustrie, Wirtschaftsfragen und Arbeiterverhältnisse zu bearbeiten gehabt hätte, allerdings mischen müssen. Denn alle diese Dinge seien eben politisch."

Ich war durch Exzellenz v. Payers Angaben sehr erfreut, denn, wenn ich je noch einen inneren Zweifel gehabt hatte, so wußte ich jetzt, daß ich mit meiner Arbeit auf dem richtigen Wege gewesen war.

b) Groener, Ersatz für Ludendorff.

Als Nachfolger Ludendorffs war, auf Wunsch des Kriegskabinetts, Groener bestimmt, dem wir schon oft begegnet sind. Seine Schwabenverwandtschaft mit Payer, Gröber, Haußmann, Erzberger und Reinhardt, seine Demokratenverwandtschaft mit den Max von Baden, Scheidemann und Ebert machten ihn genehm. Sein demokratisches Empfinden hatte in der Zeit seiner Tätigkeit als Chef des Kriegsamtes uns wesentlich in die Gefolgschaft der Gewerkschaften gebracht, seine Schuld an dem Zusammenbruch ist mit der der Sozialdemokraten untrennbar verbunden.

Durch Groeners Eintritt war die O.H.L. zur Ohnmacht herabgedrückt, hat auch gar nicht mehr versucht, sich daraus zu erheben,

Groener kam von Kiew über Berlin. Er hielt sich nur wenige Stunden auf. Hat er gewußt, wie die Sachen standen und war er damit einverstanden? Oder hat er es nicht für nötig gehalten, sich einen klaren Einblick in die Verhältnisse zu schaffen? Das wäre fast unglaublich kurzsichtig gewesen. Jedenfalls gibt die Tatsache zu denken. Ich benutzte seinen Aufenthalt, um ihm meine Krankmeldung persönlich vorzutragen. Der Eindruck, den ich von ihm mit wegnahm, war so, wie ich befürchtet hatte. Dieser Mann konnte Deutschland nicht retten.

c) Völliges Stocken des Ersatzes. Aufruf zur Revolution.

Am deutlichsten zeigte sich der böse Geist, der im Kriegskabinett und dem es stützenden „demokratischen" Teil des Volkes und Parlaments umging, in dem noch mehr stockenden Nachschub an Ersatz. Wo blieben die 600 000 Mann, die doch zur Erreichung eines gerechten Friedens jetzt unbedingt nötig waren? Sie kamen nicht, im Gegenteil, die Leute verweigerten ihre Einziehung. Ueberall wurde offen in Versammlungen, in Fabriken und Kneipen der Widerstand gegen die Einziehung gepredigt, zugleich Fahnenflucht und Desertion empfohlen und die Beseitigung der Fürstenhäuser gefordert. Niemand unternahm etwas dagegen, bestenfalls fragte man in Berlin an, — und erhielt keine Antwort. Aufgefangene Geheimberichte zeigten klar, daß für die ersten Novembertage die Revolution von den Unabhängigen und Spartakus in Szene gesetzt werden sollte.

d) Kampfansage gegen die Dynastien.

Besonders tätig waren natürlich die sozialdemokratischen Gewerkschaften, sie bereiteten Massendemonstrationen ihrer Anhänger vor, um die Forderungen „des Friedens um jeden Preis" und der Abdankung der Fürsten zu erreichen.

Unabhängige und Kommunisten arbeiteten auf dasselbe Ziel, aber unter Anwendung von Gewalt hin. Sie hatten in den Truppen zwar nur stellenweise festen Fuß gefaßt, aber die Marine war zu einem erheblichen Teil gewonnen. Doch das reichte nicht aus. Es mußten die Truppen, die (dies sei zu ihrer Ehre gesagt) bei energischen Befehlen unbedingt jede Revolution niedergeschlagen hätten, am Waffengebrauch gehindert werden.

Die Forderung des Verbots des Waffengebrauchs seitens des Militärs und der Polizei stand denn auch ganz offen in den Aufrufen der Parteiorganisation. Und das Kriegskabinett sah wohlwollend zu, die militärischen Befehlshaber aber rührten sich nicht dagegen. Die Gründe haben wir oben besprochen.

Das Kriegskabinett hatte dem Kaiser eidesstattlich Treue gelobt. Am 28. Oktober 1918 nachmittags erhielt ich vertraulich die zuverlässige Kunde, daß das Kriegskabinett beschlossen habe, „der Kaiser müsse zurücktreten. (Den Namen meines Gewährsmannes werde ich erst später an-

geben.) Man sei aber bereit, den Kronprinzen zu akzeptieren, sofern er zusage, sich mit der geschaffenen Lage abzufinden".

Es war klar, man fürchtete den Kronprinzen, dem man große Energie zutraute und der trotz aller böswilligen Verleumdung noch große Sympathie im Heer genoß. Kam der Kronprinz nach Berlin, so war noch alles zu retten. Ich rief ihn von meiner Wohnung aus an, bat ihn inständig zu kommen, sagte ihm, daß **nur**, wenn er käme, die Monarchie noch zu retten sei — ich bekam ausweichende Antwort. Nach wiederholtem Hin und Her sagte mir am Dienstag den 29. Oktober 1918 vormittags Major von M., der Kronprinz dürfe ohne Erlaubnis des Kaisers nicht weg und die wäre kaum zu bekommen. Außerdem aber hätte sich der Kronprinz bei Exzellenz Delbrück erkundigt, der eine Gefahr für den Kaiser und die Monarchie absolut bestritte. Quos deus perdere vult, occaecat!

Unkenntnis über die Lage am 31. Oktober beim Kaiser und der O.H.L.

Am 30. Oktober 1918 fuhr ich nach Spa, meine Sachen zu holen. Ich traf am 31. mittags ein und fand auf dem Bahnhof zufällig den Flügeladjutanten Hauptmann v. J. Ich begrüßte ihn und fragte: „Sehen Sie denn alle nicht, daß der Kaiser und die Monarchie verloren ist?" Er war ehrlich bestürzt, dann sagte er: „Das ist doch nicht möglich, Exzellenz Delbrück hat ganz anders berichtet und der Kaiser ist voll beruhigt. Seine Majestät hat erklärt, er sei bereit, **mit seinem treuen Volke zu sterben.**"

Ich lachte bitter auf, ich kannte das „treue Volk". Treu war nur noch der größere Teil des Feldheeres, und gerade das mußte bluten und leiden und wurde zurückgesetzt. Das übrige Volk war in seinen bürgerlichen Schichten schlapp und gleichgültig, in seinen Arbeiterkreisen bewußt antimonarchistisch und international, somit weitab von der dem Herrscher und der Verfassung eidlich gelobten Treue. Nie hat ein Volk so viele meineidige Verräter besessen. **Das waren die Früchte des alle edlen Mannestugenden zerstörenden „Pseudosozialismus" und der „Pseudodemokratie".**

Ich versuchte noch den Kronprinzen zu sprechen, der in Spa sein sollte. Er war mit dem Auto weggefahren und sollte erst nach 4 Uhr

nachmittags zurück sein. Ich aber hatte genug von allem und wollte — so falsch es war — umgehend wieder aus dem für mich unleidlich gewordenen Ort.

Ich suchte keinen meiner Kameraden mehr auf, auch den Feldmarschall nicht; die Offiziere meiner Abteilung sah ich natürlich und sagte ihnen Lebewohl. Kurz nach 4 Uhr verließ ich Spa, fuhr nach Köln, wo ich einige Tage blieb. Hier sah ich, wie die Revolution nahte. Das Militär auf der Straße grüßte nicht mehr, übrigens sah man kaum noch Offiziere. Verlobdert und verbummelt standen die Kerls auf der Straße, Dienst schien es nicht mehr zu geben. Ich sprach — in Zivil — einige Unteroffiziere an. Erst waren sie mißtrauisch, bald erklärten sie, daß eine grenzenlose Schweinerei herrsche, aber für eine Republik sei der überwiegende Teil der Leute trotz allem noch nicht zu haben. Wo ich in Uniform Leute wegen schlechten Grußes scharf zur Rede stellte, sie bei der preußischen Soldatenehre anpackte, hatte ich stets den Erfolg, daß die Leute sich schämten nnd sagten, „ja, es machten ja alle so und sie wollten sich nicht auslachen lassen".

Ich fuhr weiter in den Harz, wo ich ein paar Tage blieb. Als ich dann nach Berlin kam, war die Revolution im Gange.

Wenn ich mir aus der Zeit des Krieges besonders schwere Selbstvorwürfe mache, so ist es nur über mein Verhalten in diesen letzten Tagen. Selbstverständlich würde ich auch sonst manches anders machen, wenn ich nochmal in die gleiche Lage käme, aber bis zum Weggang Ludendorffs hätte ich an dem Verlauf der inneren Zersetzung trotzdem nicht viel ändern können, wenn ich anders, wie geschehen, eingegriffen hätte. Aber am 31. Oktober 1918 da mußte ich handeln. Ich hätte den Kronprinzen abwarten, hätte mit ihm — ohne Wissen Groeners und des Feldmarschalls — zum Kaiser vordringen müssen. Und wenn selbst dies nicht geholfen hätte, so hätte ich bei ihm bleiben sollen, vielleicht wäre der 9. November in Spa anders verlaufen.

Außerdem aber hätte man nach Berlin und in die übrigen Revolutionsnester energische Frontkameraden senden sollen, die dort alles um sich sammelten, was zum Gegenschlag gegen die Revolution entschlossen war und was sich nicht an Befehle à la Nichtschießen usw. gekehrt hätte, sondern reinen Tisch mit den Hochverrätern gemacht hätte.

Daß ich nicht so gehandelt habe, wird mich bis zu meinem Ende quälen. Ich spreche es aus, weil ich wünsche, daß wenigstens einige

Männer daraus lernen möchten, lernen, daß stets nur einzelne Männer die Geschichte machen und daß es nur zu spät ist, wenn man selbst die Sache verloren gibt.

Ich bin hier mit meinen persönlichen Erlebnissen dem Gang der Dinge etwas vorausgeeilt. Es gilt, noch einiges nachzuholen, ehe wir den Schlußakt, die Revolution selbst betrachten.

Militärische Ereignisse im Schlußstadium.

Die Gegner hatten im September und Oktober ihre Generaloffensive fortgesetzt, aber sie verlor merklich an Kraft. Nur wo ausgeruhte Divisionen und große Tankmassen einmal neuen Schwung brachten, erzielte der Feind noch größere Erfolge. Es kam aber auch vor, daß er selbst dann glatt abgewiesen wurde, sobald er auf halbwegs ausgeruhte, kampfkräftige Truppen traf; ja, hier glückte sogar oft, im Gegenstoß wieder Gelände zu gewinnen. Die planmäßige Rückwärtsbewegung ließ sich daher allgemein ausführen, freilich wurde die kämpfende Truppe geradezu ungeheuerlich angespannt. Was hier geleistet ist wird das Gewaltigste sein, was die Kriegsgeschichte überhaupt kennt.

Die Gefechtsstärken sanken angesichts des ausbleibenden Ersatzes immer mehr, schwache Seelen drückten sich nach rückwärts oder vorwärts, **aber was blieb, war eine Schar von** Helden. Und nie und nimmer hätte diese immer schwächer werdende Schar — es werden gegen Ende kaum mehr wie ¾ Millionen Infanteristen in der Kampflinie gestanden haben — wirklich starke Angriffe aufhalten können, aber auch der Gegner hatte eben diese Kraft **nicht mehr**. Wie hätte es gestanden, wenn wir — statt 600 000 — nur 300 000 **Mann guten Ersatzes** bekommen hätten, wenn die Heimat sich ermannt und ihre unbeugsame Entschlossenheit, ihre moralische Unterstützung dem Heer geschenkt hätte. Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein, so wenig wie die Möglichkeit, diese Hilfe der Heimat durch geeignete Mittel zu schaffen.

Hinter der zurückgehenden Front sah es wenig erfreulich aus. Der Rücktransport der großen Vorräte an Lebensmitteln, Munition, Geräte, der Verwundeten, der Werkstätten, Parks usw. verlangte eine gewaltige Zahl von Zügen, die verladen und abgefertigt sein wollten. Vieles blieb liegen, es war nicht zu schaffen, das Bahnnetz reichte nicht aus. Schlimmer als dies war, daß die Disziplin der Etappentruppen, die schon längst

durch die sozialistisch-bolschewistischen Lehren angefressen waren, sich zusehends lockerte, ähnlich wie ich es in Köln gesehen hatte. Dazu kamen die Unzahl der Deserteure und Drückeberger. Hier war nur noch mit starker Hand Ordnung zu schaffen, doch diese fehlte.

Es war klar, daß hier die Revolution auf empfänglichen Boden fallen mußte. Tatsächlich wurden auch bei diesen Truppen bereits seit August 1918 Soldatenräte insgeheim ernannt. In ihnen saßen, wie später in der Heimat, fast nur Drückeberger, die den Krieg in der Schreibstube oder sonstigen Verwaltungspöstchen — oft mit namhaftem pekuniärem Gewinn — mitgemacht hatten. Ganz überwiegend waren es dementsprechend Juden, wie denn überhaupt die Rolle der deutschen [1]) Juden in diesem Weltkrieg kein Ruhmesblatt für sie ist. Auf die noch unheilvollere Rolle in Rußland und Oesterreich-Ungarn brauche ich nicht hinzuweisen. Daß sie in den „Siegerstaaten" national waren, hat seine sehr materiellen Gründe.

Tatsache blieb trotz allem, daß sich die militärische Lage trotz der Vorgänge in der Heimat Ende Oktober als keineswegs aussichtslos darstellte. Beiden Gegnern ging der Atem aus. Aber Foch hatte durchaus recht, wenn er glaubte, daß eine Waffenruhe in erster Linie den Deutschen zugute gekommen wäre. Es zeigte sich ja beim Rückmarsch, wie ein paar Tage ohne Kampf die Haltung und Stimmung dieser vom Revolutionsgeist noch nicht erfüllten Truppen hoben. Er hatte also auch von seinem Standpunkt aus recht, nur einen Waffenstillstand zuzulassen, der die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten unmöglich machte. Aber gerade diese Bedingung zeigte, daß wir militärisch noch nicht am Ende waren. Und wie hätten wir bei geregeltem Ersatz und bei fester Entschlossenheit der Heimat dagestanden.

Ehe man aber den Deutschen diese Waffenstillstandsbedingungen überhaupt vorschlagen konnte, mußte man sicher sein, daß sie angenommen wurden und dazu bedurfte es sorgfältiger Prüfung, wie es in Deutschland aussah, d. h. wie weit die Revolution vorbereitet war und wie das Kriegskabinett dachte. Beide Feststellungen waren einfach. Unsere

1) Der wütende Haß breiter Volkskreise gegen die Juden ist durch ihr Verhalten im Krieg herausgefordert und immerfort gestiegen, obwohl bis jetzt eine volle Klarstellung nicht einmal erfolgt ist. Alles vorhandene statistische Material ist nicht veröffentlicht, weil es geradezu vernichtend ist, und solange wir eine antideutsche Regierung mit starkem Judeneinschlag haben, wird die Veröffentlichung auch kaum geschehen.

Unabhängigen und Kommunisten lieferten offen alle gewünschten Angaben — es bedurfte gar keiner Agenten — und die Haltung des Kriegskabinetts zeigte nicht nur in der Beantwortung der Wilsonnoten, sondern in dem ebenso offen in Berlin umlaufenden Geklatsch und Gerede seine Teilnahme.

Anfang November lag unsern Gegnern klar vor Augen, daß die Revolution in wenigen Tagen ausbrechen sollte und daß jede Waffenstillstandsbedingung angenommen werden würde. Gleichwohl zögerte man, bis die Revolution tatsächlich ausgebrochen war — ein klarer Beweis für die Richtigkeit meines Ausspruchs, daß die Heimat und nur die Heimat das Heer von rückwärts erdolcht hat [1]). Es ist nicht militärisch besiegt, obwohl es keinen Ersatz hatte und gegen eine immer erdrückendere Uebermacht kämpfte.

Stimmung und Zustände im Volk Anfang November 1918.

Um die Vorgänge im November beim Ausbruch der Revolution am 9. November 1918 zu verstehen, muß man die Stimmung und Ansichten der verschiedenen Kreise Deutschlands in Betracht ziehen.

a) Bürgerschaft und Arbeiter.

Die Bürger — besser gesagt, der gesamte Mittelstand, d. h. das bis zum Kriege unbedingt bessere Element des Volkes — waren maßlos schlecht behandelt worden. Während die Bankwelt und Industrie in Geld schwammen, während die Arbeiter enorme Löhne und besondere Verpflegungszuschüsse erhielten, darbte der Bürger bei spärlichem Einkommen mit Weib und Kind. Gleichwohl hatte er bis zuletzt die Opfer an Gut und Blut tapfer und klaglos getragen und seine Pflicht getreulich erfüllt — in Hoffnung auf den Sieg. Jetzt sah er diesen in Frage gestellt, sah die Revolution, die Diktatur des Proletariats nahe, sah, wie die Regierung nachgab, da schlug die Stimmung, fast plötzlich,

1) Die ewig Widersprechenden täten gut, sich einmal die Broschüre eines der Hauptmacher, Emil Barths: „Aus der Werkstatt der deutschen Revolution", anzusehen. Der Mann besitzt wenigstens Ehrlichkeit. Nicht minder aufschlußreich ist die unter dem Titel: „Unterirdische Literatur im revolutionären Deutschland während des Weltkrieges" herausgegebene. Ihre Herausgeber, Ernst Drahn und Susanne Leonhard, haben ihre Aufgabe mit Sachkenntnis und Fanatismus recht wirksam gelöst.

in Verzweiflung und Resignation um. Immerhin hätte ein Appell an die Bürger, eine feste Hand, die führte, sie auch willig zum letzten gefunden. Beides kam nicht, weil die sozialistisch orientierte Regierung nur ihr Ziel verfolgte, den Sieg der Sozialdemokratie, sei es auch mit einem Frieden um jeden Preis, auch den, wie sie heute schreien, nicht zahlbaren.

Den Arbeitern war es relativ gut gegangen. Natürlich hatten auch sie zu leiden. Auch sie hätte eine zielbewußte, feste Regierung in der Auffassung der Pflicht im Laufe des Krieges erziehen und erhalten können. Denn wir wollen nicht vergessen, daß die Arbeiter, die vorn im Schützengraben, der Verführung fern, lagen, voll ihre Pflicht getan haben.

Aber die Arbeiter waren von ihren sozialistischen Führern — überwiegend Juden — in deren Sinn aufgeklärt, mit dem Resultat, daß der Klassenhaß ins Ungemessene wuchs, daß sie ehrlich glaubten, Kaiser und Offizierkorps hätten den Krieg angefangen und führten ihn, trotz der Friedensabsichten der Entente, zu ihrem Vergnügen weiter. Es war so blödsinnig und wurde doch geglaubt, weil niemand widersprach. Der Arbeiter ist erst ohne eigene Schuld und nur durch Lug und Trug allmählich zu dieser Anschauung gekommen, die ihn zum gefügigen Werkzeug der Revolutionsmacher machte.

Und trotzdem war es nur ein ganz kleiner Teil, der bereit gewesen wäre, sein Leben für die Revolution einzusetzen. Noch am 6., ja am 9. November war es möglich, mit fester Hand und festem Wort die Arbeiter von der Revolution abzukehren. Das wußten die Revolutionsmacher und deshalb war ihr ganzes Bestreben darauf gerichtet, ein Verbot der Waffenanwendung für die Truppen und Schutzmannschaft zu erreichen. Nie wären die Arbeiter gegen die ihre Waffen anwendenden Truppen marschiert.

b) Das Besatzungsheer.

Ob in der Heimat die Waffen sprechen würden, hing von den Truppenbefehlshabern und den Truppen ab.

Die Befehlshaber waren, wie bereits erwähnt, stets von ihrem berufenen Vertreter, dem Minister, im Stich gelassen, mit dem Erfolg, daß die besten abgesetzt waren, die andern nichts mehr ohne Befehl des Ministers taten.

Ebenso schlimm war die gänzliche Unklarheit der Befehlsverhältnisse (s. Seite 249 ff.). Selbstverständlich hätten Männer wie York, Scharnhorst usw. im entscheidenden Moment auch trotz allem selbständig gehandelt. Aber solche Männer waren eben nicht mehr da.

Immerhin ist klar, daß ein gemessener Befehl des Ministers, jeden Aufstand niederzuschlagen, genügt hätte, die Kommandeure überwiegend zu ihrer Pflicht zu bringen. Aber der Minister war selbst Demokrat, stellte sich ganz unter die sozialistische Regierung. Freilich, er war nicht Preuße, war Elsässer, und als alter Offizier des Kriegsministeriums gewöhnt, alles im Licht des Parlaments zu sehen. So hat er, wohl halb unbewußt, seinen Kaiser und König absolut im Stich gelassen. Nichts aber kann ihn von dem Vorwurf freisprechen, daß er nicht — mindestens als preußischer Kriegsminister — seinen Herrn orientiert und eine klare Entscheidung erbeten hatte. Daß er den Befehl zum festen Eingreifen erhalten hätte, ist sicher. Wir kommen darauf (Seite 267) zurück. Die Behauptung, daß die in der Heimat befindlichen Truppen selbst (es waren überwiegend Ersatztruppen) bereits Oktober 1918 von der Revolution infiziert waren, ist in dieser Form falsch. Richtig ist, daß diese Truppen vielfach total verbummelt und verludert waren. Sie hatten keine Lust mehr für ihr Vaterland zu sterben. Es fehlten diesen Truppen eben die guten Offiziere und Unteroffiziere, die entweder in der Front steckten oder unter dem Rasen lagen. Aber der Kreis wirklicher kampfentschlossener Revolutionäre in den Truppenteilen war ganz gering. Hierzu konnte man nicht einmal die Mitglieder der späteren Soldatenräte rechnen. Im Gegenteil, dies waren meist grüne Jungens, die sich bisher gedrückt und eine Heidenangst hatten, ihr kostbares Leben an der Front einzusetzen. Ganz überwiegend bestanden diese Herren „Räte" — und das ist ein weiterer Schandfleck für diese Rasse — aus Juden.

Freilich, wenn man einer Truppe den Waffengebrauch verbietet, die Offiziere entsetzt und Soldatenräte bildet, — dann wird keine Truppe halten. Die letztere Schuld liegt somit nur bei den höheren Führern, vor allem beim Minister, dem General Scheuch.

c) Marine.

Wesentlich schlechter als die Landtruppen, war die Marine. Man hatte das Beste mehr und mehr aus ihr für die U-Boote herausgezogen. Der verbliebene Rest, jahrlang eingeengt auf die im Hafen liegenden Schiffe, war der Verführung zugänglich und die Unabhängigen benutzten diese Gelegenheit. Namentlich Dittmann war hier unter dem Schutz seiner „Immunität" als Reichstagsabgeordneter tätig. Die Stimmung in der Marine war also schlecht, und als noch das in dieser Form grundlose, doch wahrscheinlich nicht zwecklos erfundene Gerücht Boden fand, die Flotte solle zur Rettung ihrer Waffenehre im Seekampf geopfert werden, gewann die Idee des Aufruhrs weitere Anhänger. Trotz allem meuterte schließlich anfänglich nur ein ganz geringer Bruchteil, und erst angesichts der bodenlosen Schlappheit der höheren Führer und der ebenso großen Verwegenheit der revolutionären Führer wuchs die Zahl der Anhänger. Auch hierauf kommen wir noch zurück.

d) Feldheer.

Ein kurzer Blick ist nochmals nötig auf das Feldheer.

Wie schon gesagt war die Etappe vielleicht noch mehr verdorben, als die Heimat, dazu voll von Fahnenflüchtigen und Drückebergern. Die schlaffe Handhabung der Disziplin — auch eine Schuld der Heimat (s. Seite 184) — rächte sich.

Aber vorn bei den Kampftruppen war überwiegend noch der alte Geist, trotz der Verdorbenheit des nachkommenden Ersatzes. Von Revolutionsstimmung im Heer war keine Rede, wohl aber von einer zunehmenden Depression und Verbitterung. Diese war begründet in dem Druck des Gegners und den fortwährenden Kämpfen, der Uebermüdung, dem Ausbleiben der Heimatpost (die die Soldatenräte in Köln, Koblenz usw. schon Ende Oktober insgeheim nicht mehr durchließen), den wilden Gerüchten über böse Vorgänge in der Heimat und über einen drohenden Waffenstillstand zu unerhörten Bedingungen. Näheres wußte niemand, und die O.H.L. unterließ in dieser wichtigsten Zeit jede, so heiß ersehnte, Aufklärung. Man wußte, wie schlecht ihr der Aufruf vom 24. Oktober beim Kriegskabinett bekommen war.

Das Frontheer war nicht revolutionär.

e) Regierung und O.H.L.

Ueber die Regierung ist oben zur Genüge gesprochen. Sie war ganz im Banne ihrer zum großen Teil hinter den Kulissen spielenden jüdischen Lenker und ging geraden Schrittes in die Revolution, „die allein den Frieden bringen konnte, den Frieden der Verständigung".

Nicht viel besser sah es in der O.H.L. aus. Seit Ludendorffs Weggang war nicht nur der „demokratische" Geist, sondern die Verantwortungsscheu Groeners dort eingezogen. Der Feldmarschall folgte dem neuen Kurs. Im übrigen kam nur noch Heye in Betracht, mit dem wir seinerzeit eine gründliche Niete gezogen hatten. Auch er lernte sofort um.

Die jüngeren Herren der O.H.L. sind wohl kaum gehört. Soweit sie in enger Beziehung zu Ludendorff gestanden hatten, waren sie ja auch von vornherein verdächtig.

So war tatsächlich Heer und Kaiser von Ende Oktober ab dem General Groener ausgeliefert. Zunächst stand auch er noch wenigstens auf dem Standpunkt der Erhaltung der Monarchie.

Einzelvorgänge vom 1.—9. November.

So war das Milieu, auf dem sich nun die Revolution abspielen sollte. Betrachten wir nun einzelne charakteristische Vorgänge in der Zeit vom 1.—9. November.

In den ersten Novembertagen erschien der Minister Drews in Spa und legte im Auftrag der Regierung dem Kaiser nahe, abzudanken. Der Kaiser war tief erschüttert, lehnte aber bestimmt diesen Schritt ab, auch Groener war entrüstet, stützte den Kaiser und erklärte, für das Heer sei diese Frage indiskutabel. (Das war sie auch tatsächlich, aber am 9. November so gut wie am 2.!)

Kiel.

Am 3. November begann die Revolution in Kiel. Vorsichtig genug wurde verfahren, man war seiner Sache gar nicht sicher. Aber die militärische Leitung tat nichts, weder die der Marine noch die des Heeres. Nur einzelne wackere Offiziere handelten nach Pflicht und Gewissen, so der Leutnant Steinhausen. Er ließ seine Patrouille schießen und, wie immer, wo ein klarer Wille und Befehl war, gehorchten

ihm seine Leute. Steinhausen wurde erschlagen. Ehre seinem Andenken!

Sonst überall Schlappheit. So wuchs den Revolutionären an den nächsten Tagen der Mut; Arbeiter- und Soldatenräte wurden gebildet. Jetzt erschien Gustav Noske aus Berlin. Er hat später erklärt, er habe die Revolution nicht gewollt (er hat 30 Jahre auf sie hingearbeitet), aber er sanktionierte die Arbeiter- und Soldatenräte, die Absetzung der Offiziere und befahl sogar die Umkehr der zur Niederwerfung der Revolution in Marsch gesetzten Truppen. Er hat also gar nicht daran gedacht, die Revolution zu bannen.

Trotz allem zeigte sich hier und da noch Widerstand, es gab noch Männer, die an ihren Eid und ihre Pflicht dachten. Aber die höhere Führung versagte und so erlag der Widerstand bald. Was sich eigentlich der Kriegsminister in diesen Tagen gedacht hat, wird wohl unergründet bleiben.

Anderseits ging die Ausdehnung der Bewegung nur langsam vor sich und den Verschwörern war einige Zeit absolut nicht siegesgewiß zu Mute [1]). Erst am 7. November war so ziemlich die ganze Küste in den Händen der Revolutionäre, was natürlich an sich wenig bedeutete. Aber mangels jeden Widerstandes der Regierung dehnte sie sich nun rasch aus.

Köln, Koblenz, Berlin.

Die Marinerevolutionäre entsandten Abteilungen in verschiedene Teile des Reiches. Niemand hielt sie an, niemand befahl, sie festzunehmen, was ohne weiteres möglich gewesen wäre. So erschien in Köln eine Abteilung Matrosen, und innerhalb 24 Stunden war das Militär auseinandergelaufen, hatte die Revolution gesiegt. Aehnlich gings in Koblenz und anderen Orten, überall war es die Kaiserliche Marine. Eine ewige Schmach für sie, wie für das Besatzungsheer als Ganzes.

Auch nach Berlin wurde ein Trupp von Kiel entsandt. Ein höherer Offizier meldete dies dem Generalkommando in Altona. Die Leute wurden in Altona angehalten; dann kam Gegenbefehl und sie wurden weitergelassen [2]). Sie sollten dann vor Berlin angehalten und

1) Man vgl. die Schrift des Genossen Popp: „Ursprung und Entwicklung der November-Revolution 1918", der in Kiel mit Noske eine führende Rolle gespielt hat.

2) Die Einzelheiten bei diesen Vorgängen spotten jeder Beschreibung. Leider kann ich sie, um nicht zu breit zu werden, hier nicht wiedergeben.

entwaffnet werden. Im letzten Augenblick kam neuer Gegenbefehl. So fuhren die Matrosen in Berlin ein, bemächtigten sich einiger Autos und proklamierten die Revolution, unterstützt von einer Handvoll unabhängiger „Führer" mit einem Haufen von jugendlichen, unreifen Burschen mit ihren Mädchen. Die kleinste entschlossen geführte Truppenabteilung hätte genügt, um dieses Theater zuschanden zu machen. Aber die Truppen hatten gerade rechtzeitig den Befehl erhalten, die Waffen nicht zu gebrauchen und kein Blut zu vergießen. So zogen sie ab, warfen in Wut zum Teil die Waffen weg, die Offiziere gingen nach Hause. Wehe, wer von ihnen das Unglück hatte, einem der herumziehenden Verbrecherhaufen in die Hände zu fallen!

Wie war das Verbot des Waffengebrauchs überhaupt möglich? Ueber die Schuld der höheren Führer, besonders des Kriegsministers, ist bereits gesprochen, sie bleibt ein Schandfleck für immer. Aber wie konnte die Regierung diesen Befehl geben und billigen? Nun, die Mehrheitssozialisten, die in der Regierung den Ausschlag gaben, wollten durch Protest und Demonstrationsumzüge der Arbeitermassen ihr Ziel (Abdankung der Monarchie und Annahme jeden Friedens) durchdrücken; dazu war nötig, daß ihre Arbeiter nicht auf Truppen stießen, die ihrem Eid entsprechend handelten. Also mußte Waffengebrauch verhindert werden, und darin wurden sie auch von den Demokraten verständnisvoll unterstützt. Den Nutzen davon hatten aber unbeabsichtigt und unerwartet die Unabhängigen und Spartakisten, die bewaffnet in diesen schönen Traum hineinfuhren und mit einem Schlag das Bild veränderten.

Wenn die Herren Ebert usw. später erklärt haben, sie hätten die Revolution nicht gewollt, so ist das nicht falsch und nicht richtig. Richtig ist, daß sie sie so nicht gewollt haben, wie sie durch das Eingreifen der radikalen Elemente kam. Die Entwaffnung der Truppen war aber die Ursache zu letzterem, und so trifft Sozialdemokratie und Demokratie voll und allein die Schuld.

Das Hauptquartier vom 1.—10. November.

Wie schon (auf Seite 257 ff.) gesagt, war am 1. November das G.H.Qu. mitsamt dem Kaiser über den Stand der Dinge im Innern, aber auch über die Zustände und Stimmung im Heer und der Etappe völlig falsch

unterrichtet. Man ahnte Trübes, die Schwarzseherei blühte, aber man handelte nicht. Ob man auf ein Wunder hoffte?

Groener fuhr nach Berlin; am 5. November spricht er dort stolze Worte, die ich hier im Wortlaut nicht wiedergeben will, die aber darin gipfelten, daß er erklärte, „kein ehrliebender Soldat dächte daran, den Kaiser zu verlassen". Er schloß: „Wenn die Hetze gegen den Kaiser nicht aufhört, so bricht das Heer zusammen." In derselben Sitzung spricht er von dem ausgezeichneten Geist des Heeres.

Am 6. November geht noch ein Befehl der O.H.L. an das Westheer. „Für die Armee", heißt es da, „gibt es keine Kaiserfrage. Sie steht getreu ihrem Fahneneide in unverbrüchlicher Treue zu ihrem Kaiser und Obersten Kriegsherrn." Das waren alles gute tapfere Worte — und nach drei Tagen hatte Groener den Kaiser verlassen! Warum?

Was war inzwischen geschehen, um diesen Umschwung zu rechtfertigen? An der Front nichts von Bedeutung, dort ahnte man ja kaum, was vorging, wartete nur auf Klarheit. Also waren es die Vorgänge daheim, die Herrn Groener vom 7. zum 8. November umfallen ließen. Haben die an sich lächerlichen, von der Regierung geduldeten, ja in ihrem Unverstand begünstigten Putsche der Matrosen und Unabhängigen den Ausschlag gegeben? Man mag diese Fragen mit „Ja" oder „Nein" beantworten, mag überhaupt jedes Motiv nehmen, was man will, das Urteil muß vernichtend lauten. Das eine aber ist sicher, preußisch-deutsches Pflichtgefühl hätte nicht nachgegeben.

In der Nacht vom 8. zum 9. November hatte Groener mit dem Generalfeldmarschall und dem General von Plessen eine lange Unterredung, wo er den Standpunkt vertrat, „daß man vor der Revolution kapitulieren und daß der Kaiser flüchten müsse". Der Feldmarschall stimmte, allmählich immer schwächer werdend, dem Protest Plessens zu. Aber am 9. November vormittags stand er auf Groeners Seite. Woher hatte Groener überhaupt seine Tartarennachrichten über das Heer? Am 6. November stand dieses (s. o.) noch hinter dem Kaiser, am 9. November nicht mehr? Die Etappe sollte revolutioniert sein? Das war nicht wahr, jedenfalls nicht in dem Umfang, sie stand nur unsicher und bedurfte festen Zugriffs. Die 2. G.Infanteriedivision sollte bei Verviers versagt haben; der Führer, General von Winterfeld, hat dies bestritten;

richtig ist nur, daß diese Division, aufs äußerste durch die monatelangen Gefechte erschöpft, physisch nicht mehr konnte.

Um sich über die Stimmung im Heer zu orientieren, waren vom 8. zum 9. November eine Reihe von höheren Frontoffizieren in das G.H.Qu. mit Auto geholt. Bestürzt, ausgehungert und übermüdet kamen sie an! Der Feldmarschall malte ihnen die Lage in der Heimat schwarz in schwarz und wirkte vernichtend. Die Frage, ob das Heer bereit sei, für den Kaiser gegen die Heimat zu kämpfen, konnte unter diesen Umständen keine Bejahung finden, es war über Erwarten günstig, daß wenigstens einzelne dieser Kommandeure sich positiv und zusagend aussprachen. Für Groener genügte dies aber, um sein Urteil, „daß der Kaiser von seinem Heer verlassen sei", zu erhärten.

War das alles Verantwortungsscheu, wars Verbrechen? Man urteile selbst.

Wenn man schon die Führer versammelte, so hätte es früher und in Ruhe geschehen können. Die an sie gestellte Frage aber mußte umgekehrt lauten: „Wer will seinen Kaiser verlassen und wer will ihm helfen, gegen die eidesbrüchigen Matrosen, Desertеure und sonstiges Gesindel Deutschland zu retten?" Und diese Frage mußte der Kaiser selbst an die Kommandeure, an das Heer stellen, besonders aber an das ins G.H.Qu. beorderte Sturmbataillon Rohr. Der größte Fehler lag freilich darin, daß man nicht rechtzeitig die verantwortlichen Heer- und Armeeführer orientiert und auf diese Frage vorbereitet hatte. Warum ist das nicht geschehen? Hat man es vergessen? Die Antwort kann doch nur lauten: Unmöglich! Was war also der innere Grund? Die gerufenen Führer konnten gar nicht den richtigen Ueberblick haben.

Tatsächlich hat aber Groener dem Kaiser am 9. November 1918, vormittags, bevor das Urteil der Führer vorlag, bereits gemeldet, „das Heer sei nicht mehr zuverlässig und stände nicht mehr zu ihm". Bei dieser Besprechung waren der Kronprinz, der Feldmarschall, Plessen, Graf Schulenburg [1]), General von Marschall [2]), Hintze und andere zugegen. Auf die erregte Frage des Kaisers: „Wie kommen Sie zu dieser Meldung, General Groener, Graf Schulenburg berichtet das Gegenteil", erwiderte Groener trocken: „Ich habe andere Nachrichten!"

Was sind das für Nachrichten gewesen und von wem stammen sie?

1) Chef der Heeresgruppe Kronprinz. 2) Chef des Militärkabinetts.

Solange diese Frage unbeantwortet bleibt, ist die Schuld Groeners nicht abzuwaschen.

Der Kaiser wehrte sich tapfer, er wollte in richtigem Empfinden nicht sein Heer und Volk in schwerster Stunde verlassen. So fuhr Groener anderes Geschütz auf. „Die Verpflegungszufuhr aus der Heimat sei gestoppt, dem Heer drohe Hunger.“ Das war wieder bewußte oder unbewußte Unrichtigkeit; wir haben bei dem alsbald nötig werdenden Rückzug für Monate ausreichende Verpflegung unsern Feinden hinterlassen.

Die einzigen, die dem Kaiser beistanden, waren der Kronprinz, Schulenburg und Plessen. Endlich gegen Mittag war der Kaiser soweit: er wollte auf die Kaiserkrone verzichten. Berlin wurde angerufen, noch ehe Hintze seine Mitteilungen beendet hatte, kam die Gegenantwort, „es sei zu spät, Prinz Max habe bereits vor Stunden die erfolgte Abdankung als Kaiser und König bekanntgegeben. In Berlin tobe der Bürgerkrieg usw.“ —

Welch ein ungeheurer Verrat und Frevel! Wie es mit dem „Bürgerkrieg“ aussah, wissen wir: Verbot des Waffengebrauchs gegen Aufrührer — das war der Bürgerkrieg. Man ist bisher mit rührender Scheu an der Frage vorbeigeschlichen, wer denn in Berlin, nachdem Wahnschaffe aus Gewissensbedenken gegen die ihm gestellten Zumutungen die Telephonbedienung nach Spa niedergelegt hatte, diese hochgemut übernahm und die gefälschte Abdankung mit ihrer katastrophalen Rückwirkung auf die Truppen an das Bureau Wolff weitergab? Wer war der Mann? Ist er noch oder wieder im Amt? Und wenn ja: kann er, kann das deutsche Volk verlangen, daß Erklärungen, Denkschriften oder Noten eines solchen Mannes, nach solcher Wahrheits- und Wahrhaftigkeitsleistung, von den fremden Regierungen irgendwelcher Glauben zugebilligt wird?

Der Kaiser war erschüttert, er gab nach. Gewiß, ein Friedrich II. hätte anders gehandelt in dieser Stunde, er wäre aber auch nie in solche Stunde geraten. So, wie der Kaiser war, mußte Groener siegen; freilich, daß niemand da war, der Groener ausschaltete, das bleibt ein ewiger Schimpf dieses Tages.

Aber es sollte noch schlimmer kommen! Der Kaiser mußte flüchten, so wollten es die Berliner „Genossen“ und nolens volens Groener, denn solange der Kaiser da war, konnte jeden Augenblick ein Umschwung

aus dem Heer erfolgen[1]). So wurde ihm klargemacht, „die Truppen im Hauptquartier — auch das zu seinem Schutz herangezogene Sturmbataillon Rohr — seien unzuverlässig, er selbst sei in Gefahr. Die Zeit dränge, später könne kein Zug mehr sicher fahren." Der Monarch gab nach! Weshalb ließ er sich nicht den kriegserprobten Hauptmann Rohr kommen, er würde gehört haben, wie er belogen war und daß diese Truppe fest zu ihrem Führer stand. Und wo waren die 500 Offiziere des G.H.Qu.? Auch sie rührten sich nicht: kam doch das Aergernis von oben! Aber gerufen hätten sie sich gerührt und sie waren schon allein imstande, den Kaiser zu schützen!

Der Feldmarschall, ganz von Groener in dessem Sinne orientiert, riet dem Kaiser, nach Holland zu fahren. Der Kaiser ging, verzweifelt, „daß ihn sein Heer verlassen habe". Nein, er hat, belogen, das Heer verlassen! — Die Revolution hatte gesiegt — der größte Verrat der Weltgeschichte hatte gewonnen!

Wenn man die Tagebücher und Berichte von Offizieren der O.H.L. über die Vorgänge am 9. November liest, so entbehrt das, trotz allem, nicht einer gewissen Tragikomik. Die O.H.L., besser gesagt: Groener, konnte am 9. November 1918 gar nicht eilig genug das G.H.Qu. sozialisieren. Als gegen Mittag so etwas durchsickerte, steckten natürlich auch die Soldaten die Köpfe zusammen und einzelne Verführer mögen auch sachte angefangen haben, „aufzuklären". So wurde schnell die Wahl von Soldatenräten „befohlen". Das war gar nicht so einfach, denn es war den Leuten zunächst wesensfremd. Aber es mußte gewählt werden! Dann mußten die Herren Räte ihre Bedingungen nennen. Da kam ein nettes Zeug heraus, das noch in dem Augenblick hätte zeigen können, wie groß Unsinn und Verbrechen war. Statt irgendeines politischen Programms kamen Forderungen wie „Oblt. X muß den Gruß besser erwidern" und Aehnliches. Am schönsten aber ist wohl die folgende: „Zur Sicherstellung des Abtransports des Stabes sind sofort 12 Lastkraftwagen bereit zu stellen!"

So geschehen am 9. November 1918 im Großen Hauptquartier des stolzen deutschen Heeres.

Noch am Abend kamen Soldatenräte aus der Heimat an, um Fühlung zu nehmen. Sie sahen die völlige Schlappheit und nun änderte

1) Er wäre sicher, spätestens beim Uebergang über den Rhein erfolgt. Und floh der Kaiser nicht, so blieb auch der Kronprinz.

sich das Bild: sie nahmen die am Boden schleifenden Zügel und — desorganisierten alles. An der Spitze des Obersten Soldatenrates des G.H.Qu. stand natürlich ein Matrose, der nie eine Kugel hatte pfeifen hören, sondern in der sichern Schreibstube der Seekriegsleitung sein kostbares Leben geschont hatte. Willenlos fügten sich die Offiziere, ja es entstand das Wort: Nun müsse man eben umlernen.

Der Feldmarschall, dem vom Kaiser das Heer und die Rückführung desselben hinter den Rhein aufgetragen war, stellte sich der inzwischen gebildeten Regierung Ebert zur Verfügung.

Damit lieferte er tatsächlich das Heer seinem ärgsten Feinde, der Sozialdemokratie, aus, die es blindwütig, wie wir sehen werden, zertrümmerte.

Regierungsbildung in Berlin.

Ehe wir die Wirkung dieser Vorgänge im G.H.Qu. auf das Feldheer betrachten, ist ein Blick auf die neugebildete Berliner Regierung nötig.

Die sozialdemokratischen Regierungsmitglieder waren in gewissem Sinne selbst betrogen: ihr ganzes Theater, sich durch Lähmung der bewaffneten Macht unblutig zu Herren Deutschlands zu machen, war durch die Matrosen, Unabhängigen und das ihnen folgende Gesindel beiderlei Geschlechts arg gestört. Das Kriegskabinett war so selbst unhaltbar geworden. Prinz Max erntete die Früchte seiner Schwäche. Das Schicksal zahlte prompt; am 9. November die gefälschte Abdankung des Kaisers, am 10. evasit, erupit, excessit, abiit. Er wie die mannhaften Herren Payer, Gröber, Haußmann, die „vom Volksvertrauen Getragenen", verschwanden. Nur einer blieb, weithin fühlbar: der Kriegsminister und General Scheuch!

Es blieb nur übrig, auch Unabhängige in die neue Regierung zu nehmen, sonst war der Bürgerkrieg, d. h. in diesem Fall: ein Kampf zwischen Sozialdemokraten und Unabhängigen (einschl. Spartakus), sicher; und wie dieser ausfiel, war sehr zweifelhaft, zumal man mit gutem Recht immer noch die zurückflutende Fronttruppe fürchtete.

So einigten sich die Brüder. Männer, welche offen für den Hochverrat und die Niederlage Deutschlands gearbeitet, Bestechungsgelder von andern Staaten bezogen hatten, kamen in die Regierung. Sie beeilten sich, alles zu radikalisieren. Das wichtigste war, die Truppen zu zersetzen, was die gebildeten Soldatenräte — es wurde sogar ein Soldatenrat

der „Deserteure“ gebildet, der anerkannt wurde und Forderungen stellte — so gründlich besorgten, daß die Wahrscheinlichkeit des roten Terrors schnell stieg. Die Regierung wagte nichts dagegen, die O.H.L. sah zu. Die Folgen zeigten sich fürchterlich.

Das Feldheer am 9. November 1918 und den folgenden Tagen.

Am 9. November abends hatte bereits die O.H.L. einen Befehl an das Heer ausgegeben. Kein Wort darin, daß der Kaiser, von Volk und Heer verlassen, habe fliehen müssen, kein Wort überhaupt vom Kaiser, vom Treueid, wer nun die oberste Führung hat, nichts Derartiges. Nur der Satz: „Gleichzeitig vollzieht sich in der Heimat eine Umwälzung der politischen Zustände.“ Dann weiter: „Von der Waffe gegen Angehörige des eigenen Volkes ist nur in der Notwehr oder bei gemeinen Verbrechen oder zur Verhinderung von Plünderungen Gebrauch zu machen“, und als Zusatz: „Mit sich bildenden Arbeiter- und Soldatenräten ist auf gütlichem Wege Einvernehmen zu erzielen.“ Nicht einmal ein Wort über die Befugnisse dieser Räte oder der Offiziere — nichts. Das Heer war den sofort an die Front abgehenden Verführern, die bis dahin vor dieser immerhin lebensgefährlichen Zone eine arge Angst gehabt hatten, ausgeliefert. Gleichzeitig erschienen Offiziere der O.H.L. in Autos mit roten Fahnen — wozu? weshalb? wußte niemand. Man hätte annehmen sollen, daß jetzt alles zusammenbrach. Aber nein, es zeigte sich, wie gut der Kern des Heeres noch immer war; es verstand diesen neuen Geist größtenteils einfach nicht und lehnte ihn ab.

In der Etappe passierten stellenweise grobe Verstöße gegen Zucht und Ordnung; wo fest zugepackt wurde, wie bei der Heeresgruppe Kronprinz, waren sie schnell erledigt. Das Feldheer erholte sich nach Einsetzen des Waffenstillstandes zusehends mit jedem Tage und kam in straffer Disziplin an den Rhein.

Es zeigte dies klar, daß das Heer tatsächlich wohl übermüdet und zusammengeschmolzen, aber keineswegs treubrüchig und undiszipliniert war. Ausnahmen brechen nicht die Regel. Wie es schon vor und im Krieg sich erwiesen hat, ist die Truppe stets so, wie die Führer sind. Da und wo die Truppen so tadellos zurückkamen, ist es ein aus-

schließliches Verdienst der Offiziere und älteren Unteroffiziere. Im Gegensatz dazu muß festgestellt werden, daß, wo immer Soldatenräte gebildet wurden, sofort alle Disziplin zum Teufel ging und völlige Unordnung einriß. Daß die „Soldatenräte" meistenteils die Gelegenheit benutzten, sich auch persönlich zu bereichern, darf bei der Rasse, der sie vorwiegend angehörten, nicht wundernehmen.

Die Rückführung des Heeres in voller Ordnung, angesichts solcher Demütigung und Schmach, ist ein schönes Blatt im Ruhmeskranz des deutschen Frontoffiziers und gleicht zum Teil die Sünden der O.H.L. wieder aus.

Die Armee hatte westlich des Rheins auch in der Bevölkerung Ordnung gehalten, trotz der eigenartigsten Befehle der O.H.L., die sogar die roten Fahnen und Abzeichen gestattet hatte und Schritt für Schritt vor der Regierung — die in Wahrheit ihrerseits eine ebenso große Angst vor dem Heer hatte — kapitulierte. Jetzt, hinter dem Rhein, wurde es kritisch. Die heimischen Soldatenräte traten entgegen, verlangten Entwaffnung und Absetzung der Offiziere. Einzelne Armeeführer traten energisch dagegen auf, sie wurden sofort von Groener auf Wunsch der Regierung entfernt und gleichzeitig wurde befohlen, mit den heimischen Soldatenräten „Konflikte zu vermeiden".

Das war aber unmöglich: bedeutete die bedingungslose Kapitulation. Diese erfolgte denn auch stellenweise, wobei es oft zu lieblichen Szenen kam. Soldaten und Offiziere, die jahrelang im Feld gestanden und für ihr Vaterland Unmenschliches ertragen hatten, wurden von jungen Lümmels und ihren Dirnen mißhandelt, beschimpft und entwaffnet. Natürlich unter entsprechenden Vorsichtsmaßregeln, d. h. meist nur, wo sie in Massen einzelne überfallen konnten. So sah der Dank des neuen Vaterlandes an seine heimkehrenden Verteidiger aus! Hinter allem aber standen die Revolutionsschieber, freuten sich und überlegten, wie sie nun dem geblendeten Volk weiter das Geld abnehmen könnten. Es ist ihnen geglückt!

Soldatenrat-Tagung in Ems am 1. Dezember 1918.

Aber nun kam das Tollste vom Tollen. Es wurde auf Wunsch der Regierung, der Groener zustimmte, eine Tagung der Soldatenräte nach Ems zum 1. Dezember 1918 befohlen. Der unabhängige Genosse Barth,

einer der sechs Volksbeauftragten, erschien dazu und schürte das Feuer. Barth erzählt selbst: „Am Sonnabend fuhr ich nach Köln und am Sonntag früh von da im offenen Auto nach Ems, wo wir um 3/4 12 ankamen. Meinem Begleiter erklärte ich: Nach meiner Auffassung gehen wir jetzt in die Höhle des Löwen, d. h. in die Zentrale der Gegenrevolution. Werde ich niedergeknallt oder verhaftet, so gib sofort Bericht nach Berlin. Zu meiner größten Genugtuung hatte ich mich getäuscht. Der Vertretertag war allerdings nicht revolutionär, aber auch nicht ausgesprochen gegenrevolutionär. Es war wie bei allen Soldatenräten, eine beinahe jedes politischen Verständnisses bare, von den kleinsten und kleinlichsten Sorgen des Heute erfüllte, völlig im Banne der Soldatenpsychose stehende Versammlung, wo, von einigen Ausnahmen abgesehen, jeder einzelne alle Fragen nur in seinem persönlichen Interesse betrachtete, ohne zu wissen, was eigentlich morgen seine Interessen seien. Der einzige feste Kern in der Versammlung, dem allerdings ihre große Mehrzahl wenn auch nicht feindlich, so doch ablehnend gegenüberstand, waren die dorthin delegierten Offiziere, die es verstanden, der Versammlung zu suggerieren, daß zwischen ihren und der andern Delegierten Interessen nicht nur keine Gegensätze bestünden, sondern daß ihre Interessen völlig identisch seien.

Und daher kam es, daß alle dort gefaßten Beschlüsse lediglich militärischer, die Revolution in ihrem Wesenskern völlig ignorierender Natur waren."

Barth ging nun daran, die Versammlung zu bearbeiten, was nicht schwer fallen konnte, da eben niemand widersprach und alle gänzlich unorientiert waren. Er fährt dann fort: „Was ich in Ems hoffen konnte zu erreichen, nämlich die Unmöglichkeit, die Fronttruppen gegen uns zu mißbrauchen [1]), das hatte ich erreicht. Um sie zu uns herüberzuziehen, dazu war die harte Schule des Lebens nötig."

1) Die eigenartige Rolle, die die O.H.L. während des Ganzen spielte, kennzeichnet Barth wie folgt: „Nunmehr fuhr ich nach Kassel zur O.H.L. In mehrstündigen Verhandlungen mit Groener bekam ich ein klares Bild über das Tun und Wollen der O.H.L., das ich dem Major Gareis auf seine Frage nach der Unterredung folgendermaßen formulierte:

„Das, was ich bisher geglaubt, das ist mir heute zur Gewißheit geworden. Hier bei der O.H.L. laufen die Fäden der Gegenrevolution zusammen. Heute und morgen haben wir von Ihnen nichts zu befürchten, aber übermorgen, d. h. sofort nach dem Friedensschluß. (!? Der Verfasser.) Ich billige Ihnen das Recht zu, Gegenrevolution zu machen. Aber lassen Sie sich nicht dabei kriegen, denn dann geht es Auge um Auge."

Das Ende des deutschen Heeres.

Die Soldatenräte kehrten zu ihren Truppen zurück und jetzt begann die Zersetzung. Entehrt, geächtet und verraten von ihrem Vaterlande gingen die Besten der Offiziere und Leute einfach nach Haus. Sie räumten das Feld den Revolutionspredigern, meist Matrosen und Juden, die den vollen Schutz der Regierung genossen. Diese tat noch ein Uebriges, indem sie die Auflösung des Heeres mit allen Mitteln beschleunigte. Das böse Gewissen trieb sie zu diesem schwersten Verbrechen, das alles andere krönte. Das Heer mußte fort, solange es da war, bestand die blasse Angst vor dem Umschwung und der Rache.

Zusammenfassung über die Revolution.

Ich habe die Vorgänge, die zur Revolution geführt haben, zwar nur allgemein und in ganz großen Zügen geschildert und bin nur vereinzelt in Einzelheiten eingedrungen, wo diese besonders grelle Schlaglichter auf das Gesamtbild warfen; trotzdem ist es eine ziemlich weitschweifige Abhandlung geworden. Deshalb ist es angebracht, nochmals, aber nur in Stichworten, die Entstehung und den Verlauf der Revolution zu betrachten.

1914 sah ein einiges Volk, die zersetzenden Tendenzen des Liberalismus und die Sozialdemokratie fanden keinen Rückhalt. Aber der Krieg dauerte länger und wurde immer schwerer, als erwartet war. Zu den seelischen Aufregungen und Sorgen trat die Not um das tägliche Brot mit den Folgen der Unterernährung, der Depression. So entstand der Nährboden, auf dem die Hetze ansetzte und Erfolg hatte. Sie ging systematisch vor; sie erschütterte einmal das Vertrauen zum Kaiser, zu den Führern, „die den Krieg aus egoistischen Gründen führten und das Volk herzlos opferten". Sodann appellierte sie an die Begehrlichkeit, trieb zu Hunger- und Lohnstreiks. Und schließlich kamen die alten Schlagworte von der Freiheit und der diesmal „Internationale" genannten

Diese Worte sprach ich im Beisein einiger Mitglieder des S.R., und Gareis war derart betroffen, daß er keine Worte der Erwiderung fand."

Wäre die O.H.L. konterrevolutionär gewesen, so hätte sie die Soldatenratsversammlung wohl verhindert und ihre Macht, die sie tatsächlich hatte, gebraucht. Sie schwankte aber genau, wie vorher, zwischen besserer Einsicht und Unentschlossenheit hin und her. Und, genau, wie vorher, siegte diese.

Brüderlichkeit des Proletariats, das natürlich auf der ganzen Welt nur darauf wartete, die vom Absolutismus und Militarismus geknebelten deutschen „Genossen" zu erlösen.

Das jüdisch-demokratisch orientierte Bürgertum sekundierte tapfer und bereicherte sich im übrigen möglichst skrupellos, was wieder Wasser auf die sozialdemokratische Mühle lieferte.

Der Reichstag machte in seiner Art den ganzen Spuk mit, ja inszenierte ihn immer neu. Er war in seinem Zusammenhang [1]) unfähig, auch nur einen großen Gedanken zu fassen und dem Volk zu geben.

Am schlimmsten aber stand es um die Regierung. Sie hätte erstens das Volk führen, ihm die Größe des Kampfes, der Pflichten und der Gefahr klar machen müssen. Dann wäre jede Verhetzung wirkungslos geblieben. Zugleich aber hätte sie à la Clémenceau mit eiserner Faust die zersetzenden Elemente ausrotten müssen. Dann wäre Deutschland auch innerlich gesundet. Beides hat sie nicht getan, und so trägt sie neben den Verführern ein gut Stück Schuld. Die O.H.L. hat sich redlich bemüht, gütlich die Regierung zu ihrer Pflicht zu bringen, vergebens; aber sie hat unterlassen, selbst zuzufassen und die sogenannte innere Politik in richtige Bahnen, meinetwegen mit einer Diktatur, zu leiten. Möglich, daß sie darüber fiel, dann träfe sie wenigstens kein Vorwurf.

Die Revolution kam nicht plötzlich, aus sich heraus mit Ungestüm, sie wurde langsam fabriziert von Phantasten, Narren und zielbewußten Verbrechern. Zuletzt stellte das Judentum das Hauptkontingent, denn es hatte guten Grund, durch eine in seinem Sinne laufende Revolution die Sünden, die es im Kriege durch Drückebergerei, Schiebertum, Wucher, Kriegsgesellschaften und Genußgier begangen hatte, zuzudecken und fortsetzen zu können. Die Revolution begann schon 1916, sie wirkte latent schon, als der Ersatz im Frühjahr 1918 größtenteils ausblieb, der ankommende aber verseucht war, als Meuterei und Fahnenflucht einriß, kurz, der Geist der Pflichterfüllung zu schwinden begann. Der 9. November war nur die äußerlich sichtbare Krönung dieses Werkes. Nicht dieser Tag allein hat Deutschland wehr- und ehrlos gemacht, sondern die gesamten Vorgänge in der Heimat, die auf Zersetzung der Staatsautorität und der Pflicht hingingen und die dem

1) Es war die Zusammensetzung schuld, denn an sich waren viele wackere tapfere Männer in ihm vorhanden.

Heer langsam das Blut entzogen. Trotzdem hätte das Feldheer mindestens zu einem ehrenvollen Frieden ausgereicht, wenn nicht eine auf internationale Verständigung des Proletariats eingestellte, weltfremde Regierung politische Ungeheuerlichkeiten nach außen und innen losgelassen hätte. Noch am 26. Oktober war das Unheil abzuwenden.

Man hat gesagt: Die Heimat hat das Heer von hinten erdolcht! Es stimmt so vielleicht in seiner Kürze nicht; Liberalismus und Sozialdemokratie haben unter Zusehen des Bürgertums und der Regierung schon vor dem Kriege begonnen, den Henkerstrick zu drehen, sie haben dann im Kriege hinterlistig dem Heer die Schlinge um den Hals gelegt und ganz langsam zugezogen. Erst zuletzt, als sie die Macht in Händen und das Heimatheer entwaffnet hatten, kamen dann doch die Dolchstöße. Der letzte, der Todesstoß, war die Zertrümmerung des deutschen Heeres hinter dem Rhein. Es war Deutschlands Tod für immer.

So mußte ein stolzes, edles, friedliches und pflichtgetreues Volk enden nicht durch Feindes Waffen, sondern durch Verrat und Untreue aus seiner Mitte.

Vergebens suchen die Schuldigen, unpersönlich gesprochen: der Liberalismus (die Demokratie) und der Pseudosozialismus, das Bild zu fälschen.

Wenn ein demokratischer Professor heute noch schreibt, die Revolution sei die natürliche Folge des Zusammenbruchs des Heeres, so gehört er als für Deutschlands Wiedergenesung gemeingefährlicher Lügner unschädlich gemacht.

Aber selbst wenn die Revolution die Folge gewesen wäre, so war sie doppelt dumm, denn nach dem Zusammenbruch des Heeres war Einigkeit, Stärke und Kraft erst recht nötig, um zu retten, was zu retten war. Weshalb zerschlug die Revolution alles und lieferte uns dem wilden Haß der Feinde und der Gefahr des Terrors aus? Die Revolution und sie allein trägt die Schuld an der Katastrophe von Versailles. Ohne sie hätten wir den Krieg mindestens zum ehrenvollen Abschluß gebracht.

Es würde zu weit führen, wenn ich hier als Kronzeugen unsere Gegner [1]) aufführen wollte. Alle haben sie direkt und indirekt anerkannt, daß auch die Entente am Ende ihrer Kräfte war, daß sie wenige Wochen

1) Vgl. Urkunden Seite 352 ff.

oder Monate später Frieden schließen mußte. Wir haben die Nerven und damit den Krieg um eine Nasenlänge verloren. Aber verloren ist verloren; und wenn unsere Feinde jetzt sagen: „Wehe dem Besiegten!" so mögen wir sagen: Wehe den Schuldigen! Aber es handelt sich nicht um Rache an einzelnen, sondern um Ausrottung des ganzen Geistes, der diese Schuldigen geleitet hat.

Unsere Gegner sehen unsern Zusammenbruch nicht unwesentlich als Verdienst der feindlichen Lügenpresse, d. h. Lord Northcliffs an. Auch bei uns gibt man diesen Einfluß zu, und die einen ergehen sich in Lamentationen über die Schändlichkeit dieses Mittels, die andern bewundern die Geschicklichkeit und den Erfolg.

Die Sache liegt doch wohl anders. Die Engländer haben stets versucht, ihren Gegnern die Revolution zu bringen, selbstverständlich haben sie es auch bei uns getan. Darüber zu moralisieren, hat gar keinen Zweck. Northcliff hat kolossal gearbeitet, das muß man ihm zugeben. Aber daß deutsche Pseudodemokratie und deutscher Pseudosozialismus ihn als Bundesgenossen für ihre Zerstörungsarbeit am deutschen Volke nehmen konnten, und daß das deutsche Volk sich von diesem verbrecherischen Wahnsinn verführen ließ — das ist in dem Umfange in der Weltgeschichte noch nicht dagewesen. Deutsche Schuld ist es — nicht Verdienst Northcliffs.

Wirkung der Heeresauflösung nach Innen und Außen.

Die Wirkung war doppelt, innerpolitisch und außerpolitisch. Ueber beide ein paar Worte.

Innerpolitisch standen wir in dieser Zeit, wo jede einheitliche Regierungsgewalt fehlte, vor einer neuen Revolution, die Unabhängige und Kommunisten offen ins Werk zu setzen suchten. Die Regierung war hilflos, da fanden sich wackere Offiziere, die, vergessend was ihnen angetan, sich an die Spitze von „Freikorps" stellten. Die Freikorps bestanden aus erprobten Frontkämpfern, besonders aus zahlreichen jungen Offizieren und den besten Unteroffizieren. Sie allein haben Deutschland vor dem Aergsten bewahrt, haben in schweren Kämpfen ihr Blut in München, Hamburg, Halle, Braunschweig, Berlin, in Schlesien und im Ruhrgebiet für Deutschland geopfert. Ihnen allein verdankt die sozialistische Regierung ihren Fortbestand, ja das Leben.

So groß wie das Verdienst, war der „Dank" seitens dieser Regierung. Fast restlos sind die Führer in schnödester Weise fallen gelassen, verabschiedet und beschimpft, nachdem man ihrer nicht mehr bedurfte. Kein Finger hat sich für sie gerührt, weder in der Nationalversammlung, noch in der Presse. Auch die Bürger, Beamten, Industriellen und Kaufleute, die nur ihnen ihr Leben danken, ließen sie feige und erbärmlich im Stich. Tritt ihnen wirklich nicht die Schamröte ins Gesicht?

Schlimm äußerte sich die Heeresauflösung auch außerpolitisch. Frankreichs Rachsucht, Englands kalter, gefühlsarmer Rechnergeist hatten freien Lauf. Was besagte es, daß Wilson anscheinend anfangs noch versucht hat auf seinen 14 Punkten zu bestehen. Amerika hatte geholfen, Deutschland zu besiegen, jetzt hatte es seine Pflicht getan und konnte als quantité négligéable behandelt werden. Denn nach Zerbrechen der deutschen Heeresmacht hatte Wilson nichts mehr in Händen, um die Rolle des arbiter mundi weiter zu spielen.

Genug, Wilson gab nach, und so entstand jenes Dokument von Versailles, das mit dem erzwungenen Schuldbekenntnis Deutschlands beginnt, in frömmelndem Puritanertum Menschheitsbeglückung durch den Völkerbund verheißt und mit einem wohlparagraphierten, dem deutschen Volk auferlegten Inferno endet.

Hätte Wahrheit über Finsternis, klares Recht wider trübes Unrecht gesiegt, ehrlicher Waffengang entschieden: das deutsche Volk hätte ein zweites Tilsit ertragen. Aber ein Volk, das verführt durch falsche Propheten und klassenbewußte Verräter, von sich aus die Waffen wegwirft, sich, ohne daß die Verhältnisse und Machtmittel der Feinde es geboten, selber auf Gnade und Ungnade zur Verfügung eines als hochherzig gepriesenen Gegners stellt, so zu behandeln, wie es in dem Dokument von Versailles geschah, ist nicht Sieg, ist die Ausnutzung einer Konjunktur, die mit Anstand, Gerechtigkeit und Klugheit nichts zu tun hat. Hätte die Entente mit blanken geistigen Waffen gekämpft, dem deutschen Volke klar gesagt was ihm, im Falle seines Unterliegens, bevorsteht, nicht die schmierige Hilfe deutscher Destrukteure angenommen: das deutsche Volk, das zu einem Remis in Ehren jederzeit bereit war, wäre nicht unterlegen.

Dieser Friede ist kein Friede; ihm fehlt die Ehrlichkeit, also die auch in der politischen Welt letzten Endes entscheidende sittliche Grundlage; ihm fehlt mithin die Dauer. Soll Europa je zur Ruhe kommen, so muß er ver-

schwinden; ob auf dem Wege einer Generalrevision, ob auf dem stückweisen Abbanes, ob auf einem dritten: es ist gleich.

Und eines ist sicher: es gibt eine Macht in Europa, für die ein ruhiger Kontinent Zukunfts- und Lebensinteresse ist, wenn die große Auseinandersetzung über die Herrschaft der Riesenwelt des Pazifik beginnt, der sie „Gewehr bei Fuß" nicht zusehen kann.

Fast ¾ Jahre zimmerte die Entente an diesem Frieden herum, lachend sah sie der Auflösung des deutschen Heeres zu, die ihr mehr und mehr die Möglichkeit gab, ihre Diktate zu verschärfen. Noch im Februar 1919 — wo ich in Köln war — glaubten die Engländer nicht an die freiwillige Vernichtung des deutschen Heeres. Und fraglos — hätte 1919 noch ein deutsches Heer von 2 000 000 Frontkämpfern am Rhein gestanden, der Friede wäre anders ausgefallen.

Und deshalb tragen an dieser Schande in erster Linie die Verbrecher die Schuld, die aus Furcht vor Strafe das Heer aufgelöst haben. Freilich die, die es hätten hindern können und sollen, vor allem die O.H.L. und die Bürgerparteien, trifft sie nicht minder. Franzosen und Engländer dafür zu beschimpfen, ist falsch. Welcher vernünftige Mensch konnte denn etwas anderes erwarten? Nur theoretisch verrannte deutsche Demokraten und die auf die Internationale schwörenden Sozialisten! Und sie sind kläglich genug, nicht einmal jetzt ihren Irrtum einzugestehen, sondern schimpfen weiter auf das „alte Regime" oder die „böse Entente", die doch nur liquidierte, was man ihr anbot.

Und noch weniger lohnt es, Amerika für das Werk „unserer Leute" verantwortlich zu machen; denn, wie gesagt, Deutschland selbst hat Wilson die Führerrolle im Friedensschluß zerschlagen. Es ist Wilson ja nicht einmal geglückt, Amerikas Stellung, entsprechend seiner Größe, Macht und entscheidenden Hilfe, zu wahren. So sind Amerikas Söhne tatsächlich für Frankreichs Rachsucht, für Englands politische Rechnerkunst in den Tod gegangen. Eine bittere Ironie des Schicksals! Wird je in Amerika die richtige Erkenntnis tagen?

Der Frieden von Versailles.

Es lohnt wohl, einen Blick auf diesen selbstverschuldeten Frieden zu werfen.

Vorweg die Ehrabschneiderei! Deutschland muß anerkennen, daß

es den Krieg verschuldet hat[1]). Kann eine Unterschrift Tatsachen aus der Welt schaffen? Hundertmal unterschrieben änderts nichts an der Tatsache, daß diese Auseinandersetzung nicht von uns, geschweige denn von uns allein gesucht wurde. Der Versuch, aus einem Friedensvertrag ein Strafurteil zu machen, wird sich rächen. Wird, wer das schlichte Recht auf seiner Seite weiß, einen Vertrag mit moralischen Druckmitteln beschwören, um seinen Inhalt zu rechtfertigen? Wird solcher Versuch nicht gerade und „mit Recht" das Mißtrauen wecken? Der Historiker von morgen wird in seinem Urteil kaum schwanken.

Dann kam die Auslieferungsdrohung. Der Kaiser, Kronprinz, fast alle Heerführer und verdienten Offiziere — neben einzelnen Verbrechern — wurden zur Bestrafung angefordert. Leider hat die deutsche Regierung bis heute die Gegenrechnung nicht überreicht. Warum denn nicht? Ist nicht erweislich und erwiesen, wieviel Scheußlichkeiten Engländer[2]), weiße und farbige Franzosen an Deutschen begangen haben? Sicher zehn-, ja zwanzigmal mehr wie umgekehrt; doch dafür gibts keine Strafen, keine Untersuchung, keine Anklagen, keine Presse. Der Drang nach Wahrheit sieht anders aus; die Furcht vor Wahrheit erklärt schon mehr.

Und neben der Furcht vor Wahrheit marschiert die vor der Rehabilitation des Rechts. Sie hat die Entwaffnungsparagraphen diktiert. Das stolze deutsche Heer beseitigt, die Wehrpflicht aufgehoben, die Waffen- und Munitionsfertigung auf ein Mindestmaß herabgesetzt und unter Kontrolle gestellt, die Festungen und Kriegshäfen geschleift, die schwere Artillerie und die Luftwaffen abgeschafft, die Marine und besonders die U-Boote vernichtet — so glaubt Frankreich, ist Deutschland

1) Wobei allerdings nicht zu übersehen ist, daß die Sozialdemokratie diese Behauptung zuerst ausgesprochen und in Deutschland verbreitet hat, nur um ihr Parteiziel, Sturz der Dynastien, zu erreichen. Man soll Herrn Eisner, Kautsky u. a. nicht vergessen. Darf man es unsern Feinden verübeln, daß sie die günstige Gelegenheit, uns zu Schuldigen zu stempeln, benutzt haben.

2) Man vergleiche das englische Buch »A private in the guards« bei Stephen Graham (Macmillan 1919), wo der Verfasser mit geradezu verblüffender Offenheit die ganze Scheußlichkeit des gewohnheitsmäßigen Gefangenen- und Verwundetenmordes zugesteht. Und das war die englische Garde! Es ist auch kein englisches Ruhmesblatt, daß z. B. einzelne indische Stämme ethisch und kulturell höher standen und sich menschlich benahmen.

Die rachsüchtigen sadistischen Franzosen waren sicher noch ärger und ihre schwarzen Genossen erst recht.

wehrlos und letzten Endes jedem Homunkulus von Staat ausgeliefert. Sucht doch schon das edle Polen mit Gewalt Stück für Stück aus dem Deutschen Reich herauszureißen. Und dabei wachen Ententekommissionen darüber, daß Deutschland sich nicht erholen kann, und erfinden, unter Berufung auf Friedensparagraphen, willkürlich immer neue Erpressungen. Das in den Wahnsinn der Revolution verführte deutsche Volk soll weiter die Hungerblockade tragen. So trifft man das Kind noch im Mutterleibe. Sollen wir vielleicht für die durch ihre Entartung unfruchtbaren Weiber Frankreichs büßen?

Nebenher geht unsere wirtschaftliche Versklavung, die an erklügelter Systematik ihresgleichen sucht. Man legt beliebige Leistungen an Geld und Waren auf, die schlechthin nicht zu erfüllen sind. Werden sie aber nicht erfüllt, so hat die Entente, d. h. Frankreich das Recht (!) zum neuen Einmarsch. Ein stetes Damoklesschwert, das das mehr denn je in Waffen starrende Frankreich über Deutschland gehängt hat. Wo bleibt die Abrüstung Frankreichs, gegen die sich Herr Léon Bourgeois, sein Senatspräsident, so kategorisch verwahrt hat? Wo der den Frieden garantierende „Völkerbund" Wilsons?

Die — mindestens von Frankreich klar gewollte — systematische Auspressung und schließliche Ermordung Deutschlands — das ist der „Verständigungsfrieden" von Versailles. Es ist der Friede um jeden Preis, den die Revolution gewollt[1]) hat. Vielleicht sieht ein Teil der deutschen Phantasten jetzt, wie töricht das Friedensgewinsel war und daß es nur Eines gab, was uns retten konnte: Einigkeit im Entschluß, durchzuhalten. Die Revolution hat Euch gebracht, was Ihr gewollt, beschuldigt bitte, nicht länger andere.

Deutschland im Innern seit November 1918.

Und zu allem kommt noch der Irrsinn und die Zerrissenheit des eigenen Volkes, das sich selbst immer neue Wunden schlägt. Die Revolution sollte mit dem Frieden den erträumten sozialistischen Zukunftsstaat bringen, die Beseitigung der monarchistischen, militaristischen und kapitalistischen Herrlichkeit, um durch deren Sturz „der Menschheit

1) Vgl. Emil Barth: „Aus der Werkstatt der deutschen Revolution", Verlag Hoffmann, Berlin. Barth war einer der Hauptmacher der Revolution, und er gibt selbst zu, ja beweist, daß sie „gemacht" ist um den Frieden um jeden Preis zu erzwingen. Das Buch ist auch sonst lesenswert, weil es die Verranntheit in die Marxschen Irr-

Lebensglück zu geben". So schreibt Herr Barth selbst auf Seite 41 seiner Broschüre. Und was ist demgegenüber wirklich erreicht?

Das Proletariat übt tatsächlich eine Diktatur aus. Wenn auch seine Willkür und Zügellosigkeit, Gott sei Dank, noch gewisse Hemmungen erfahren hat und russische Zustände uns bisher erspart blieben, so ist das nicht ein Verdienst der neuen Richtung, sondern des noch immer im deutschen Volk vorhandenen Sinnes für Ordnung. Die Errungenschaften der neuen Zeit sind gleichwohl: Rückgang der Arbeitsleistung und damit der Produktion, Zerstörung des Wirtschaftslebens, Fortdauer des Hungers (der längst überwunden sein könnte), zunehmende Zerrüttung der Finanzwirtschaft, Vernichtung des Bürgerstandes und der Intelligenz.

Und auf der andern Seite steht eine ungeahnte Blüteperiode des Kapitalismus, des Geschäftemachens, des Schiebertums, des Wuchers, eine unglaubliche Demoralisation, allgemeine Korruption, Geburtenrückgang und Verdirnung des befreiten Weibes in allen Gesellschaftsklassen.

Der Tod des Idealismus, der Pflichterfüllung und Aufopferung — der absolute Sieg des schäbigsten Materialismus, Egoismus und Genußhungers, die (einen immer kleiner werdenden Kreis „rückständiger" Männer ausgenommen) unser Volk von oben bis unten durchsetzen — das ist das nackte Bild der Tatsachen.

War das der Zweck der Revolution?

Und weiter: durch das gleiche Wahlrecht für alle, die naturwidrige Gleichstellung des Weibes, die Einsetzung von Arbeiter- und Betriebsräten, die Lohnerhöhungen — die gleichwohl nicht ausreichten, um das zu kaufen, was man bei geordneter Wirtschaftslage mit geringem Lohn erstehen konnte — ist dadurch der „Menschheit" das Lebensglück gegeben? Nein; einfachste Ehrlichkeit erfordert die Feststellung, daß die Revolution den echten, jenen einzig lebensfähigen Sozialismus, wie er in Preußen-Deutschland sich entwickelte, zerstört und Deutschland selbst dem Ententekapitalismus und Militarismus ausgeliefert hat.

Das ist der Erfolg, und nun hört auf, ihr bewußten und unbewußten Mitschuldigen, die Tatsachen zu verdrehen, weiter zu hetzen und zu lügen; gesteht eure Schuld und Verblendung, jagt die wirklichen Ver-

lehren, das völlige Verkennen des echten Sozialismus seitens des Verfassers ebenso zeigt, wie die Leichtigkeit, mit der diese gemachte und unsinnige Revolution zu verhindern gewesen wäre.

brecher vom Kapitol und reicht die Hand zur Versöhnung und Zusammenarbeit aller — zum wahren Sozialismus!

Wollt Ihr? — Ein kleiner Teil wohl, der größere nicht. — Und so wird's auch keinen Aufstieg geben, bis die kommende gesegnete schwere Not das Volk läutert — oder vollends vernichtet.

V. Teil.

Rückblick.

War der Krieg zu gewinnen und die Revolution zu vermeiden?

Bei dem ungeheuren Unglück, das nach vier Jahre langem, unvergleichlichem Heldenkampfe über Deutschland hereingebrochen ist, liegt die Frage nahe: „Konnten wir überhaupt den Krieg gewinnen?" Und mit ihr verbunden die zweite: „Konnten wir der Revolution entgehen?" Auf beide Fragen ist mit einem einfachen „Ja" zu antworten. Es sei noch einmal kurz zusammenfassend gestattet, diese Ansicht zu begründen.

Deutschlands Chancen für den Endsieg.

Unter unsern Augen hatte England bis 1914 schon die halbe Welt gegen uns vereinigt und im Kriege traten, von England gezwungen oder verführt, immer neue Gegner auf. Viele Hunde sind des Hasen Tod! Und doch hätte Deutschland siegen können und müssen. Durch Englands Teilnahme am Krieg war von vornherein zu befürchten, daß er lange dauern würde, wenn es nicht gelang, Frankreich und Rußland in kurzer Zeit so zu schlagen, daß sie Frieden schlossen. Das war, da wir nicht unter voller Ausnutzung unserer Volkskraft ins Feld zogen, von vornherein aussichtslos und wurde es im Herbst 1914 noch mehr.

Wir mußten nun mit der Hungerblockade rechnen. Wir mußten uns sagen, daß nur, wenn Englands Niederlage oder Zusammenbruch vor dem unseren eintrat, ein guter Friede zu erhoffen war. Daß wir nach meiner Meinung diese Erkenntnis zu spät und nicht scharf genug gezogen haben, ist genügend besprochen. Trotzdem ist es keine Frage, daß England auf dem besten Wege war, den Atem zu verlieren oder doch Welthandel und Seegeltung an Amerika abzutreten, was ebenfalls genügte, um es friedenswillig zu machen.

a) Ertragen der Hungerblockade.

Für uns war also die eine Hauptfrage die: Konnten wir die Hungerblockade physisch noch aushalten oder nicht? Die Antwort ist durch die Tatsachen gegeben. Wir haben bis 1921 sicher nicht mehr Lebensmittel zugeführt bekommen, als wir aus den besetzten Gebieten im Kriege ziehen konnten, wir haben weiter gehungert, Hunderttausende sind elend umgekommen, aber Deutschland lebt noch. Physisch war die Hungerblockade also trotz aller entsetzlichen Not nicht ausschlaggebend; sie wurde es moralisch, aber nur durch die Begleitumstände, wie wir sehen werden.

b) Kriegsindustrie, Technik und Wissenschaft.

Die zweite Schwierigkeit bei der langen Kriegsdauer lag in den ungeheuren Anforderungen, die der Krieg in industrieller und technischer Beziehung stellte. Kein Land der Erde hätte, auf sich allein angewiesen, das dazu Nötige geleistet. Deutscher Fleiß, Wissenschaft, Technik und Unternehmergeist haben in diesem Kriege den Wettkampf mit der Welt aufgenommen und haben ihn bestanden. Es ist ein Ruhmesblatt von unverwelklicher Dauer — mögen auch hie und da die Motive nicht die edelsten gewesen sein.

c) Das deutsche Heer.

Die dritte Schwierigkeit war die militärische. Wir waren an Menschen zu Beginn des Krieges kaum so stark wie unsere Gegner, später kaum $^1/_3$—$^1/_4$. Die Zahl ist wichtig, aber gibt nicht den Ausschlag. Daß wir nicht an Menschenmangel verloren haben, beweist die Tatsache, daß wir Oktober 1918 noch 600 000 Mann Ersatz hatten und daß mindestens eine Million Drückeberger greifbar gewesen wäre, wenn man gewollt

hätte. Worin lag unsere Ueberlegenheit? Unser Heer war in Ausbildung und höherer wie niederer Führung — trotz aller Fehler — allen Gegnern weit überlegen. Dazu kam, daß der Deutsche — an sich friedliebend, aber seit einem Jahrtausend von Ost und West immer erneut bekriegt — alle soldatischen Eigenschaften, Mut, Tapferkeit, Kraft, Ausdauer, Abhärtung und Anspruchslosigkeit in sich vereinigte; den Ausschlag aber gab die moralische Seite. Die Treue, das Kameradschaftsverhältnis zwischen allen, ohne Rangunterschied, war bei aller Disziplin zu Beginn des Krieges mustergültig. Keiner ließ den andern im Stich. Und so ist es an der Front auch vielfach bis zum Schluß geblieben. Aber dahinter und in der Heimat, da dankte die Treue zugunsten eines individuellen Egoismus und oft sybaritischen Materialismus ab, und das hat uns zu Fall gebracht. Das Heer wurzelte eben in der Heimat, das Heer vermag durch seine Siege oder Niederlagen die Stimmung der Heimat zu heben oder zu senken, sie aber nicht moralisch umzuwerten. Und auch das beste Heer erliegt, wenn die Heimat, die nun einmal Lebensquell seiner Stärke ist, versagt, verkommt und über das Heer dieselbe seelische Aushungerungsblockade verhängt, wie England die physische gegen Deutschland übte.

Krieg und Revolution als Kampf der Weltauffassungen.

Weltauffassung des deutschen Volkes.

Und so kommen wir auf den Kernpunkt, den sittlichen Gehalt des deutschen Volkes und seiner Gegner. Der sittliche Gehalt prägt sich aus in der Weltanschauung, die ihrerseits wieder das Leben des einzelnen wie der Gesamtheit formt.

Das, was Deutschland groß gemacht hat, ist die Weltanschauung, die die Hohenzollern, vor allem Friedrich Wilhelm I. und der große Fritz, und mit ihnen die großen Philosophen, die Kant, Fichte, Schelling, Hegel bis herab zu von Hartmann, zunächst Preußen und dann, seit 1866, dem Reich gegeben haben. Natürlich war diese Weltauffassung nur auf der Basis arisch-germanischen Blutes möglich, es war die des kategorischen Imperativs der Pflicht, „Einer für alle" und „Alle für einen", und alle letzten Endes Diener der Gesamtheit, jenes Staates, der nach Hegel die Verkörperung der sittlichen Idee darstellte.

Es war keine Redensart, wenn Friedrich II. sagte: „Ich bin nur

der erste Diener des Staates." Welch eine Fülle von Idealismus, von höchsten Tugenden, Treue, Disziplin, Entsagung und pflichttreuer Arbeit liegt in diesem Bekenntnis. Das Gemeingefühl der Arbeit, der gleichen Pflicht züchtete notgedrungen das Standesbewußtsein der Berufsgemeinschaft. Ueber die Zugehörigkeit und den Rang darin entschied nicht das Geld (im Gegenteil, in dieser Weltanschauung lag eine glatte Verachtung des bloßen Reichseins mit seinem Luxus und seinem Genießen), sondern die Leistung, die Pflichterfüllung. Und damit war das Volk aufgebaut.

Der Soldat als Inbegriff der absoluten Pflicht, nur dem Staat zu leben und zu sterben, nahm allerdings für sich die erste Stelle in Anspruch [1]), und das entsprach auch absolut dem deutschen Volksempfinden, bis es kapitalistisch, demokratisch vergiftet wurde.

Vom religiös-ethischen Standpunkt aus hieß es als Gottes Gebot: „Arbeite, denn das ist dein Beruf auf Erden, deine Pflicht; nicht das Mittel zum Zweck, dich auf Kosten anderer zu bereichern."

Wenn man für diese preußisch-deutsche Lebensauffassung ein modernes Wort sucht, so ist's, richtig verstanden, „S o z i a l i s m u s" [2]). Freilich nicht der falsche, mit dem Demokratie und Sozialdemokratie uns zugrunde gerichtet haben, sondern in dem echten großen Sinn, daß jeder mit allem Können, mit Leib und Blut dem Ganzen, dem Staate gehört. In dieser Weltanschauung, wie sie 1914 noch einmal spontan durchbrach, wäre Deutschland unbesiegbar gewesen; aber falscher Sozialismus und falsch verstandene Demokratie (Liberalismus) nagten seit Jahrzehnten an ihm und haben schließlich im Kriege obgesiegt. Und da fiel Deutschland. Ehe wir diese Einflüsse unter die Lupe nehmen, müssen wir unsern Gegnern uns zuwenden.

F r a n z ö s i s c h e W e l t a n s c h a u u n g.

Bei den F r a n z o s e n kann man von einer Weltanschauung überhaupt nicht reden, wenn man nicht einen platten Rationalismus Voltairescher Färbung dafür nehmen will. Sie besitzen bestenfalls eine absolut effeminierte Kultur. Im übrigen kennen sie weder das Evangelium des Dienstes, wie der Deutsche, noch das des business des Engländers und

1) Der Soldat war innerhalb dieses Ganzen genau das, was der Ekklesiast innerhalb der Gemeinschaft der katholischen Kirche ist!

2) Ich folge hier den Gedankengängen Spenglers: In „Preußentum und Sozialismus".

Amerikaners, sondern sie sind anarchisch, gegen alles, was Ordnung heißt, gerichtet. Das ist der Sinn der französischen „Demokratie", die es denn auch immer wieder nötig macht, daß entschlossene Staatsmänner (Clémenceau) mit ganz undemokratischen Mitteln Ordnung schaffen, was der Franzose, an Hängen und Köpfen gewöhnt, auch mit Hochrufen begrüßt.

Eine große Eigenschaft an ihnen ist ihr Nationalstolz. Sie sind die „grande nation", die die gloire in Erbpacht hat. Immerhin befähigt dieser Stolz sie, in Verbindung mit fast weibischer Rachsucht und Befriedigung der persönlichen Eitelkeit, zu beträchtlichen Leistungen. Die französischen Truppen haben sich, trotz aller Meutereien, immer wieder gut geschlagen, vor allem haben aber die Bürger alle Härten und Entbehrungen ganz anders ertragen, als wir. Doch, wie gesagt, es ist die Tapferkeit und der Mut der Eitelkeit, nicht der Pflicht und nicht des Zweckes.

Im übrigen regiert l'amour, d. h. das Weib oder, besser gesagt, die „Dame". Alles ist nur aus diesem Winkel zu betrachten.

Es trieb die Franzosen nicht eine Weltauffassung, sondern nur die Revancheidee und der Chauvinismus in den Krieg. Das kapitalistische Element ist nur nebenher und am Schluß in die Erscheinung getreten.

Russische Weltauffassung.

Rußland vertrat keine besondere Weltanschauung. Es hatte gegen Deutschland eine gewisse Animosität, besonders in den Hof- und höheren Bürgerkreisen, die aber nur auf die abstoßende Politik Deutschlands zurückzuführen war. Die traditionelle Freundschaft Deutschlands und Rußlands hatte aber auch noch viele Anhänger. Die große Masse des Volkes war politisch indifferent, und so trat Rußland ohne inneren Schwung, ohne eine führende Idee in den Krieg ein, in Wahrheit ein Opfer englisch-französischer Ränke und Bestechung. Es war ein Unglück, denn in diesem Volk schlummert soviel Gutes und Edles, soviel Kraft und Aufopferungsfähigkeit, daß es wahrlich eine wichtigere Kulturaufgabe hatte, als die, das ihm in allen diesen Eigenschaften verwandte deutsche Volk zu bekriegen.

Englische Weltauffassung.

Wir mußten Frankreich und Rußland kurz streifen, eigentlich nur, um zu zeigen, daß sie nicht die große führende Idee in diesen Krieg hineingetragen haben. Die war englischen Ursprungs.

Man muß dazu die englische Weltanschauung betrachten. Sie gipfelt in dem Begriff der persönlichen Unabhängigkeit, des Individualismus. Aber nicht im anarchischen Sinne, sondern in dem der Selbstverantwortung, Selbstbestimmung, Entschlossenheit und Initiative, also zweifellos in Tugenden ersten Ranges, solange sie sich in ethischer Richtung betätigen. Der alte Korsarentrieb auf der abgeschlossenen gesicherten Insel konnte diese Weltanschauung züchten. England kannte keine „Pflicht der Aufopferung des einen für den Staat", ihm fehlt sehr bezeichnend die „Wehrpflicht", die es nur in der höchsten Not des Krieges für dessen Dauer eingeführt hat. Der englische Staat nimmt das Einzeldasein überhaupt nicht in Anspruch, er dient dem letzteren nur als Mittel, insofern er die Verhältnisse zu schaffen hat, die dem einzelnen gestatten, seine alten Machtinstinkte zur Geltung zu bringen. So ist die englische Geschichte tatsächlich nichts als eine Kette von räuberischen Ueberfällen und Gewalttaten einzelner, oder von Gruppen der englischen Handelskompagnien oder der Gesamtheit, um ganze Länder zu unterjochen und auszubeuten[1]).

Die Arbeit ist nicht Pflicht und Selbstzweck, sondern sie ist nur das Mittel zum Erfolg. Und dafür ist jedes Mittel recht. Die englische Religionsvorstellung kommt dem zu Hilfe: England ist das auserwählte Volk; was es tut ist also Gottes Wille, wer sich entgegenstellt muß vernichtet, ausgerottet werden. So wurde die ganze Welt das Ausbeutungsfeld Englands.

Es ist klar, daß eine Weltanschauung, der sich, vom realen Boden des Ich aus, die Macht in dieser Form ethisiert, eine ungemein solide Grundlage für starkes, nicht über Zwirnsfäden stolperndes Handeln abgeben kann, ja muß. Es ist ebenso klar, daß sie, als Kollektiverscheinung eines ganzen Volkes, zur Weltgefahr werden kann, mindestens diesem Volke eine Freiheit in der Auswahl seiner politischen Mittel an die Hand gibt, die es ungemein und ebenso stark in der defensiven Wahrung seiner Interessen, wie in der offensiven Verfolgung seiner Ziele macht. Schließlich wird im Lauf der Jahrhunderte dieses Machtbedürfnis zum politischen Grundinstinkt, der Herrschaftsgedanke zum ethisch (cant) überzierten Eckpfeiler des Herrschaftswillens, der Herrschaftserweiterung des Imperialismus.

1) Ich verweise auch hier auf Spengler: „Preußentum und Sozialismus".

Dieser Imperialismus hat sich dann auch mit zäher Konsequenz seine politische Form geschaffen; denn das englische Parlament war ursprünglich lediglich das Organ eines ausgeprägten, übrigens nach innen gegen die Staatsgewalt gerichteten Ständeegoismus, das, je mehr es sich zum Vertreter des Gesamtvolkes umschuf, zum Ableiter dieses Egoismus nach außen wurde. Dieser Imperialismus hat sich ebenso eine Wirtschaftsform geschaffen, die in Bentham Smith und Malthus, später in den Manchesterleuten, dem individualistisch fessellosen Wirtschaftsevangelium überhaupt ihre Exponenten fand. Dieser Imperialismus hat sich nicht minder seine Philosophie geschaffen; sie heißt als Theorie „Sensualismus", als Praxis „Eudämonismus", das heißt: Materialismus.

Reich werden, d. h. persönlichen Erfolg haben, danach trachtet jeder, und tatsächlich schichtet sich das englische Volk nach „Reich und Arm". Der Arme sieht in dem Reichen ein bevorzugtes Wesen, und sein Kampf dagegen läuft nicht darauf hinaus, den Kapitalismus zu brechen, sondern selbst reich zu werden.

England — das Volk wie der einzelne — sah in dem arbeitenden, erfolgreich schaffenden Deutschland einen Rivalen, und so mußte er fort. Aber das war nicht leicht, und so wurde langsam die ganze Welt dagegen mobil gemacht, während man den Bedrohten immer wieder die Friedenspalme hinhielt, um ihn einzuschläfern. Und das ist England gelungen, dank unserer unbegreiflichen Fehler; so sehr, daß es zuletzt die Sache umdrehen und Deutschland die Schuld am Kriege zuzuschieben vermochte!

Gründe des Zusammenbruchs der deutschen Weltauffassung.

Wir kommen nun zu dem wichtigsten Punkte, das ist dem Zusammenbruch des preußisch-deutschen Sozialismus, dem Versagen der Pflicht gegen den Staat am Schluß des Krieges. Wie konnte er kommen? Wir haben die Gründe kennengelernt, gleichwohl sei es gestattet, sie kurz zu wiederholen.

a) Kapitalismus.

Als Marx seinen Feldzug gegen den Kapitalismus eröffnete, meinte er den angelsächsischen, denn in Deutschland gab es ihn nicht. Aber die ungeahnte Entwicklung von Handel und Industrie in Deutschland hatte

in der Aera Wilhelms II. auch in Deutschland etwas Aehnliches gezüchtet. Es war zwar nicht die gemütlos egoistische Ausnutzung der ganzen Welt, sondern es handelte sich meist um Vermögen, die durch Fleiß, Organisationstalent und Wissenschaft geschaffen waren. Aber der kapitalistische Geist, das Geldverdienen als Hauptzweck hatte doch Fuß gefaßt, und da Wilhelm II., trotz seiner entschieden ursprünglich echt sozialen Lebensauffassung, den Prunk und Luxus liebte, ja, sich mehr und mehr durch ihn imponieren ließ, so fand dieser kapitalistische Geist langsam auch im Heer, in Marine und Beamtenschaft Eingang. Die klägliche Besoldung einerseits, die gesteigerten „gesellschaftlichen" Anforderungen, in deren Mittelpunkt die „Dame" stand, wirkten gleichermaßen unheilvoll dabei mit. Das Vermögen begann die Karriere zu erleichtern. Die preußische Auffassung der Pflicht kam allmählich in Gefahr, ihre besten Träger, der Schwert- und Beamtenadel, wurde zurückgesetzt oder erlag der Versuchung.

Die Stellungnahme der Sozialdemokratie gegen den Kapitalismus war also an sich berechtigt, und als im Laufe des Krieges die schamlose Gewinnsucht überhand nahm, mußte diese Bewegung erstarken. Aber die Bewegung ging nicht darauf aus, den Kapitalismus zu treffen, sondern ihm in bezug auf Geldverdienen den Rang streitig zu machen. Es war also keine Rückkehr zur Pflicht, sondern eine ebenso gründliche Abkehr, wie sie im Kapitalismus vorlag. So wirkt „liberaler" und „proletarischer" Kapitalismus in gleichem Sinn zerstörend am deutschen Geist.

b) Der Liberalismus.

Der zweite Grund war die liberal-pseudodemokratische Tendenz, die in Deutschland unter der Phrase der Freiheit und des Fortschrittes den Militarismus und Absolutismus bekämpfte. Betrachten wir noch einmal diese beiden Schlagworte näher.

Wenn „Militarismus" besagen sollte, daß Deutschland eine gewaltige Streitmacht unterhielt, so konnten nur weltfremde Gemüter sich dagegen auflehnen. Nur mit starker Streitmacht konnte Deutschland leben, konnte es wachsen, nur dadurch den Frieden erhalten.

Aber der Sinn des Militarismus war tiefer. Es war der Geist der Pflicht, der Treue und der Disziplin, d. h. der Geist des echten Sozialismus, wie er allerdings im Heer seinen deutlichsten Ausdruck fand.

England hatte guten Grund, diesen deutschen Geist zu bekämpfen, aber daß es auch der deutsche Liberalismus (jetzt nennt er sich fälschlich und anmaßlich Demokratie) tat, bewies schon ein starkes Maß von politischer Unreife, Verblendung und — bewußtem Verrat. Wenn der deutsche Liberalismus dabei, wie fasziniert, auf den englischen sah, so ist das unberechtigt, denn der englische war etwas ganz anderes, wie wir sahen.

Der Liberalismus ist, kurz gesagt, die Verneinung des deutschen Sozialismus der Pflicht, ist das Glaubensbekenntnis des ausbeutenden Kapitalismus. Er sah in dem „Militarismus" seinen Todfeind. Kein Wunder, daß der kapitalistische Jude den Liberalismus in erster Linie predigte, daneben der weltfremde Gelehrte und Schriftsteller und der für „Freiheit" begeisterte Spießbürger, dem in erster Linie an dem Wort sein rein negativer Inhalt gefällt. So hat der deutsche Liberalismus in verschiedenen Schattierungen direkt der kapitalistischen Weltauffassung in die Arme gearbeitet und mit dieser gemeinschaftlich den deutschen Geist ertötet.

Der Kampf des Liberalismus gegen den „Absolutismus" war noch öder, er gehörte so in das Programm der **Freiheit**. Daß die kaiserliche Machtbefugnis nicht größer war als die der meisten republikanischen Präsidenten, daß die Regierung in Deutschland mehr Freiheit ließ und weniger mit Strafen arbeitete wie irgendeine sonst, kümmerte den echten Liberalen nicht. Der Kampf gegen den überdies nirgends vorhandenen Absolutismus gipfelte in der Forderung des Parlamentarismus und des allgemeinen Stimmrechts, beides erprobte Methoden des Kapitalismus. Im übrigen berührt sich darin der Liberalismus mit der Sozialdemokratie, die von der **Zahl der Stimmen** ihren Sieg und dadurch das Uebergewicht in der Regierung erwartete, den sie sonst freilich auf **vernünftigem Wege** nicht erhoffen konnte.

Falsche Front der Sozialdemokratie.

Die Sozialdemokratie war weder wirklich sozial noch wahrhaft demokratisch. Sie verfolgte das Ziel „des Kapitalismus und der Diktatur des Proletariats". Und damit hatte sie die Front gegen die deutsche Weltanschauung der Pflicht so gründlich wie nur möglich. Der Stoß traf so den in Wirklichkeit immer noch sozialsten, d. h. zu Aufopferung und Pflichterfüllung bereiten mittleren Bürger, den Offizier- und Beamtenstand und nicht die kapitalistischen Kreise. (Diesen geht es auch heute

noch sehr gut.) Das hat die rein jüdische Aufmachung mit großem Geschick verstanden, die auch noch die „Internationale“ mit hineinzog, die natürlich den Verständigungsfrieden durch das Zusammengehen der „Proletarier aller Länder“ bringen mußte. Als ob jemals die Arbeiterschaft irgendeines Landes, außer Deutschland, für diesen internationalen Gedanken mehr als ein paar hochtönende Phrasen gehabt hätte.

Die persönlichen Anschuldigungen wegen des verlorenen Krieges.

Richtig ist, daß wir den Krieg vermieden hätten, wenn wir vor dem Kriege unsere Wehrmacht aufs äußerste angespannt, den preußisch-deutschen Geist statt des mammonistisch-internationalen gepflegt und mit Rußland auf Gedeih und Verderb uns zusammengeschlossen hätten. Nie hätten England und Frankreich allein gewagt, uns anzutasten. Die Schuld für diese Versäumnis wiegt schwer, aber sie trifft nicht den Kaiser allein, sondern viel mehr seine Berater, vor allem den Reichstag und seine nach falscher Richtung arbeitenden Parteien (Mehrheitsparteien).

Nehmen wir aber den Krieg als gegebene Größe an, so liegt die Schuld an dem Verlorengehen nur zum kleinsten Teil an den sogenannten Fehlern in der Strategie und Taktik.

Zweifellos sind Fehler gemacht, zahlreiche und schwere, wir haben sie gewissenhaft genannt und gewürdigt. Ob und wie weit aber der Krieg im ganzen beeinflußt wäre, wenn man die „Fehler“ vermieden hätte, ist schwer zu sagen. Gewiß hätten wir ohne die erste Marnekatastrophe besser dagestanden, aber zu Ende wäre der Krieg nicht gewesen, wir hätten noch lange nicht Frankreich am Boden gehabt. Es läßt sich sehr schwer die militärische Tragweite der „Fehler“ abschätzen, weil uns die Kenntnis der Gegenzüge des Feindes fehlt, die dieser gemacht hätte, wenn wir anders handelten.

Indes, ohne alle jetzt erkannten und noch nicht erkannten Fehler — die Ansichten gehen da weit auseinander — hätten wir natürlich besser dagestanden und vielleicht den Krieg in kürzerer Zeit militärisch gewinnen können. So darf man aber gar nicht rechnen. Stets sind und werden Fehler gemacht und die Entente hat im einzelnen viel

größere und schwerere gemacht und hätte ohne diese vielleicht schon 1915 den vollen militärischen Sieg haben können. Hier wie dort sind die Fehler eben gewisse, im Augenblick von dem Betreffenden nicht zu überwindende Hemmungen gewesen, viel mehr jedenfalls, wie falsche Ueberlegungen.

Aber das ist sicher, wir hätten den Krieg trotz der Fehler, gewonnen, wenn sich das deutsche Volk treu blieb im Geiste des kategorischen Imperativs der Pflicht, im Geist eines Friedrich Wilhelm I., Friedrich II., Wilhelm I., Bismarck, Moltke, Hegel und Kant.

Und hier liegt die Schuld. Nichts, rein nichts ist dazu geschehen; weder ist dieser Geist genährt, noch der dagegen ankämpfende gebannt. Keine Aufklärung, keine Führung, keine lohnende und keine strafende Hand! Das Volk ausgeliefert an Kriegsgewinnler, Drückeberger, Verführer und Schwarzseher und Flaumacher (die sichs persönlich üppig wohl sein ließen und noch das öffentliche Aergernis des Schmarotzens gaben) — das war zuviel. Und in diese Schuld mögen sich Kaiser, sämtliche Reichskanzler, der Reichstag und das Volk selbst teilen. Prüfe sich jeder und er wird auch seine Schuld erkennen.

Schwere Schuld lastet auch auf der O.H.L.! Daß der Krieg in der Heimat entschieden wurde, hatten wir 1917 erkannt, aber die Gegenmaßnahmen waren schlaff und halb. Gewiß hatte es Ludendorff schwer; mehr wie einmal war er in Gefahr, „ersetzt" zu werden, weil er als Mahner und Warner unbequem war. Noch heute hört man den Vorwurf, er habe sich zuviel in die innere (und äußere) Politik gemischt. Nein, zu wenig und nicht energisch genug! Wahrscheinlich wäre er darüber gefallen, denn niemand schützte ihn, wie der 26. Oktober 1918 zeigte, aber dann stände er heute ohne Vorwurf da und vielleicht hätte sein Abgang indirekt den Umschwung gebracht. Auch ich — ich muß mich hier mit nennen — habe teil an dieser Schuld! Ich habe richtig gesehen und geraten, mich auch redlich bemüht, um durchzudringen. Aber wir mußten weg, einer wie der andere, wenn wir das nicht erreichten, was uns zur Rettung von Volk und Vaterland unentbehrlich schien. Allerdings hat mich nur die Furcht, daß Ludendorff vorzeitig fiele und dann alles verloren sei, davon abgehalten. Mangel an Entschluß und Sorge für mich haben nicht eingewirkt, den Vorwurf wird mir auch keiner machen, der mich kennt. Jetzt sehe ich aber anders und glaube, daß mein Zaudern falsch war.

Aber so schwer auch die Unterlassungsschuld auf Kaiser, O.H.L., Regierung und rechten Reichstagsparteien lastet — sie alle wollten doch

den Krieg zu gutem Ende führen —, so ist die aktive Schuld der Revolutionsmacher um so unendlich größer. Die seit 1916 (besser seit 40 Jahren) genährte Revolution hat Deutschlands moralische und physische Kraft gelähmt, sie hat den Krieg allein verloren. Und demgegenüber hat sie auch nichts Positives aufzuweisen, sie hat glatterdings nichts geleistet und alles zerstört.

Vielleicht nie war eine Revolution so unberechtigt, so unsinnig und hat soviel Unheil gebracht, wie die deutsche des Jahres 1918. Es ist schon charakteristisch, daß sie nicht einen führenden Kopf, nicht einen großen Mann vom Schlage Cromwells oder auch nur Mirabeaus gezeitigt hat, so wenig wie auch nur eine hervorragende Frau. Fast nur Kokotten und Megären machen sich breit. Der verlorene Krieg, das zertrümmerte Heer, der Schandfrieden, der finanzielle Zusammenbruch, die wirtschaftliche Not, die innere Zerrissenheit — alles das ist einzig und allein Schuld der Revolution.

Ziehen wir aus dem „Rückblick" den Schluß, so ergibt sich: England hatte sich auf den Krieg eingestellt, weil es, seiner Weltanschauung entsprechend, den der wirtschaftlichen Ausbeutungspolitik unbequemen, täglich stärker werdenden Nebenbuhler vernichten mußte. Der reine Wirtschaftskrieg wurde im Grunde also der Kampf der beiden Weltanschauungen. Hier deutsche Pflichterfüllung, Disziplin und Treue gegen das Ganze, kurz Sozialismus im besten Sinne, dort Wirtschaftsimperium, Kapitalismus, im wahrsten Sinne Antisozialismus. Nie konnten sich diese Weltanschauungen einen!

Deutschland war unbesieglich, solange es sich treu blieb. Aber es wurde sich untreu, es glaubte den von drüben schallenden Betörungsversuchen und den eigenen Irrlehrern, daß es nur in Pseudodemokratie, Pseudosozialismus, Parlamentarismus und Zerschlagung des Militarismus sein Heil finden und englischer Freundschaft würdig werden könne. (Wie schon oben bemerkt, nahmen England und die Entente dagegen im Kriege gerade den Militarismus und so ziemlich alles, was sie an uns mit lautem Schimpf befehdeten, an, während wir Stück für Stück „abbauten". Tatsächlich kämpften wir so die letzten Jahre mit verkehrten Fronten. Daß dies möglich wurde, ist die Schuld der deutschen Regierung.)

Das sich untreu gewordene, vom Idealismus der Pflicht und Ehre verlassene deutsche Volk mußte der Uebermacht erliegen, die sonst nimmer den Ausschlag gegeben hätte.

Am Tage seines 30 jährigen Regierungsjubiläums sprach Kaiser Wilhelm im Kreise der O.H.L. spontan über den „Kampf der beiden Weltanschauungen" in diesem Kriege. Ich schöpfte noch einmal leise Hoffnung. Hatte der Kaiser dies erkannt, so wurde möglich, daß er nun endlich doch noch eingriff und die preußisch-deutsche Auffassung schützte. Nach Tisch hatte ich die Ehre, von Seiner Majestät ins Gespräch gezogen zu werden. Er unterstrich noch einiges, namentlich das verheerende Wirken des Reichstags. Also, dachte ich, erkennt er die Gefahr. Allein es geschah wieder nichts. Warum es ihm nicht gelang, den Ausweg zu finden, warum auch dem Kronprinzen nicht, dem ich wieder und immer wieder die drohende Gefahr vor Augen stellte und energisches Eingreifen zur Pflicht machte: — der Gründe sind viele, und ich habe versucht, sie klarzulegen. Zulänglich und zwingend wird freilich keiner genannt werden können. Goethe sagt: „Wer erkennt, der will auch." Wie schlecht paßt es hier!

Ausblick.

Der Krieg war, wie wir nachgewiesen zu haben glauben, ein reiner **Wirtschaftskrieg zwangsläufig herbeigeführt** durch die **imperialistisch-kapitalistische Weltanschauung**. Wir bedrohten Englands Welthandel und so mußten wir weg.

Als wir uns vor dem Kriege ausdehnten, als wir mit Stolz unsern Handel und Wandel aufblühen sahen, hat uns diese Erkenntnis gefehlt, ja sie fehlt heute noch. Uns stand frei, **Weltmacht zu werden.** Dann mußten wir aber

entweder mit England früher oder später abrechnen — was sorgsamste Pflege unsrer Beziehungen zu Rußland und Ausbau unsrer Wehrmacht voraussetzte;

oder uns mit England verständigen — dann war der Krieg vielleicht vermeidbar.

Wir aber wollten Weltmacht werden und zerschlugen uns gleichzeitig die politischen und militärischen Siegesgarantien selbst, die sich reichlich genug boten.

Auf jeden Fall hatte Deutschland ein Recht, Weltmacht zu sein, denn es hatte die Stärke dazu.

Jetzt sind wir allerdings durch das Verbrechen der Revolution um die Weltmacht herum, und nicht nur das, wir sind vernichtet, beschimpft, entehrt in den Augen der Welt. Und wir dürfen nicht einmal klagen, denn Deutschland erntet, was „Deutsche" gesät haben und noch säen.

Die Frage ist aber: können wir überhaupt wieder empor aus der inneren Not und aus den Klauen der, heute zweimal anerkannten, Versailler Vergewaltigung, oder nicht?"

Die Antwort erfordert zunächst einen kurzen Blick auf die geistigen Strömungen der Welt und die neugeschaffene wirtschaftliche wie politische Lage der fremden Staaten. Erst dann können wir uns Deutschland selbst zuwenden.

Die geistigen Strömungen der Welt.

Der Materialismus herrscht zur Zeit unbeschränkt. Er zerstört den Idealismus, d. h. das Pflichtgefühl, den Mannesstolz, die Selbstdisziplin, die Sittlichkeit und die Gottesfurcht. Kapitalismus, Pseudodemokratie, Pseudosozialismus, Parlamentarismus, Atheismus, Feminismus und — abgestuft nach dem wie auch immer errafften Gelde — allgemeine Gleichheit sind alles nur Teilerscheinungen des Materialismus.

Es ist kein Trost, daß das Bild so ziemlich dasselbe bei der ganzen weißen Rasse ist, in Amerika wie in Europa.

Wir rühmen uns unsrer Kultur! Wir verwechseln Technik, Handel und Wissenschaft mit Kultur. Diese liegt auf ethischem Gebiet, und da stehen wir tiefer, denn je, erheblich hinter manchen zum Teil noch halbwilden Völkern Asiens und Afrikas.

Doch im Grunde ist niemand durch den Materialismus glücklich, ausgenommen die seelenlosen, auf den Geldsack, auf Eitelkeit und Genuß eingestellten Menschlein beiderlei Geschlechts. Und so geht ein Sehnen nach Glück, nach Frieden durch die Welt.

Auf dieser Grundlage, dem Verlangen nach „Glück", hat Marx

seine Erfolge im Klassenkampf erzielt, ist die Sozialdemokratie zur Macht gelangt. Marx mag innerlich von seiner Mission überzeugt gewesen sein, aber aus der Arbeit des deutsch-englischen Juden konnte kein Segen sprießen. Er hat, erstens, nur den Kampf gegen die gröbste Erscheinungsform des Materialismus, den Kapitalismus, gepredigt und hat, zweitens, in seinem vermeintlichen Sozialismus nur einen andern, fast noch gröberen Materialismus großgezogen, den Spengler so treffend den „Kapitalismus des Proletariats" genannt hat.

So ist heute der Kampf zwischen bürgerlichem und proletarischem Kapitalismus (übrigens sind nicht zufällig bei beiden die Führer überwiegend Juden) entbrannt. In diesem Kampf muß schließlich der bürgerliche Kapitalismus siegen, oder alles zugrunde gehen. Das Trutzlied der Sozialdemokratie: „Alle Räder stehen still, wenn Dein starker Arm es will", ist ein bezeichnendes Motto. Der schaffende Wille sitzt im Gehirn, beim Verstande, der „Armeswille" aber wirkt nur hemmend und zerstörend. Das hat die Sozialdemokratie bis jetzt bewiesen. Nur negativ hat sie sich, nirgends befruchtend, produktiv betätigt.

Aber das kann nicht das Ende sein! Die Sozialdemokratie würde eben in ihren Auswirkungen, wie schon Eduard von Hartmann vor einem vollen Menschenalter treffend nachgewiesen hat, die Rückkehr der Menschheit zum Zustand der Bestialität bedeuten. Hartmann hat damals schon den Bolschewismus, ohne das Wort auch nur zu kennen, als Folgeerscheinung der Sozialdemokratie kommen sehen.

So nimmt der Wunsch auf Erlösung zu. Und nur der Idealismus kann die Lösung bringen.

Man meint vielfach, die Religion (Konfession, Dogma usw. sind hier zunächst nebensächlich) würde diesen neuen Anstoß bringen. Sicher wäre sie eigentlich dazu berufen. Tatsächlich aber bedroht der Materialismus zur Zeit auch die Religion. Der Abfall der Massen von der Religion ist aber doch nur möglich, weil die Religion nicht stark genug zu Abwehr und Angriff ist. Es wird nichts helfen, der Kampf muß ausgefochten werden, und wenn die Religion siegen, dem Sehnen der Menschheit Genüge schaffen will, muß sie sich aus ihrer Verknöcherung frei machen zu neuer Entwicklung. Welche Religion hierzu imstande ist, wird sich zeigen. Sicher zeigt die römisch-katholische Kirche heute schon die meisten Aussichten.

Möglich auch, daß vorläufig keine Religion sich den Aufgaben der Zeit gewachsen zeigt und daß doch zunächst eine ethische Gesundung als, ich möchte sagen, sozialpolitische Erscheinung eintritt. Auch diese würde dann nur den Boden der religiösen Erneuerung abgeben[1]).

Der Kampf zwischen Idealismus und Kapitalismus (Materialismus) ist im Gange und wird nicht wieder ruhen. Sicher ist auch, daß nur der Idealismus auf die Dauer siegen kann, weil nur er die Menschen zu Opfern bereit macht, und weil er an die Besten und Edelsten appelliert ohne Unterschied des Standes, ja bis zu einem gewissen Grade der Völker.

Nur auf dieser Grundlage könnte übrigens einmal der moderne, brutale Wirtschaftskrieg, der auf dem Boden des Kapitalismus erwachsen ist, verschwinden, genau so, wie die Kabinettskriege mit dem Einsetzen der konstitutionellen Monarchie verschwunden sind, oder wie uns heute ein Religionskrieg als fast unmöglich erscheint.

Vorläufig sind wir noch weit davon ab. Denn die „internationale Verbrüderung des Proletariats" ist ebenso wie der „Völkerbund" schon deshalb ungeeignet, weil beide auf dem Boden des absoluten Materialismus stehen.

Der ganze Gedanke einer „internationalen Verbrüderung" ist aber überhaupt verfehlt, denn das Himmelreich auf Erden werden wir nie bekommen, und stets werden neue Konflikte zwischen Völkern und Rassen ausbrechen, die, weil sie das Leben der Betreffenden bedrohen, nur mit Gewalt, d. h. durch den Krieg gelöst werden können. Und als gesunder Gegenpol zeigt sich denn auch überall eine neue starke Bewegung, das Zunehmen des Nationalismus, des Nationalstolzes. In China, in Indien, in Südamerika so gut, wie in Europa, sogar in Deutschland.

Diese geistigen Strömungen harren z. Z. zwar noch der Klärung, aber, was heraus kommt, kommen muß, ist im Großen schon heute klar. Und auf Endergebnisse wirken und sich einstellen, wäre eigentlich eine

1) Möglich, daß diese Erneuerung einen vollständigen Umschwung des christlich-religiösen Idealismus bringt, d. h. ihn von den passiven femininen Eigenschaften (Demut, Ergebung usw.) zu den aktiven männlichen (Wille, Kraft und Tat) überführt. Auch die Geschichte der Religion bewegt sich in Extremen, und der religiöse Feminismus hat, wie der materielle, seinen Höhepunkt wahrscheinlich überschritten.

Hauptaufgabe der Politiker und Staatsmänner. Leider ist bisher davon wenig zu merken.

Die neugeschaffene wirtschaftliche und politische Lage der fremden Staaten.

Die souveräne Stellung Englands im Wirtschaftsleben der Völker hat durch den Krieg eine neue Stärkung und Erweiterung erfahren. Der „freie Handel" des englischen Liberalismus war für England schon längst nicht mehr nützlich. Jetzt steht England im Begriff, sich in seinem Riesenreich, seinen Dominions und zahlreichen Vasallenstaaten ein Wirtschaftsmonopol Chamberlainscher Prägung zu schaffen, das fast die halbe Welt umfaßt.

England steht also heute in einer Größe da, die es selbst wohl kaum erhoffen konnte. Ob Aegypten, ob Irland, ob Persien dagegen trotzen, ist völlig gleich.

Aber England hat auch heute noch einen Punkt, wo es empfindlich ist, auf dem wesentlich sein Reichtum, seine Macht beruht, das ist Indien. Ohne die örtlichen Aufstände oder das Eindringen des Bolschewismus in Indien zu überschätzen, so ist doch kein Zweifel, daß hier Verwicklungen sich vorbereiten. Das Erwachen der gelben Rasse zieht auch die Inder mit sich. Der Verlust Indiens wäre aber für England unersetzlich.

Schon lange ruhen Englands Augen daher auf Afrika. Aber Afrika ist noch lange nicht Indien und zudem liegt es für die Mittelmeerstaaten namentlich für Frankreich, näher, wie für England. So zwingt alles England dazu, darauf zu achten, daß nicht an Stelle Deutschlands ein anderer Staat in Europa übermächtig wird. Das könnte vor der Hand nur Frankreich sein, und es ist kein Zweifel, daß dieses nach dem unverdient gewonnenen Krieg seine politisch-militärische Großmachtstellung zu festigen und zu erweitern sucht. Da liegen unüberbrückbare Reibungsflächen.

England könnte auf den Gedanken kommen, Europa überhaupt schwach zu halten. Das ist bis zu einem gewissen Grade möglich. Denn vernichtet es uns politisch und wirtschaftlich, so trifft es auch Frankreich und alle übrigen mit. Aber damit vernichtet es auch seinen Wirtschaftsmarkt zum großen Teil; außerdem geht dieses Spiel auf die Dauer wahr-

scheinlich auch über Englands Kraft, und schließlich muß es doch suchen, irgendwie wieder „Bundesgenossen" zu haben, die bereit sind, für England sich zu opfern.

Hinzu kommt die schwierige Lage den Vereinigten Staaten gegenüber. Es ist an diese stark verschuldet. Außerdem aber treten die Vereinigten Staaten in scharfe Wirtschaftskonkurrenz und sie sind an Menschen, Fleiß, Unternehmungsgeist — und Rücksichtslosigkeit überlegen. Und vorläufig ist es nicht möglich, die Vereinigten Staaten auf dem sonst für England üblichen Wege auszuschalten.

Endlich ist kein Zweifel: der Welthandel stockt, der Niederbruch des größten Teiles von Europa macht sich fühlbar, es herrscht Arbeitslosigkeit in England. Und der englische Arbeiter steht im Zeichen des Klassenkampfes. Freilich wird er nie „international" werden, noch weniger mit dem Feinde konspirieren — das können nur Deutsche — aber er will teilhaben am Gelderwerbe und an der Macht, die bislang unbestritten dem Unternehmerkapital gehörte.

Und dieser lange, eben erst beginnende Kampf, im Zeitpunkt einer an sich heiklen Lage, zwingt England zu vorsichtigem Operieren, denn der Kampf bedroht gerade das, was England braucht: Produktion[1]), Handel und Verkehr.

In Rußland ist der Bolschewismus zwar in ein Stadium der Mauserung getreten, aber noch lange nicht tot; auch sein Expansionsdrang ist noch nicht zu Ende. Immerhin, der Tag wird kommen, wo der Bolschewismus ausregiert hat. Was der Bolschewismus bis dahin zerstört hat, ist kaum abzusehen. Doch steckt in diesem Volke soviel urwüchsige Kraft, Zähigkeit und Fruchtbarkeit, liegen in dem Lande so ungeheure Schätze, daß Rußland immer wieder ein Weltreich werden kann, — wenn es in gute, feste Hände kommt. Wenn Menschewiki und Kadetten, wenn Parlamente und Juden nur den Bolschewismus ablösen, — dann gibts noch keinen Aufstieg. Nur ein Mann kann Rußland retten.

Im übrigen sollten das spätere Rußland und Deutschland zu-

---

1) Diese Tatsache läßt gewisse Kreise Englands auch überlegen, ob es nicht die deutsche Produktion sich dienstbar machen kann. Die Trustbildungen, die dann entstehen würden, könnten unsere Industriemagnaten immerhin befriedigen, das übrige Deutschland wäre Arbeitsvieh von Englands Gnaden. Trotzdem haben wir schon begonnen, diesen Weg zu gehen

sammen gehen. Niemals brauchten beide Reiche sich mit den Waffen gegenüberzutreten, und in Zukunft liegt erst recht kein Grund vor. Diese Erkenntnis ist tatsächlich in beiden Völkern instinktiv vorhanden, unabhängig von den jetzigen Regierungsformen, und sie hält sich vorläufig auch, trotz der Anbiederungsversuche Deutschlands an die Sowjetregierung einerseits und der Affronts gegen die bürgerlichen Kreise Rußlands andererseits. Immerhin ist das ein gefährliches Spiel, und um so mehr, als die Entente den Riß zwischen Deutschland und Rußland dauernd zu erweitern sucht.

Gewisse Kreise in Deutschland begnügen sich denn auch mit dem Versuch, eine wirtschaftliche Ausnutzung Rußlands ins Werk zu setzen. Ob mit Trotzki, Kerenski oder sonst wem, ist gleich, wenn nur Geld herauskommt. Non olet! Ob das kommende Rußland dadurch verprellt wird, ist ihnen gleich.

Unverständlich ist aber, daß sie glauben, England würde eine solche „Ausschlachtung" anders, als unter seiner Kontrolle und auf jederzeitigen Widerruf zulassen.

Frankreichs weltwirtschaftliche Rolle ist gering, vielleicht noch geringer, wie vor dem Kriege. Es spielt seine Rolle als Großmacht nur auf Grund seiner militärischen Stärke, die zu erhalten aber Geld kostet. Mangels eigener Industrie, ausreichenden Handels und katastrophaler Verschuldung kann Frankreich das Geld nicht schaffen. So soll es Deutschland tun.

Anderseits möchte es Deutschland schon aus Furcht vor Rache für immer vernichten und bemüht sich redlich. Es will also die Kuh melken, gleichzeitig aber verhungern lassen — was nicht geht.

Indes die Bäume wachsen nicht in den Himmel. Für England wäre ein zu starkes Frankreich eine dauernde Gefahr, sobald England in die künftigen Abrechnungen eintritt.

Frankreich, launisch, ruhmsüchtig und undankbar, könnte plötzlich die alte Feindschaft gegen England wieder entdecken, wenn es Aussicht auf Erfolg hätte. Im Zeitalter des U-Bootes, der weittragenden Geschütze, Flieger und anderer Dinge ist aber der Kanal kein vollkommener Schutz mehr. Und Afrika liegt für Frankreich greifbar nahe. So ist ein starkes Frankreich direkt für England unmöglich.

Wenn aber bei uns Phantasten eine Verständigung mit Frankreich erhoffen, so übersehen sie einmal die Sachlage, vor allem aber verkennen

sie die Psyche dieses Volkes, dessen Neuerungs- und Eroberungssucht seit einem Jahrtausend Europa in Krieg und Unheil gestürzt hat.

Italien ist verschuldet, und hat mit den radikalen Umsturzelementen zu tun.

Außenpolitisch ist es noch übler dran. In seinem afrikanischen Besitz durch Frankreich bedroht, in Europa eingekeilt zwischen Frankreich und Jugoslavien, ist sein Traum von einer Mittelmeerherrschaft sehr aussichtslos. Es hängt völlig von der Gnade Englands ab. Der Krieg hat, trotz der Gebietserweiterung, Italiens Lage verschärft. Um wirtschaftlich wieder hoch zu kommen, hat es Deutschland nötig. Diese Erkenntnis tagt und wird um sich greifen.

Die Vereinigten Staaten sind kraft ihrer ungeheuren finanziellen Stärke und der Verschuldung der übrigen Welt gegen sie in einer ungemein starken Position. Selbst England ist in dem Punkte machtlos.

Weiter aber sind die Vereinigten Staaten noch immer das Land der unbegrenzten Möglichkeiten und sie sind — ein großer Vorteil — schon in sich ein fast selbständiges Wirtschaftsgebiet und ein kräftiger Aufnahmemarkt noch für lange Zeit.

Wollen sie aber Weltwirtschaft treiben, so stoßen sie unbedingt auf England. Vorläufig schreiten sie rüstig aus auf diesem Wege und denken nicht daran, die ihnen durch den Krieg zugefallenen Chancen Englands schönen Augen zuliebe aufgeben zu wollen.

Amerika den Amerikanern — das klingt sehr schön, aber nördlich der Vereinigten Staaten steht England (Kanada) und südlich Mexiko. Und Südamerika beginnt sich auf eigene Füße zu stellen, ohne klar zu zeigen, wo es einmal hingeht.

Und auch sonst ist die Lage der Vereinigten Staaten trotz ihres Goldüberflusses zur Zeit nicht rosig. Sie schwimmen in kaum absetzbaren Rohstoffen, und die Industrie steht in schweren Erschütterungen. Die Arbeitslosigkeit wird noch zunehmen. Wenn man allerdings glaubt, daß eine Wirtschaftskrisis in den Vereinigten Staaten zu Bolschewismus oder Sozialdemokratie führen könnte, so irrt man sich. Im Dollarland, wo nur Egoismus und brutale Ellbogenpolitik im Kampf um das Geld herrschen, wo jede soziale Bewegung, ja jedes Verständnis dafür fehlt, kann auch die Not nicht zu einer sozialistischen Revolution führen, wenigstens nicht in absehbarer Zeit.

Eine weitere Gefahr für Amerika ist das wirtschaftlich erstarkende, seinen Einfluß auf Ostasien immer mehr ausdehnende Japan. Und dieses Japan, das mit Millionen seiner Bürger auch in den Vereinigten Staaten sitzt, das mit Mexiko sympathisiert und das an kriegerischer Tugend sehr hoch steht, ist tatsächlich bedrohlich für ein Land, das militärisch — trotz seiner Teilnahme an großem Kriege — schwach ist, schwach zu Lande und zu Wasser. Die Erkenntnis ist auch in den Vereinigten Staaten absolut vorhanden und wirkt dort mäßigend und hemmend in den Entschlüssen gegenüber der Entente, mit der sie sich nicht überwerfen können, trotz ihrer Finanzhoheit.

Bei der Möglichkeit ernster [1]) Verwicklungen zwischen England und den Vereinigten Staaten ist das verbündete Japan für England wertvoll — aber die Sache hat einen großen Haken, denn das überaus tätige und als Vortruppe der gelben Rasse anzusehende Japan bedeutet andererseits für England eine Schwächung und Gefahr im Stillen Ozean, in China und in Indien.

Wer den andern einmal ausnutzen und dann fallen lassen wird, ist schon heute nicht unschwer zu übersehen. Immerhin ist das Ränkespiel zwischen den ebenbürtigen Gegnern, der kalten brutalen Diplomatie Englands und der aalglatten, verschlossenen Japans ein interessantes Schauspiel.

Im ganzen liegt die Rolle der gelben Rasse noch in der Ferne, wenn auch ein Erwachen durch die ungeheuren Massen zu gehen beginnt. Wird das Abendland bis zum Zeitpunkt des vollen Erwachens dieses Gegners wieder erstarkt sein? Oder soll der von England verschuldete Niederbruch Europas zum „Untergang des Abendlandes“ werden?

Es liegt mir fern, aus dem bisher Gesagten prophezeien zu wollen. Die Entwicklung all der vielen Faktoren ist nach Zeit und Stärke noch ungewiß. Jede Politik aber wird auf der Grundlage der besprochenen Faktoren ruhen müssen, um überhaupt einen Kurs zu bekommen und „in der Erscheinungen Flucht“ nicht das Ziel zu verlieren. Die Parlamente sind zu solcher Führung nirgends imstande, sind es nie gewesen. Und die Staatsmänner? Es ist wohl zu beachten, daß zur Zeit nur

1) Es ist gar nicht nötig, nicht einmal wahrscheinlich, daß diese Verwicklung mit den Waffen unmittelbar ausgetragen werde.

ein wirklicher Staatsmann da ist: das ist Lloyd Georges. Wird er bleiben und durchhalten?

Man gestatte hier eine kleine Abschweifung auf den „Völkerbund". Daß er eine Unmöglichkeit ist, dürfte nach vorstehendem klar sein. Wie soll der Bund diese Differenzen, die allenthalben entstehen, beheben? Auch England kann auf die Dauer nicht mit ihm arbeiten, ebensowenig Frankreich. Selbst wer sich ihm mit ehrlichem Willen gegenüberstellt, muß erkennen, daß er auf einem scholastischen Irrtum ruht. Auf dem Irrtum nämlich, daß es zwischen Völkern und Staaten nur rationale Rechtsfragen gibt. Nicht einmal für das Gebiet der reinen Wirtschaftsfragen gilt das, geschweige denn für die ungeheuren geschichtlichen Kräfte, die mit dem Charakter der Lebensenergie unmittelbar zusammenhängen. Die Volksenergie ist nicht eine unveränderlich gegebene Konstante. Weder das Entwicklungstempo noch die Entwicklungskräfte zwischen den einzelnen Völkern sind gleich und oft genug dem Willen der einzelnen völlig entzogen. Will der Völkerbund, um nur eines zu nennen, etwa die Frage der Bevölkerungsvermehrung reglementieren? Ist der Erfindergeist, die Organisationsfähigkeit, der Fleiß, der Wissensdrang, so entschieden an den Volkscharakter gebunden, jemals von außen her dort zu fördern, hier zu hemmen? Nichts dieser Art ist möglich, es sei denn, daß der Völkerbund auf den Boden des Kommunismus tritt und jedes materielle wie geistige Eigentumsrecht leugnet. Und selbst dann: lassen Liebe und Haß, Sympathie und Antipathie, läßt die ganze wesenswichtige Gefühlswelt mit der unendlichen Vielgestalt ihrer Imponderabilien sich verstandesmäßig „verordnen"? Nicht einmal im Reich der Individualschicksale ist das möglich, wie viel weniger in dem der Völkergeschicke und geschichtlichen Kräfte! Nein: der Völkerbund ist ein Irrtum, meinetwegen ein großartiger Irrtum, aber ein Irrtum, weil er wesentlich irrationale Urelemente des Lebens ins enge Netz des Rationalismus spannen will.

Wenden wir uns nun Deutschland zu. Seine innere und äußere Lage ist traurig und z. Z. vermag nichts seinen Zerfall aufzuhalten.

Trotzdem hört man dauernd von „Zeichen neuen Aufstiegs" reden. Allein: wo sind sie? Und hält man die deutlichen Zeichen weiteren Abstiegs richtig dagegen?

Ehe wir die Frage untersuchen, müssen wir über zwei Dinge klar sein:

1. Es gibt nur Aufstieg oder Untergang! Langes Beharren in dem jetzigen Zustand ist unmöglich, wenn dabei auch zunächst noch Schieber und Dirnen sich „sauwohl“ fühlen.

2. Der Friede von Versailles, so hart er ist, wäre zu tragen, wenn Deutschland einig und zu selbstloser Arbeit entschlossen wäre. Es wäre dann auch unmöglich, daß Frankreich und England das deutsche Volk auf die Dauer knebeln. Abgesehen davon, daß der Versailler Frieden ohne die Revolution nicht gekommen wäre, wird er erst wirklich verhängnisvoll durch die Revolution und ihre Auswirkung.

Wir müssen nun die Lage in Deutschland in wirtschaftlicher, ethischer und militärischer Beziehung betrachten.

Wirtschaftlich.

Das Regulativ alles Wirtschaftslebens ist die Finanzlage. Die Gesetze vom 4. August 1914 haben uns tatsächlich die Papierwährung[1]) gebracht, und die allmählich zunehmende Papierinflation senkte den Markkurs trotz unsrer Siege. Der Zusammenbruch tat ein weiteres, aber auch das war reparabel, wenn wir der Geldentwertung im Innern vorgebaut und mit aller Kraft gearbeitet hätten. Denn Arbeit allein schafft Werte.

Den Rest gab uns die Revolution! Billige, reichliche und gute Produktion in Industrie und Landwirtschaft: das wäre das Heilmittel gewesen. Die Revolutionsmacher handelten umgekehrt! Streiks, verkürzte Arbeitszeit, Faulheit minderten die Produktion und willkürliche Lohnsteigerungen, Arbeitslosenunterstützung und last not least erhöhte Unternehmergewinne steigerten die Produktionskosten. Der Weg ist falsch!

Solange das kapitalistische Ausland Interesse daran hat, uns billig auszukaufen[2]), senkt es unsre Außenvaluta entsprechend. Der

1) Es ist unmöglich, hier in Finanzdetails einzugehen. Man lese hierzu eines der vielen guten Bücher, die über Finanzwesen geschrieben sind, z. B. Jores und Lemke, Grundzüge des Geld-, Kredit- und Bankwesens.

2) Sobald es dem ausländischen Kapitalismus nicht mehr paßt, kann er unsern ihm unerwünscht werdenden Export durch hohe Einfuhrzölle usw. nach Belieben abstoppen. Wir sind, dank unserer Schwäche, dagegen machtlos. Eine solche Maßregel würde unsere Valuta noch mehr verschlechtern, gleichzeitig aber auch unsere Exportindustrie lahmlegen.

Export „blüht", denn bestimmte Industriezweige und ihre Arbeiter verdienen glänzend! Ist das aber ein Zeichen unsres Aufstiegs?! Nein, denn tatsächlich zahlt uns das Ausland für unsre Arbeit Spottpreise — in Gold berechnet. Darauf kommt es aber allein an, davon hängt auch allein unsre Importfähigkeit ab. Tatsächlich leben wir im Ausverkauf Deutschlands.

Die Kehrseite dieser falschen Wirtschaft besteht im Sinken der Innenvaluta, die sich als allgemeine Teurung darstellt. Dadurch wurden die Lohnerhöhungen der Arbeiter illusorisch, und der Durchschnittsarbeiter steht jetzt re vera schlechter denn früher. Völlig erdrückt aber wird der Mittelstand. Es liegt ja aber in der Absicht des „Sozialismus" den geduldigen Bürger zu enteignen und zu proletarisieren.

Die Geldentwertung ist auch Ursache der Valutaschieberei und jenes schwunghaften Handelns, der dasselbe — scheinbar immer an Wert gewinnende — Objekt immer wieder aus einer Hand in die andere mit jedesmaligem Scheingewinne gehen läßt. Dadurch häuft sich an einzelnen Stellen (Banken, Aktiengesellschaften) das Geld an, und diese Institute bzw. ihre Besitzer werden nicht müde, vom Aufstieg zu reden.

Es ist Lüge! Wir gehen in den Bankrott — das ist die Wahrheit! Geschäftemachen, Schieben usw. ist keine produktive Werte schaffende, ist im Gegenteil eine destruktive Tätigkeit. — Es gibt nur zwei Abhilfen: Wir müssen wieder zur Goldwährung kommen — das ist sicher, und es gilt für alle jetzt an Papiervaluta leidenden Staaten — und wir müssen wieder wie früher arbeiten lernen.

Falsch ists nun, zu hoffen, daß die Papiermark je wieder Goldmarkkurs bekommt oder sich nur nennenswert hebt. Man kann aber den Valutaschwankungen Halt gebieten, den Valuta-Schiebe-Schwindel aufhören lassen und das reelle Geschäft wieder möglich machen, und das ist die erste Bedingung einer Reform.

Jede großzügige Finanzreform — und nur eine solche kann helfen — wird freilich auf die Widerstände der jetzt mühelos sich bereichernden Kreise, die auch Presse, Parlament und Regierung sehr weitgehend in der Tasche haben, stoßen. Und deshalb ist auch auf die an sich mögliche Gesundung unserer Finanzen und damit des ganzen Wirtschaftslebens vorläufig nicht zu hoffen.

Freilich, alle Finanzreform ist zwecklos, wenn wir nicht gleichzeitig wie oben erwähnt „billig, reichlich und gut produzieren", d. h. wenn wir nicht wieder ehrlich und fleißig arbeiten lernen. Wir sind arm geworden, werden arm sein und für lange bleiben, und da heißt es, die Armut gemeinsam tragen. Das ist soziale Pflicht! Dies schöne Wort ist auch schon oft ausgesprochen, indes solange Dividenden von schwindelhafter Höhe[1]) gezahlt werden und die Truste Preise diktieren, die im Inlande eben unerschwinglich sind, sind wir weit davon ab.

So bleibt aber auch die berechtigte Erbitterung der Linksradikalen, die erkennen, daß der einzige Sinn der Revolution, die Zertrümmerung des Großkapitalismus, verkehrt ist, und daher mit Recht ihre früheren Genossen Scheidemann, Noske usw. als Verräter an der heiligen Sache darstellen. Und die Bewegung wird bleiben und immer neue Erschütterungen auslösen, bis Abhilfe kommt.

Fassen wir Alles zusammen, so kann man sagen, daß wir uns auf der schiefen Bahn des wirtschaftlichen Abstieges befinden. Nichts berechtigt zu Hoffnungen für die Zukunft, solange wir den bisherigen Weg weiter gehen.

Man vergesse aber auch nicht, daß, so wichtig die wirtschaftliche Gesundung ist, sie nur die Vorbedingung des moralischen Aufstiegs ist. Im übrigen bleibt der moralische Aufstieg die Hauptsache, ja, ohne ihn gibt es überhaupt keine Rettung.

Moralisch.

Das Thema ist genug behandelt. Ehe nicht der Materialismus gebannt wird, ehe nicht Pflichttreue gegen das Vaterland bis zum Tode wieder oberstes Gebot wird, ist an eine Besserung nicht zu denken. Noch aber sind wir davon weit ab, im Gegenteil, wir können es mit den verkommensten Ländern aufnehmen. Es ist, als ob seit der Revolution uns alle guten Geister verlassen hätten.

Aber immerhin: hier ist aus dem Volke heraus Besserung zu merken.

1) Eine Textilfabrik hat es 1920/21 auf fast 15 Millionen Einnahme bei 5 Millionen Aktienkapital gebracht, d. h. 300% Dividende, die allerdings zeitgemäß „verschleiert" wurde. Das Sinken der Rohstoffpreise geht spurlos an diesen Fabriken vorüber, im Gegenteil, wo sie können, ziehen sie die Preise noch durch Trustbildungen usw. an. Und dann wagen demokratische Blätter die angeblich hohen Gewinne in Abrede zu stellen. Soll man die Schamlosigkeit der Wucherer oder die Torheit der geduldigen Opfer mehr bewundern?

Ein wirklicher Fortschritt hat zur Voraussetzung, daß in Deutschland selbst die Wahrheit siegt. Es muß klar ausgesprochen werden, daß die Schlagworte vom Absolutismus, Militarismus usw. Lügen waren, Lügen aus elendem Parteiegoismus. Die größten Lügen aber sind die von unserer Schuld am Kriege, von unserer Eroberungssucht und von dem abgelehnten Frieden. Freilich, das Eingeständnis dieser Lügen ist für die Sozialdemokratie und ihren Anhang peinlich und würde ihr Ende bedeuten. Trotzdem muß es sein. Wir haben durch dieses frevle Lügenspiel der Entente ermöglicht, uns die Schuld am Kriege aufzubürden und diese Schuld ist der Eckpfeiler des Versailler Friedens.

Daß es im übrigen schwer sein wird, nachdem solange Böcke die Gärtner gemacht und jedes gesunde Pflänzlein ausgerottet haben, im Volk überhaupt wieder moralisches Gefühl zu erwecken, wird keiner bezweifeln, der klar sieht. Vor allem müßte dem Volk erst die Erkenntnis der Schmach seiner Knechtschaft aufgehen. War es wirklich ein Deutscher, der die Worte geprägt: „Eher den Tod denn in der Knechtschaft leben" und „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre?" Fast möchte man daran zweifeln.

Militärisch.

Als Empörung angesichts der Pariser Milliardenforderungen[1]) im Februar-März das deutsche Volk durchzuckte, da tat ein sehr hoher Verantwortlicher den klassischen Ausspruch: „Wir sind wehrlos". Daß er aber vor 2 Jahren gesagt hat: „Und wenn die Revolution uns nichts weiter gebracht hätte, so hat sie uns wenigstens vom Militarismus befreit", das hat er dabei nicht verlautbart. Ja — wir sind wehrlos, dank der Revolution, der Zertrümmerung des Heeres und des dadurch allein möglichen Versailler Friedens.

Und da überall Machtpolitik getrieben wird, Macht heute mehr denn je vor Recht geht, so bleiben wir auch wehrlos, jeden Augenblick dem Zugriff jedes kleinen Kläffers ausgesetzt, den Frankreich auf uns hetzen will.

1) Bezeichnend für das „Deutsche Volk" ist immerhin, daß es Kriegsschuld, Entwaffnung, Länderraub, kurz alles Schmachvolle des Versailler Friedens ruhig hingenommen hat. Als es an den Geldbeutel ging, da kam die nationale (?) Empörung.

Wehrlos ist aber ehrlos! — Wird das deutsche Volk noch einmal um seine Stellung kämpfen können? Es liegt trotz aller Knebelung an ihm, denn nicht Waffen, nicht Taktik geben den Ausschlag, sondern der Wille und Männer. Ein Volk, das die Freiheit will, ist unbesiegbar, und wenn es mit Fäusten und Zähnen kämpft. Solange aber wir in Demut den Rücken zur Züchtigung hinhalten, solange „Deutsche" sich bemühen, in der Entwaffnungsfrage noch unsere Feinde zu übertrumpfen, — solange sind wir wehrlos — ehrlos und Sklaven. Ich weiß nicht, ob jemand einen Aufstieg in dieser Hinsicht nachweisen kann! Ich nicht.

* * *

Fassen wir alles zusammen, so ist meines Erachtens wenig zu sehen, was einem wirtschaftlichen, moralischen oder militärischen Aufstieg ähnlich sieht, recht vieles dagegen, was weiteren Verfall andeutet.

Ohne einen Aufstieg auf diesen drei Gebieten wird aber Deutschland zur politischen Machtlosigkeit verdammt. Denn auch der größte Politiker kann keine Erfolge haben, wenn er nichts hinter sich hat.

Es fragt sich aber weiter, wer soll den Aufstieg herbeiführen und Deutschland wieder Achtung verschaffen?

In erster Linie wären Regierung und Parlament dazu berufen. Da wir parlamentarische Minister haben, so kann man beide als Einheit betrachten.

Nun hat noch nie ein Parlament in großen schweren Zeiten etwas geleistet, höchstens hat ein großer Mann auch mit (oder gegen) ein Parlament etwas erreicht z. B. Washington. Daß ein Parlament, das so wenig, wie das unsere, auf einer Auswahl der Tüchtigsten aufgebaut ist, eine Ausnahme machen sollte, ist nicht anzunehmen; im Gegenteil, die bisherigen Ergebnisse berechtigen zu den kühnsten Erwartungen nach der andern Seite.

Es kommt hinzu, daß ein Parlament, wie das unsere, höchstens Kompromisse beschließen kann. Da es sich aber hier um Weltanschauungen handelt, gibt es keine Kompromisse: die Fragen müssen ausgekämpft werden.

Vollends unlösbar wird die Sache, wenn man auf die Parteien blickt.

In den Deutschnationalen liegt viel Starkes, Gesundes. Befreien sie sich von den nach ihrer Handlungsweise gar nicht zu ihnen gehörigen Elementen, werden sie fest, mannhaft und finden sie, was bei reinem Wollen möglich ist, den Weg zum Arbeiter, so können sie führend werden, Vorläufig . . . .?

Die andern bürgerlichen Parteien leiden zunächst alle daran, daß sie mit der Sozialdemokratie paktieren wollen. Wie das überhaupt erwogen werden kann, ist unklar. Pseudosozialismus und Pseudodemokratie — beide in der Sozialdemokratie vereinigt, haben uns den Krieg verlieren lassen, hindern noch jetzt jede Besserung und sind obenein unbelehrbar. Kann man Feuer und Wasser mischen?

Anderseits vertreten diese Parteien teils bewußt, teils unbewußt den Standpunkt des Kapitalismus. Der Gedanke der Pflicht, daß alle für einen zu stehen haben, um Deutschland wieder zu heben, der erfüllt sie nicht. Daß sie einzelne gesunde Züge haben, namentlich die christliche Volkspartei, soll gern zugestanden werden.

Die Sozialdemokratie, deren Führer die Hauptschuldigen an der Revolution sind, kann nicht anders, als weiter „verneinen". Wehe ihnen, wenn das Volk zur Erkenntnis käme! Aber trotz allem, in 50 Jahren wird die Welt auf den Kulturrückschritt der Sozialdemokratie herabblicken, wie wir auf die Wiedertäuferei des Thomas Münzer und ähnliche Menschheitspsychosen.

Die linksradikalen Parteien haben für sich, daß sie den Kampf gegen das wuchernde Kapital heute mit mehr Recht, denn je, predigen können. Daher der Zulauf zu ihnen. Auf der andern Seite sind sie so international, jüdisch und so auf die Diktatur des Proletariats (d. h. der Herren Führer) eingestellt, daß sie in den guten Arbeiter- und Bürgerkreisen[1]) keinen Eingang finden können. Es belastet sie auch, daß sie sich wirklich üble Verbrecherelemente nicht fernhalten.

Alles in Allem ist es sonach ausgeschlossen, daß unser Parlament einen Aufstieg herbeiführen kann. Und jede aus ihm hervorgegangene Regierung kann dies nicht, da sie nur in Kompromissen arbeiten wird. Die jetzige bürgerliche Regierung beugt sich in Wirklichkeit folgerichtig den Wünschen der Sozialdemokratie.

1) Bezeichnend ist auch die Kampfansage gegen den „Bourgeois", der doch heute gewiß nicht mehr allgemein als Träger des Kapitalismus anzusehen ist. Wozu dieser Kampf? — sapienti sat.

Man bedenke, daß selbst ein so vorzügliches Parlament, wie der römische Senat, in schweren Zeiten verzichtete, parlamentarisch retten zu wollen, sondern den großen Entschluß einer Diktatur faßte. Wird unser Parlament dazu die Größe haben?

In richtiger Erkenntnis — gefühlsmäßig — wartet das Volk auf den „großen Mann". Nun, es kann lange warten. Solange die, die an allem Unheil schuld sind, die Revolutionsmacher, die Kriegsgewinnler, Demagogen und Schieber in entscheidenden Stellen sitzen, solange laß alle Hoffnung schwinden, Deutschland! Denn solange werden auch die Männer, die das böse Ende kommen sahen, die warnten und mit allen Mitteln sich dagegen stemmten, nicht zur Geltung kommen können, sie werden im Gegenteil als „Belastete" beschimpft, verleumdet und mit Dreck beworfen.

Wenn man aber heute vielfach hört, es fehlten überhaupt die geeigneten Männer, so ist das lächerlich. Der Krieg hat wahrlich bewiesen, daß Deutschland starke, kluge und pflichtgetreue Männer hat. —

Viele haben allmählich das Rennen aufgegeben und setzen auf die J u g e n d. Gewiß lebt in einem Teil derselben (und zwar durch alle Kreise, Studenten, Kaufleute, Arbeiter hindurchgehend) ein neuer Geist, der Geist des Idealismus, des Willens und der Bereitwilligkeit zur Aufopferung. Aber es fehlt an Einigkeit, Unterordnung und Selbstdisziplin! Auch hier herrscht unfruchtbare Kritik, Rechthaberei und — so hart es klingt — gegenseitige Ehrabschneiderei.

Zudem tritt auf der andern Seite eine Verrohung und eine so ungeheuerliche Verderbtheit der Jugend — als Ergebnis der liberalistisch-materialistisch-sozialdemokratischen Irrlehren — zutage, daß die Hoffnung auf die Jugend als Ganzes nicht berechtigt ist. —

Noch unbegründeter ist die Hoffnung auf die F r a u e n. Diese Hoffnung ist nur ein Zeichen der Effeminierung der Männer und Virilisierung der Weiber infolge des Materialismus. Nie würden wirkliche Männer ihre Hoffnung auf des Weibes Kraft setzen, denn Männer machen die Geschichte.

D i e H o f f n u n g a u f d i e F r a u e n i s t n u r d i e B a n k r o t t e r k l ä r u n g d e s M a n n e s.

Freilich sollten die Frauen zum Aufstieg mithelfen. Auch für sie gilt das Gebot der Pflichterfüllung, aber ihrer n a t ü r l i c h e n Bestimmung und ihren n a t ü r l i c h e n Fähigkeiten nach. Und da steht

vorweg die Pflicht als treue Gehilfin des Mannes und als Mutter. Die Kraft jedes Staates hängt lediglich von der Familie und damit von den Müttern ab. Alles andere ist Torenwahn. Aber gerade die Mutter und die treue Gehilfin des Mannes gilt heute nichts.

Groß ist heute nur das unfruchtbare Dirnentum im schillernden Gewande der Dame. Und alle die Begleiterscheinungen, die blöde Gleichmacherei, „die Befreiung“, „die Politisierung“, das „Sichausleben“ des Weibes — das alles sind Zeichen des Volksverfalls, wie sie fast stets beim Sterben von Völkern aufgetreten sind — bezeichnenderweise jedesmal, genau wie heute, als Fortschritt gepriesen. —

Wieder andere vertrauen auf Gott, „der Deutschland nicht verlassen wird“. Nun, wir haben Gott verlassen, so ist die Sache! Vorläufig ernten wir die Saat des Unheils, die „Deutsche“ gesäet haben. Und im übrigen hilft Gott nur dem, der sich selbst mit aller Kraft und reinem Herzen zu helfen sucht.

Auch ich baue auf Gottes Hilfe. Gottes Mühlen mahlen langsam. Aber sie wird kommen, die gottgesegnete schwere Not, und da werden wir noch einmal gewogen werden. Werden wir wieder zu leicht befunden? Alles deutet darauf hin! Dann stirb, entehrt und verachtet, deutsches Volk! Du hast Dein Schicksal verdient.

Man wende nicht ein, daß breite Teile des Volkes doch noch gut sind. Auch im alten Athen, Karthago, Rom gab es zur Zeit ihres Untergangs noch viele ganze Männer und edle Frauen, und der Untergang kam doch, weil Feigheit und Weichlichkeit zu lange gewirkt hatten. Und wenn anderswo einzelne Ursachen, z. B. in Karthago Pazifismus und Liberalismus, in Rom Dirnentum und Kapitalismus, die Staaten zu Fall gebracht haben, so haben wir tatsächlich gleichzeitig alle die Krankheitserscheinungen, die zum Völkertod führen. —

Schwarzer Pessimismus ist am Platze, freilich kein duldender, verzweifelnder, sondern ein aktiver, mannhafter. Beiß die Zähne zusammen, schließe ab mit allem und dann an die Arbeit! „Durch“. Wir werden nicht alle den Aufstieg erleben, aber auf ihn hinarbeiten, das können wir alle. Dafür sorgen, daß Egoismus und Materialismus ertötet werden, daß der Idealismus, der Geist der Treue, der Pflichterfüllung, des Gehorsams wiederkehrt, das ist das

Gebot echten Sozialismus und echter Demokratie. Jeder, der reinen Willens und Herzens, ohne Rücksicht auf seine eigene werte Person dahin wirkt, legt den Grund zur Möglichkeit eines späteren Aufbaues. Und so ist diese Arbeit nötig und Voraussetzung.

Ich jedenfalls gehe diesen Weg! Die maßlosen, gemeinen Angriffe und Verleumdungen, die man gegen mich geschleudert hat, machen mich nicht irre. Ich schreibe nicht um Gunst oder Ungunst der Jetztzeit. Bekennen vor der Geschichte wollte und will ich, was mich getrieben hat und was mich noch heute treibt. Das Urteil anonymer Wichte ist für mich völlig gleichgültig. Ich habe nach äußerer Ehrung nie gegeizt, Haß und Verleumdung lassen mich kalt. Ich habe nur eins gekannt und kenne nur eines; den geraden Weg der Pflicht. Und im übrigen halte ich mich an das Wort Bismarcks: „Meine Ehre steht in Niemandes Hand, als in meiner eigenen; die eigene, die ich in meinem Herzen trage, genügt mir vollständig und niemand ist Richter darüber. Meine Ehre vor Gott und den Menschen ist mein Eigentum, ich gebe mir selbst so viel wie ich davon glaube verdient zu haben und verzichte auf jede Zugabe."

Ich habe mit den Zerstörern deutscher Herrlichkeit so wenig gemein wie mit denen, die jetzt aus der Not der Zeit Milliarden für sich „verdienen". Denen aber, die ohne mich auch nur zu kennen, sich an der Verfolgung beteiligen, rufe ich zu: prüfet wenigstens, nicht um meinetwillen, sondern um Deutschlands willen.

Dunkel ist Deutschlands Zukunft, freudlos die Gegenwart: der Rest ist Arbeit. Aber tragen soll mich dabei die Erinnerung! Ich habe dem Heere angehört, dessen Heldenkampf noch in fernsten Zeiten die Bewunderung der Welt finden wird. Und diesem Heere habe ich alle Kraft je und je gewidmet. Keine andere Rücksicht hat mich geleitet. Das ist mein Stolz, meine Ehre, mein Trost. Euch, die Ihr gleichen Sinnes mit mir seid, Euch insonderheit, die Ihr für Deutschland Euer Leben in Treue bis zum Tod dahin gegeben habt, Euch reiche ich im Geist die Hand.

Wie warst Du herrlich und schön in Deiner Treue, Du unbesiegtes, schmählich von Verrätern gemordetes

Du stolzes Kaiserlich deutsches Heer!

Personen- und Sachregister.

L.

M.

Vom gleichen Verfasser sind ferner erschienen:

1. Konnten wir den Krieg vermeiden, gewinnen, abbrechen? Verlag August Scherl, Berlin.
2. Der Irrwahn des Verständigungsfriedens. Verlag August Scherl, Berlin.
3. Der 13. März 1920. Verlag Max Kiehn, München.

Als wertvolle Belege für die Tätigkeit der O.H.L., wie sie in diesem Buch geschildert wird, verweisen wir im besonderen auf das Studium der „Urkunden der obersten Heeresleitung", herausgegeben von General Ludendorff bei E. S. Mittler und Sohn, Berlin.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.